Ilse Arnheiter: „Ilse setz' dich!" Aufstand einer Jugend

Ilse Arnheiter

„Ilse setz' dich!"
Aufstand einer Jugend

Ein unbequemes Spiegelbild

19 75

Verlag Hohe Warte — Franz von Bebenburg KG

Den Schutzumschlag und den Rückentitel schuf Gerhart Winkler
Alle Rechte behält sich der Verlag vor.
Copyright by Verlag Hohe Warte - Franz v. Bebenburg KG 1975
Nr. 273
Gesetzt aus der Concorde und gedruckt bei
Neckardruck Wolfram Duppel, Stuttgart 50

Inhalts-Übersicht

Die Lieblinge Gottes	7
Der „gottgewollte" Krieg	27
Die Schule der Heuchler	49
Auf der Suche nach Wahrheit	62
„Bleibt fest in der Furcht des Herrn!"	85
Volkserhaltende und -zerstörende Religionen	98
Die Marxisten	123
Von Jesus zu Rathenau	149
Ach wie lebt ich gern!	181
Schutzwall gegen störende Einflüsse	206
Die Judenfrage	220
Das Neue Testament	235
Ende und neuer Anfang	252
Die Entscheidung	285
Schrifttumsverzeichnis	296

Einstimmung

Die wenigen, die was davon erkannt,
die töricht gnug, ihr volles Herz nicht wahrten,
dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
hat man von je gekreuzigt und verbrannt.
J. W. v. Goethe, Faust I

Und wenn ich wüßte, daß morgen die Welt unterginge,
so wollte ich heute noch einen Apfelbaum pflanzen!
Martin Luther

Die Selbsterkenntnis war allezeit der nächste Weg zur Religion. - Der Buchstabe ist nicht der Geist und die Bibel nicht die Religion. Folglich sind die Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.
Gotthold E. Lessing

Die Wüste wächst! Weh dem, der Wüsten birgt!
Friedrich Nietzsche

Esau sprach zu seinem Vater: Hast du denn nur einen Segen, mein Vater? Segne mich auch, mein Vater! und hob auf seine Stimme und weinte. Da antwortete Isaak, sein Vater, und sprach zu ihm: Siehe da, du wirst eine Wohnung haben ohne Fettigkeit der Erde und ohne Tau des Himmels von oben her. Von deinem Schwerte wirst du dich nähren und deinem Bruder dienen. Und es wird geschehen, daß du auch ein Herr sein und sein Joch von deinem Halse reißen wirst.
I. Mose 27, 39-41

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst. - Und warum keine? Aus Religion!
Friedrich Schiller

Die Lieblinge Gottes

Erster Protest-Song – „Der Herr hat's gegeben . . ." – Allein zur Schule – Die Heilswahrheiten – Der liebe Gott muß sich ausruhen – Kain und Abel heiraten – Ilse setz' dich! – Der betrogene Betrüger – Der Liebling Gottes – Josef und die sieben fetten Jahre – Der hohe Kirchenmann – Das diktierte Wort Gottes

Als ihre erste Gegenüberstellung mit der selig machenden Kirche stattfand, konnte sie sich noch nicht setzen, da sie die Voraussetzung dazu noch nicht erfüllte: sie konnte noch nicht stehen!

Sie lag – acht Wochen alt – im liebevoll geputzten Waschkörbchen, in dem auch schon die beiden Schwestern gelegen hatten, und eines Sonntags wurde sie hochgenommen, in ein uraltes, vererbtes Kleidchen gesteckt und in die Wohnstube getragen, wo der gütige Pfarrer des Dorfes schon bereitstand zur Haustaufe, ausnahmsweise gestattet wegen der Zartheit der Mutter.

Das Wasser war kein Jordan-Wasser wie bei „Kaisers", extra transportiert aus dem Heiligen Lande *), sondern es war – schlicht und einfach – das Wasser aus der „Hof"-Pumpe, das diese täglich aus geheimnisvoller tiefer Erdkühle heraufholte. Aber dies Wasser war kalt, und der Täufling schrie aus Leibeskräften, am Ende krebsrot im kleinen Gesicht.

*) Die sieben Kinder des letzten deutschen Kaisers wurden mit Jordanwasser getauft.

Dies war der erste „Protest-Song" der viel später sogenannten „Ilse-setz-dich".

Als sie laufen konnte und der kleine Geist langsam aufwachte, trippelte sie gern neben der schönen jungen Tante über den evangelischen Friedhof der Heimatstadt mit den uralten rauschenden Linden und zog die Tante immer wieder zu den winzigen Kindergräbern, mit weinenden Engeln auf den Sockeln. Und sie erfragte eifrig Namen und Alter der Gestorbenen und die Sprüche, die auf den Steinen eingemeißelt waren: „Gottes Wege sind unerforschlich", oder aber: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt."

Sie fragte die Tante, warum der „Herr" denn überhaupt ein kleines Kind auf die Erde schickte, wenn er es doch nach kurzer Zeit schon wieder fortnahm, und warum sein Name dafür noch gelobt werden müßte, wenn doch die Eltern soviel Herzeleid um den Verlust trügen. Die darauf erteilte Antwort vergaß sie wieder, aber oft stellte sie sich neben solchen Stein und streichelte die Flügel des kleinen Porzellanengels, der so weinte, und streute ein paar auf der nahen Wiese gerupfte Gänseblümchen auf das winzige Grab.

An heißen Sommertagen ging die Großmutter täglich mit ihr zu dem „Erbbegräbnis" der Familie, betätigte die in der Nähe stehende Pumpe und schleppte die grüne Gießkanne zu den Efeuhügeln von Bruno und Rudolf und den vielen anderen. Eines Tages war auch die älteste Schwester mitgekommen und hörte, wie die Kleine tröstend sagte: „Wenn du mal da unten liegst, Großmutti, dann begieße ich dich auch jeden Tag!"

Aber die sonst so gute Großmutter machte ein böses Gesicht und schalt das Kind heftig; sie war noch abergläubisch und meinte, das Mädchen habe „den Tod beschrien". Diese Reaktion der geliebten Großmutter konnte die jüngste Enkelin

lange nicht verkraften; das ging über ihren kleinen Verstand noch weit hinaus.

Als sie fünf Jahre alt war, hielten ihre beiden Schwestern Lotte und Trude, vier und zwei Jahre älter, einen geheimen „Zweier-Rat" ab – das taten sie öfter – und beschlossen, der Jüngsten schon jetzt vor Eintritt in die Schule das Lesen beizubringen, weil die geliebte, zarte Mutter dafür keine Zeit haben würde. Nach der schnellen Erledigung der Fibel wurde ernsthaft geprüft, welcher Lesestoff nun geeignet sei, und sie verfielen beide auf die Geschichten von der Jugend Jesu, die im Religionsbuch der untersten Klasse der „Höheren Töchterschule" standen; die Schrift war klar und deutlich, dazu die bunten Bilder: eine herzbewegende Sache! So wurde mit dem Unterricht fortgefahren, beide Schwestern teilten sich darin und hatten in der „Lütten" ein geduldiges, kritikloses Objekt für ihre Unterrichts-Besessenheit.

Die Zukunft lag noch dunkel verhangen, aber die Kleine freute sich schon jetzt auf den ersten Schultag im März an der Hand der Mutter, und auch diese sprach schon oft davon.

Vier Wochen waren es noch bis zu diesem wichtigen Ereignis, da brachte man – unfaßbar – die Mutter nach einer Lungenentzündung auf den Friedhof, und das kleine Mädchen mußte das erste Mal allein zur Schule gehen, ihr Herz bis zum Rande von Trauer erfüllt.

Es freute sich niemand, daß sie schon lesen konnte, und sie selbst hatte auch keinen Spaß daran, im Gegenteil; vom Aal bis zur Zwiebel mußte sie alles noch einmal über sich ergehen lassen. Beim „Lesen bis zum Fehler" gab es ein böses Geraune der 46 Mädchen, wenn sie nicht schon nach zwei Sätzen stolperte, sondern in freudiger Bewegung drei Seiten fehlerlos las – sie glaubte wirklich, auch die Mitschülerinnen müßten sich mitfreuen – aber das drohende Mur-

ren der Klasse ließ sie zweifelnd erschrecken, und darüber versprach sie sich, und die nächste kam an die Reihe.

Also warf sie sich im zweiten Schuljahr auf ein anderes Gebiet und sang jeden Morgen zu Beginn der Religionsstunde mit Hingebung im Chor: „Liebster Jesu, wir sind hier, dich und dein Wort anzuhören, lenke Sinnen und Begier auf die süßen Himmelslehren, daß die Herzen von der Erden ganz zu dir gezogen werden!"

Die Religionsstunde ging so dahin, die Jesus-Geschichten kannte sie ja schon alle, nur gelegentlich kam eine scheue Verwunderung über sie: wie konnte Jesus bei der Hochzeit zu Kana nur zu seiner lieben Mutter sagen: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?" Er war doch ein Gottessohn und konnte so harte Worte gebrauchen? Das verstand sie nicht, und während die Geschichten an ihrem Ohr vorbeirauschten, hörte sie wieder die tote Mutter alte Kinderlieder singen und Märchen erzählen, vom Häslein, das spazieren ging, vom Seemann, dem sein Geld nichts nützt, wenn er doch ins Wasser fällt, vom Aschenputtel, Schneewittchen und vom listigen Wolf. Und aus dem bunten Bild der Jungfrau Maria im Religionsbuch stieg wie aus Tiefen das Bild der eigenen Mutter herauf, die nun unter dichtem Efeu in der Erde lag, und die sie nur dort suchen konnte, nicht oben in einem Himmel, den sie nicht verstand.

Vor Beginn des dritten Schuljahres kam der Umzug durchs halbe Vaterland bis hin zur Grenze im Osten, kam das Leben in einer kleinen evangelischen Enklave mitten unter einer Überzahl von katholischen Polen. Sie lebten alle durchaus friedlich miteinander, aber die evangelische Religionslehrerin war eine überaus eifrige Dame und hämmerte sechsmal die Woche in der ersten Stunde die „Heils-Wahrheiten" ein, auch wurden die Achtjährigen nun mit dem auserwählten Volk bekannt gemacht, von dem die Mutter nichts erzählt hatte, auch nicht Fräulein Balder,

die rundliche, gemütvolle Religionslehrerin der ersten zwei Jahre.

Die Dame Spiro war dünn wie ein Klappergestell. Aber sie war eine streitbare Kämpferin für ihren Glauben. Trotzdem ließ sich die Klasse wenig davon beeindrucken. Gelangweilt und kritiklos ließen die meisten die tägliche Stunde über sich ergehen und schielten heimlich durchs Fenster hin zur Turmuhr der Kirche auf der anderen Seite des Marktplatzes, ob es noch nicht Zeit wäre, daß die Klingel ertönte zum Stundenschluß.

Die „Neue" hatte ein eigenes Religionsbuch kaufen müssen, d.h. der Vater hielt es für Ehrensache, daß sie ein altes gebrauchtes zum halben oder drittel Preis organisierte von einer abgehenden oder älteren Schülerin der höheren Klassen; denn drei Töchter auf eine Schule mit teurem Schulgeld zu schicken, war damals noch ein echtes Opfer der Eltern. Sie bekam auch eines, das schon durch drei Hände gegangen war, und die Namen der früheren Eigentümer auf der ersten Seite des Buches begleiteten sie die nächsten drei Jahre.

In der ersten Religionsstunde nach den Osterferien fiel die „Neue" schon unangenehm auf, sie trat ins „Fettnäpfchen", wie man auch hier im Osten zu sagen pflegte, und beim Mittagessen in den verschiedenen Familien war die „Neue" das Tischgespräch. Denn sie hatte sich gemeldet und Fräulein Spiro gefragt, wieso sich der liebe Gott einen ganzen Tag hatte ausruhen müssen, wo er doch sechs Tage immer nur kurz gesprochen hatte: es werde Licht – es sammle sich das Wasser – es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut – und so weiter, sechs Tage lang? Fräulein Spiro war etwas verwirrt gewesen und hatte die Neue erstaunt gemustert, aber da sie merkte, daß das kleine Mädchen nicht keck oder frech war, sondern die Frage ernsthaft gemeint war, hatte

sie nur ruhig geantwortet: „Laß nur, Kind, das verstehst du jetzt noch nicht!"

Das „Kind" war auch gleich wieder abgelenkt worden, denn machtvoll überkam es mitten unter all den Mitschülerinnen die Erinnerung an die verstorbene Mutter, die den ganzen Tag immer gearbeitet, auch sonntags wenig Zeit zum Ausruhen gehabt hatte. Dieser Gott, der sich ausruhen mußte, war ihr fremd. Hatte nicht der Vater gesagt, daß Gott immer tätig sei, daß selbst die Erde im Winter, daß die ganze Natur immer arbeite?

Aber sie verdrängte die Zweifel und sang das schöne Lied „Geh aus mein Herz und suche Freud in dieser schönen Sommerzeit" mit aller Begeisterung mit im Chor in den ersten warmen Frühlingstagen. „Die Glucke, die die Küchlein ausführt", hatte es ihr besonders angetan, hatten sie doch selbst im Hühnerstall eine, deren Kamm ganz blaß geworden war in der Zeit, wo sie immerfort auf den Eiern hatte sitzen müssen. Der Vater hatte gesagt, man müßte eigentlich vor solch einer Glucke den Hut ziehen, weil sie solch gute Mutter sei. Und dieser Gott war ein Mann, wie Fräulein Spiro gesagt hatte, redete bloß tagelang und mußte danach einen vollen siebenten Tag ausruhen? Immerhin kannte sie schon solch ein männliches Exemplar in ihrem jungen Leben, den Vater der sanften Freundin Sophiechen – der redete auch immer so viel und ließ seine Frau arbeiten und mußte sich immerfort ausruhen. Also gab es so etwas auch im Leben?

Nun, vielleicht hatte Fräulein Spiro recht, sie würde das vielleicht später verstehen . . .

Aber da kam schon wieder etwas Unverständliches! Wieso konnten Kain und Abel Frauen zum Heiraten finden, wenn doch ihre Eltern Adam und Eva die ersten Menschen waren? Da mußten doch anderswo auch schon Menschen gewesen sein? Sie grübelte, aber dann hob sie den Finger und

fragte danach. Wieder zeigte sich ein merkwürdiger Ausdruck auf Fräulein Spiros Gesicht, sie hob die Hand, als wollte sie etwas Lästiges wegwischen und antwortete: „Sei ruhig, Kind, natürlich waren Adam und Eva die ersten Menschen, aber Gott ließ in einem anderen Land später auch welche entstehen, von denen die Bibel nicht extra berichtet. Und von denen holten sich Kain und Abel ihre Frauen."

Als der Sommer heiß wurde und auf dem Markt der Liter Heidelbeeren für 10 Pfennig wortreich angeboten wurde, waren Esau und Jakob im Religionsbuch an der Reihe. Fräulein Spiro schilderte die Sache mit dem Linsengericht und der verkauften Erstgeburt in bewegten Worten. Die kleine Aufsässige konnte es nicht fassen: das also hieß handeln! So wie sie es auf dem Markt erlebt hatte, wo aus reiner Freude oder Habgier gefeilscht wurde, wie sie es nie in der alten Heimat gesehen hatte. Und so handelte ein Bruder am anderen, der hungrig war!

Und dieser Bruder Jakob sollte der Liebling Gottes sein? Schon ging ihr Finger in die Höhe, um Klarheit zu finden. Aber die Lehrerin unterbrach sie erregt, hob die Hand und senkte sie, dreimal tat sie das, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, und über die verdutzten Kinder hinweg rief sie: „Setz dich, Ilse, setz dich, er wird ja noch geläutert!" Und bei dem zweimaligen „Setz dich" und dem Wort „geläutert" schnellte ihre Hand nach unten, und „Ilse setzte sich" voll Erstaunen und Beklemmung. Was hatte sie nur getan?

Konnte Gott denn diesen schrecklich feigen Jakob wirklich lieber haben? Einen Betrüger? Stimmte es wirklich, daß diesem Gott die Sünder und die Schwachen lieber waren als die Gesunden und Starken? Wollte er beweisen, daß es gut sei, sich „herunter zu halten zu den Niedrigen", wie es die Lehrerin so oft betonte? Sie wußte keine Antwort und beschloß, gelegentlich den Vater zu fragen, falls sie selbst keine Lösung fände.

Aber es kamen schon in der nächsten Religionsstunde neue Schwierigkeiten, als Rebekka, die Mutter, Jakob das Fell anlegte, um ihren blinden Mann zu überlisten, Jakob den Segen zu erteilen statt Esau, dem Erstgeborenen. Nun wurde ihre Empörung zur hellen Flamme. Eifrig stach ihr Finger in die Luft: „Aber schämt sie sich denn nicht, ihren blinden Mann zu betrügen? Das will eine Mutter sein? Meine Mutter hätte das nie getan!" Und die Tränen liefen ihr im Zorn die roten Wangen hinunter, sie legte den Kopf auf die Schulbank, und all der Jammer um ihr mutterloses Dasein löste sich in wildem Schluchzen. Wer sprach denn von ihrer toten Mutter, die so gut gewesen war, wie sie sich Engel vorstellte? In keinem Buch stand etwas von ihr, kein Kind lernte Geschichten über sie auswendig, wußte nichts von ihrer Sanftheit und Zartheit, ihrer grenzenlosen Liebe zu ihren Kindern, über ihren vieltägigen Todeskampf, in dem sie immer wieder geflüstert hatte: „Ich kann doch meine drei kleinen Mädchen nicht allein lassen!" Und wer kannte der Mutter große Liebe zu ihrem Mann, der ihr an Anstand und Rechtschaffenheit so ebenbürtig war? Wer sprach von dieser geliebten Mutter außerhalb ihres engen Lebenskreises? Niemand!

Aber diese Rebekka! Schon die Schwestern hatten von ihr gesprochen, Mutter und Tanten hatten vor vielen Jahren Geschichten von ihr gelernt, auch die Großmutter konnte sich noch genau entsinnen, daß sie als Kind in Schule und Kirche oft von ihr gehört. Alle Menschen kannten Rebekka, vielleicht seit Jahrhunderten, sie kannten Jakob und Esau, Kain und Abel! Warum nur? Und wer in der Welt kannte ihre eigene Mutter und all die anderen Mütter ihrer Freundinnen? Des sanften Sophiechens, der forschen schönen Polin Eleonora, der klugen Jüdin Hanna, die aus Berlin gekommen war? Wer kannte alle diese fleißigen, sorgenden Mütter, die nie zu einem Betrug fähig gewesen wären? In

ihrem Hirn wogten die Gedanken wild durcheinander. Und in ihren Jammer hinein hörte sie die Stimme der Lehrerin:

„Beruhige dich nur, du mußt es abwarten können, er wird ganz bestimmt geläutert."

„Geläutert", was war das wieder für ein Wort! Kein Erwachsener sonst gebrauchte es, nur der Pastor im Kinder-Gottesdienst sprach gelegentlich davon. Vielleicht „läutete" irgendwann diesem Jakob das Gewissen, das er bislang nicht zu haben schien? Oder hing das Wort zusammen mit dem schon mehrmals auswendig gelernten Satz: „Wo das Wort Gottes lauter und rein gelehret wird?" Sie wußte es nicht und wagte nicht, erneut zu fragen. Aber da fiel ihr ein, der Vater hatte kürzlich voll Hochachtung von einem Kollegen gesprochen, der eine lautere Gesinnung hatte.

Sie wußte, daß dieser Mann sehr anständig war, also war wohl „geläutert" so zu verstehen, daß Jakob mit Gottes Hilfe anständig würde, irgendwann! Darauf mußte sie nun wohl warten! Aber sie würde aufpassen! Sie beruhigte sich wieder, setzte sich gerade in ihrer Bank zurecht, sang fleißig mit im Chor: „Wie wird's sein, wie wird's sein, wenn ich zieh in Salem ein!" und dann zum Schluß: „Dir, dir, Jehova, will ich singen, denn wo ist wohl ein solcher Gott wie du!"

Das Leben ging weiter, auch ihr kleines Schulleben, und täglich wurde eine neue Seite des Religionsbuches in der ersten Stunde behandelt. Viele Kinder dehnten den Morgenschlaf bis in diese Stunde aus, sie aber saß fast immer hellwach und wartete auf den „geläuterten" Jakob.

Er mußte fliehen, er wurde von Laban betrogen, als der ihm die häßliche verschleierte Lea als Braut zuführte, wo er doch sieben Jahre um die schöne junge Rahel gedient hatte. Es erfüllte ihr Herz mit Genugtuung, daß er nun ein betrogener Betrüger war und noch weitere sieben Jahre dienen mußte. Dieses Freudegefühls schämte sie sich nicht, aber sie war jetzt vorsichtig und etwas mißtrauisch gewor-

den und verglich zuhause gern die Erzählungen im Religionsbuch mit denen der Hochzeitsbibel der Eltern.

Inzwischen berichtete Fräulein Spiro vom Abschied Jakobs von Laban und seiner Heimkehr zu Esau mit Frauen und zwölf Kindern, mit Knechten und Mägden und großen Viehherden. Aber im Religionsbuch war unterschlagen, was sie dann zu Hause in der Hochzeitsbibel unter 1. Mose 31 fand. Danach stahl die schöne, so geliebte Rahel die goldenen Hausgötter ihres Vaters. Götzen nannte sie die Bibel – und sie gingen heimlich mit auf die Reise. Laban, voll Entsetzen über den entdeckten Diebstahl, ließ seine Knechte hinter den Heimkehrern herjagen und befahl eine genaue Untersuchung der gesamten Belegschaft. Jakob stimmte zu, nichtsahnend oder wissend?

Alle Zelte wurden untersucht, auch die Lasten; als letzte sollte Rahel von ihrem Kamelsattel herunter, unter dem sie den Goldschatz versteckt hatte. Laban, der inzwischen auch an der Untersuchung teilnahm, „betastete die Hütte und fand nichts. Und Rahel sprach zu ihrem Vater: ‚Mein Herr, zürne nicht, denn ich kann nicht aufstehn vor dir, denn es gehet mir nach der Frauen Weise.' Also fand er die Götzen nicht, wie sehr er auch suchte."

Unter ihrem Kamelsattel aber schlummerten die goldenen Hausgötter ihres Vaters, der ohne sie glücklos werden mußte.

Von diesem Diebstahl an einem Vater stand nichts im Schulbuch, und Fräulein Spiro sprach auch nicht davon, sicher wußte sie nichts darüber! Aber die „Aufsässige" wußte nun Bescheid und doch wieder nicht. Es wurde hier also ein Diebstahl verheimlicht, das war klar. Aber warum brauchte Rahel nicht vom Sattel herunter? Warum schonte der Vater sie? Warum wurde ihrem Wunsche entsprochen und der Diebstahl daher nicht entdeckt? Was ging ihr da „nach der Frauen Weise?"

Fragen über Fragen! Fräulein Spiro würde sie nicht beantworten! Den Vater fragen? Nein! Mali, die ältliche, unverheiratete Haushälterin? Nein! Also blieben die Schwestern, die inzwischen fast 14 und 12 Jahre alt waren und oft ohne sie miteinander flüsterten und kicherten. Sie fragte die beiden „nach der Frauen Weise" und erfuhr knapp und von oben her, daß es ihnen auch schon „nach der Frauen Weise" ginge und daß man sich dann erwachsen vorkäme.

Warum wurde diese Geschichte im Religionsbuch unterschlagen? Die schöne Rahel war also eine Diebin und Lügnerin, vielleicht sogar im Einverständnis mit ihrem Mann?

Nach langem Überlegen beschloß sie, Fräulein Spiro von ihrer Entdeckung nichts zu sagen – aber es war also immer noch nichts mit Jakobs „Läuterung"!

Und wie feige, alle vor sich herzuschicken auf dem Wege zum Bruder, alle seine Herden mit ihren Hirten, der Sicherheit halber auch zwischen den einzelnen Herden noch grosse Zwischenräume im Falle eines Angriffs durch den einstmals so schwer betrogenen Bruder Esau, er aber ganz hinten, wenn auch vor seiner engsten Familie, aber auch diese wieder gestaffelt, voran die außerehelichen Kinder der Mägde mit ihren Müttern, dahinter die häßliche Lea mit ihren Söhnen und als letzte Rahel, die Lieblingsfrau und der Lieblingssohn, Josef Jakobssohn! Hatte nicht der Vater oft ein ihm verhaßtes Wort erwähnt: „Wenn du in den Krieg ziehest, so siehe zu, daß du hinten gehest, auf daß du als erster wieder heimkehrest!" Und dann hatte er demgegenüber das alte Friesenwort gestellt: „Lewer duod üs Slav!" und hatte seinen Töchtern erklärt, daß man alle Menschen der Welt nach diesen zwei Grundsätzen einteilen könnte, und daß immer mehr die an Zahl zunähmen, die um jeden noch so unrühmlichen Preis leben wollten!

Sie dachte in den Tagen darauf viel über diesen ihr so fremden Jakob nach, der immer noch das Lieblingskind

Gottes zu sein schien. Es gab also einen Gott, der Lieblinge hatte, und ausgerechnet Jakob hatte er erkoren! Dann wollte sie bei einem solchen Gott mit dem seltsamen Namen Jehova niemals Lieblingskind werden! Ein Vater, der Kinder vorzog – sie kannte kein Beispiel aus ihrem kleinen Lebensbereich.

Ihr eigener Vater schien ihr das Urbild der Gerechtigkeit – das ging so weit, daß sie alle die gleichen Kleider trugen, die gleichen Haarschleifen, die gleichen Schürzen, die gleichen Knopfstiefel, die gefürchteten, unvergänglichen, von Schuster Klemmer maßgeschneidert.

Wie passend war dessen Name! Denn sie als Jüngste mußte zusätzlich die „Unzerstörbaren" der Schwestern auftragen, bis sie eben auch bei ihr „klemmten".

Aber wie wohl fühlten sich alle drei in der gleichen Aufmachung, nie kam Neid auf, denn über ihnen waltete ein geliebter und gerechter Vater.

Als sie alle drei die neuen Matrosenanzüge mit den riesigen schwarzen Knoten das erste Mal trugen – „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser", hatte der Kaiser gesagt –, war gerade eine besondere Geschichte fällig: „Und Jakob ließ Josef einen bunten Rock machen!" Diesmal loderte ihre Empörung hell auf, ihr Finger wippte aufgeregt in der Luft: „Fräulein Spiro, Fräulein Spiro, nun hat er schon zwölf Kinder und hat sich noch nicht geändert! Wie kann er den Josef so vorziehen! Mein Vater tut das nie, wir bekommen immer alle drei das gleiche!"

Die Lehrerin lächelte etwas gezwungen: „Du bist ein schreckliches Kind! Warum regst du dich so auf! Sieh doch die andern Schülerinnen! Alle sind sie brav!"

Das war ein Tadel, unüberhörbar, und „Ilse setzte sich", auch ohne die übliche Aufforderung und ohne die Aussicht auf Jakobs „Läuterung".

Aber als die Lehrerin dann herzerweichend schilderte, wie Josef von den neidischen Brüdern in die dunkle Grube geworfen wurde, strahlte das Gesicht der kleinen Kämpferin vor Befriedigung, und sie rief in die Klasse hinein: „Das geschieht ihm recht, das geschieht ihm recht! Wie kann er protzen, daß sein Vater einmal vor ihm knieen wird!" Und sie stellte sich ihren stattlichen Vater in dieser Haltung vor einem seiner Kinder vor, und das erschien ihr wie eine Lästerung.

Inzwischen war der Frühherbst gekommen, und Vater und Mali und die drei Mädchen zogen in den Wald, Pilze wurden gesammelt und getrocknet, verschiedene Blättersorten und Hagebutten für Tee gepflückt, die Dornen der Schlehenbüsche abgebrochen. Diese wurden dann mit kleinen Messern von der schwarzen Rinde befreit und mußten als „Speile" beim Schlachtfest die Enden der Wurstdärme durchbohren, und ein dünner, fester Faden, beiderseitig um das Dornende geschlungen, hielt die Wurstenden gut zusammen. Alles, was die Natur bereitwillig gab, auch das Kleinste, wurde geerntet, um für den Winter vorzusorgen.

Auch Kienäpfel zum Feueranmachen sammelten sie und freuten sich schon jetzt auf den Harzduft, der so heimelig in der Vorweihnachtszeit durch die Stube zog.

Und der Vater erzählte ihnen von der Vorsorge der Tiere für den Winter, vom Eichkätzchen und dem Hamster.

Der Bauer aus Witkowo ratterte herbei in die kleine Kreisstadt und brachte zehn Zentner Äpfel für den Winterbedarf der Familie, und alle drei Mädchen halfen mit, die roten und gelben fein säuberlich in den „Obsthorden" zu ordnen.

Alles Lebendige trug den Segen des Jahres heim und hortete, trocknete und weckte ein für die lange Zeit der Kälte.

„Und Josef sammelte das Getreide in große Speicher während der sieben fetten Jahre, und als die sieben mageren Jahre, die Josef ja vorausgesagt hatte, kamen, da öffnete er

die Speicher und gab den Bauern auf dem Lande und den Hungernden in den Städten", so tönte die Stimme der Lehrerin in der ersten Stunde.

Draußen auf dem Kirchplatz vor der Schule prangten die Ebereschen im Schmuck ihrer roten Beeren, Amseln taten sich gütlich daran, und die ersten Seidenschwänze auf der Durchreise von Norden und Osten hüpften erfreut um den reichgedeckten Tisch in den Bäumen.

Und Fräulein Spiro war selber gerührt, als sie von Josefs Vorsorge und Mildtätigkeit bei der Öffnung der Speicher berichtete, sie ahnte nicht, daß sie eine kleine Vorgängerin des großen Thomas Mann war, der Jahre später sein Buch „Josef, der Ernährer" schrieb und ihn mit Verdienstlorbeer krönte! Mit der Öffnung der Speicher brach die Geschichte im Religionsbuch ab. „Soweit lernt ihr auswendig bis morgen", sagte Fräulein Spiro ausnahmsweise gütig, „und nun lasset uns singen und das Schlußgebet der Stunde sprechen." Und wie magnetisch gezogen, erhoben sich alle mit gleichmütigen Gesichtern: „Unsern Ausgang segne Gott, unsern Eingang gleichermaßen, segne unser täglich Brot, segne unser Tun und Lassen, segne uns mit sel'gem Sterben und mach uns zu Himmelserben! Amen!"

Zu Beginn der Stunde wurde jedesmal dasselbe Gebet gesprochen, nur kam dann der „Eingang" zuerst; und schon manche hatte wegen der Verwechselung des Ein- und Ausganges eine Strafe erhalten und das „Sittenheft" für 5 Pf. bei Papier-Krause kaufen müssen, wo der hübsche junge Verkäufer so gemein wissend lächelte, wenn eine Schülerin ein blaues Heft für 5 Pf. verlangte. In dieses Sittenheft wurde schriftlich der „Verstoß gegen die Sitte" vom Lehrer niedergelegt, vom Sünder eigenhändig nach Hause zu tragen und vom Vater zu unterschreiben: ein gefürchtetes kleines Heft!

Mittags ging Ilse nachdenklich nach Hause. Sollte sie doch diesem Josef Unrecht getan haben? Sollte er wirklich

ein Mensch geworden sein, der zuerst an andere dachte und dann erst an sich? Ihr kam diese Wandlung nicht ganz geheuer vor. Aber vielleicht war auch hier etwas fortgelassen? So blätterte sie, als sie mit den Schularbeiten fertig war, in der großen Hausbibel.

Sie fand auch bald die Josefsgeschichte, sie stand nur etwas ausführlicher darin als in ihrem Religionsbuch. Und wieder schloß sie plötzlich mit der Öffnung der Speicher.

Sie blätterte noch hin und her und konnte sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß sie diesem Vatersliebling unrecht getan haben sollte.

Plötzlich fiel ihr Blick auf dieselbe Geschichte, aber diese stand nicht 1. Mose 41, Vers 47 bis 57, sondern nur drei Seiten weiter, 1. Mose 47, Vers 13 bis 26.

Und da war des Rätsels Lösung! Sie wurde ganz aufgeregt, wie ein Detektiv kam sie sich vor, wie sie ihn gelegentlich im Kino gesehen hatte, für 10 Pf. die ganze Vorstellung! Sie war einem Verbrechen auf der Spur! Und dann las sie weiter, was *nach* der Öffnung der Speicher geschah. Hier stand die ganze Wahrheit bis zum bitteren Ende!

„Es war aber kein Brot in allen Landen, denn die Teuerung war sehr schwer . . . Und Josef brachte alles Geld zusammen, das in Ägypten und Kanaan gefunden ward, um das Getreide, das sie kauften; und Josef tat alles Geld in das Haus Pharaos. Da nun das Geld gebrach . . . kamen alle Ägypter zu Josef und sprachen: ‚Schaffe uns Brot! Warum lässest du uns vor dir sterben, darum daß wir ohne Geld sind?' Josef sprach: ‚Schafft euer Vieh her, so will ich euch um das Vieh geben, weil ihr ohne Geld seid!' Da brachten sie Josef ihr Vieh; und er gab ihnen Brot um ihre Pferde, Schafe, Rinder und Esel. Also ernährte er sie mit Brot das Jahr um all ihr Vieh.

Da das Jahr um war, kamen sie zu ihm im zweiten Jahr und sprachen zu ihm: Wir wollen unserm Herrn nicht ver-

bergen, daß nicht allein das Geld, sondern auch alles Vieh dahin ist zu unserm Herrn; und ist nichts mehr übrig vor unserm Herrn denn unsre Leiber und unser Feld. Warum läßt du uns vor dir sterben und unser Feld? Kaufe uns und unser Land ums Brot, daß wir und unser Land leibeigen seien dem Pharao; gib uns Samen, daß wir leben und nicht sterben und das Feld nicht wüst werde. Also kaufte Josef dem Pharao das ganze Ägypten. Denn die Äypter verkauften ein jeglicher seinen Acker; denn die Teuerung war zu stark über sie. Und ward also das Land Pharao eigen. Und er teilte das Volk aus in die Städte, von einem Ende Ägyptens bis ans andere. Ausgenommen der Priester Feld, das kaufte er nicht. . .

Da sprach Josef zu dem Volk: ‚Siehe, ich habe heute gekauft euch und euer Feld dem Pharao; siehe, da habt ihr Samen und besät das Feld. Und von dem Getreide sollt ihr den Fünften Pharao geben; vier Teile sollen euer sein. . .' Sie sprachen: ‚Du hast uns am Leben erhalten; laß uns nur Gnade finden vor dir, unserem Herrn, so wollen wir gerne Pharao leibeigen sein.'". . .

Sie las und las – und eine Ahnung wellte vom Unterbewußtsein in ihr herauf und erhellte ihr Hirn wie ein greller Blitz, und sie war erst zehn Jahre alt und spielte noch gern mit Puppen und begriff für Sekunden doch einen ungeheuren Verrat! Durch Jahrtausende hat sich dieser Verrat immer aufs neue wiederholt bis in unsere Jetztzeit, wie sie als reifer Mensch nach Jahren wußte: der Verrat am Bauern, am wurzelnden Menschen, erstmalig vor Jahrtausenden vorexerziert von Josef Jakobsohn am ägyptischen Volk, nur möglich, weil der schlaue Emporkömmling und der Pharao, der Führer des Volkes, sich einig waren in ihren gemeinsamen Maßnahmen: nach dem Verrat am Bauern die mit Plan und Ziel künstlich gemachten Inflationen, die Vertreibung von der Scholle, die Staatseigentum wird, die

Degradierung des entwurzelten bäuerlichen Menschen zum Fabriksklaven der großen Städte (auch Ägypten hatte schon Fabriken damals!) und all diese teuflischen Maßnahmen wieder und wieder durchgeführt von den Hyänen des Kapitals und ihren Hintermännern in den großen und kleinen Ländern der Welt.

Damals konnte sie diese Erkenntnis noch nicht haben. Zwar hörte sie den Vater oft sprechen von „Damaschkes Bodenreform", die er sehr bejahte, also schien auch hier im Land vieles im argen, und die Bodenspekulation und der Wucher trieben schon im Anfang dieses Jahrhunderts viele Bauern von ihren Höfen. Aber die Ähnlichkeit dieser Entwicklung mit der in Ägypten zu Josefs Zeiten konnte sie noch nicht sehen; immer noch war sie die „Neue" in der Klasse, die kleine Aufsässige, unbequem für die Lehrer und doch nicht angreifbar, weil der Vater seine Kinder gelehrt hatte, immer ihre Pflicht zu tun und noch etwas darüber hinaus.

Aber dieser Tag der „Josefserkenntnis" machte sie zur Streiterin in einem notwendigen Kampf. Nach Jahren erkannte sie – rückblickend – jäh, daß dieser Tag im Frühherbst ihr Leben verändert hatte, ihm eine Marschrichtung gegeben hatte mit Hilfe einer unbeirrbaren Kompaßnadel. Ein Blitz der Erkenntnis hatte sie nur für einen Augenblick getroffen und wirkte nun in ihr nach für alle Zeit.

Das neue Wissen um Josef Jakobsohn brannte sie geradezu; konnte sie zu Fräulein Spiro davon sprechen? Oder zu dem Herrn Superintendenten im Kindergottesdienst, in den sie jeden Sonntag mit den Schwestern ging, „um das Deutschtum zu stärken", wie der Vater sagte? Der hohe Kirchenmann war so freundlich und so klug, er würde ja dies alles durch sein Studium lange wissen und ihr sagen, was er von diesem Verrat Josefs hielt. Und so faßte sie sich ein Herz und fragte ihn nach dem Kindergottesdienst da-

nach. Die anderen Kinder waren schon hinausgegangen; sie stand ganz allein, sehr klein und schmal für ihr Alter, vor dem großen, breiten Mann im schwarzen Talar.

Ihr Herz bangte, und ihre Stimme zitterte, aber sie nahm all ihren Mut zusammen und fragte ihn nach Josef. „Nun", sagte der geistliche Herr gütig, „du weißt doch, er war es, der das ägyptische Volk vorm Hungertod rettete; als die sieben mageren Jahre kamen, öffnete er die Speicher und wurde zum Wohltäter des ganzen Landes."

Aber, Herr Superintendent, ein paar Seiten weiter in der Bibel steht es doch ganz anders! Er hat das Volk in Armut gestürzt und zu Leibeigenen gemacht!"

„Das stimmt nicht, Kind, sonst wüßte ich das, ich habe nie davon gehört!" Damit legte er ihr gütig die Hand auf den Kopf und wendete sich zur Sakristei. – Sie schlich betreten über den langen, harten roten Kokosläufer zum Ausgang. Ihre bis dahin unbegrenzte Hochachtung vor studierten Menschen hatte in diesem Augenblick einen gewaltigen Stoß erlitten und schwankte bedenklich.

In tiefem Sinnen ging sie nach Hause, holte sich wieder das dicke schwarze Buch vor und las noch einmal das Ende der Josefsgeschichte. Wenn die Bibel Gottes wahres Wort sein sollte, sogar von ihm diktiert, wie Fräulein Spiro sagte, dann mußte also auch dieser Schluß der Geschichte wahr sein!

Wer aber hatte ein Interesse daran, der Jugend diesen Schluß zu unterschlagen? Warum wußte nicht einmal der Herr Superintendent von ihm? Oder wollte oder sollte er nur nichts darüber wissen?

Wieder standen neue dunkle Rätsel vor ihr auf, den Vater mochte sie nicht damit belästigen, er hatte soviel zu tun im Beruf und im Aufbau des deutschen Vereins, und er opferte schon viel Zeit, wenn er an seinen freien Nachmittagen, mittwochs und sonnabends, mit seinen mutterlosen

Kindern in die Natur hinausging, zu den weiten Sümpfen, Mooren und Seen des Grenzlandes. Da öffnete er ihnen ein anderes, wunderbares Buch Gottes, zeigte ihnen die Schönheit der Schöpfung bei Tier und Pflanze und wußte von jedem Stein noch spannend zu erzählen. Dagegen waren Jakob Isaaksohn und Josef Jakobsohn ein Nichts, so empfand sie es, und langsam kam sie wieder ins Gleichgewicht.

Die Tage, Wochen und Monate gingen dahin. Das Religionsbuch berichtete durch Fräulein Spiros Mund weiter von dem Wohltäter Ägyptens – Josefs Brüder hatten inzwischen Getreide geholt am Nil, – es passierte die kleine Rache mit dem eingeschmuggelten Becher – o, wie kleinlich war doch dieser Josef! – und dann endlich holte er die ganze liebe Verwandtschaft nach Ägypten, und sie durfte im schönsten und fruchtbarsten Teil des Landes wohnen, im Lande Gosen. Der Pharao erlaubte es!

„Aha", dachte das Mädchen, „natürlich, er hat es ja dem Josef zu verdanken, daß das ganze Bauernland nun Staatsland und Eigentum des Pharao ist! Da mußte er ja wohl Land herausrücken für dies Volk, das den Ägyptern so fremd war!" – „Und sie wohnten im Lande Gosen!"

Trotzdem versöhnte sie sich in Gedanken etwas mit Josef, sie erkannte an, daß er für sein eigenes Volk strebte; der Vater sagte und tat dasselbe hier, dicht an der feindlichen Grenze. Ja, Josef schien ihr beinahe sympathisch zu werden, und sie vergaß fast all seine Sünden in der Jugend.

„Right or wrong – my country!" hatte der Vater seinen drei Töchtern beigebracht, auf Englisch sagen zu können, lange, bevor sie diese Sprache in der Schule lernen mußten, und immer hatte er betont, daß die Engländer seit Jahrhunderten nach diesem Wort handelten und ihr Weltreich danach aufgebaut hatten. Ganz einverstanden schien der rechtliche Vater mit diesem Wort nicht zu sein, aber sie waren alle drei stolz, außer „Early to bed and early to rise"

noch einen so hochpolitischen englischen Wahlspruch aufsagen zu können, und das sogar mit richtiger Aussprache! Sie begriff, daß Josef nach diesem englischen Spruch gehandelt hatte, auch ohne Englisch gelernt zu haben!

Der „gottgewollte" Krieg

Die vielen Moseskörbchen - Der Pulverfabrikant - „Die Sendung Moses" - Heinrich Heine - Segnung der Waffen - Holzsohlen und das „männliche" Gedicht - Das „gasförmige Säugetier" - Erlösung von Sünde und Tod? - Ein Gleichnis

Als nach dem dritten Jahr im Osten der Frühling kam, stand wieder einmal der Möbelwagen vor der Tür, es hieß Abschied nehmen von der Schule und den Freundinnen, von dem sanften deutschen Sophiechen, von den schönen und stolzen Polinnen Sigismunda und Eleonora und von der stillen, klugen Jüdin Hanna. Sie hatten sich alle so gut verstanden und in ihrem jungen Leben praktisch vorgeführt, daß sich Angehörige verschiedener Völker und verschiedener Weltanschauungen gut vertragen können; nun zerriß das Band, und eine von ihnen, die „Neue", die „Aufsässige", mußte wandern, um in einer Industriestadt im Nordwesten des Vaterlandes wieder eine „Neue" zu werden. Würde sie auch dort wieder eine „Aufsässige" werden?

Es schien nicht so; denn der Klassenlehrer, der nun die tägliche Religionsstunde abhielt und mit Moses begann, war eine tolerante Künstlernatur; er war ein hochbegabter Maler und Heimatdichter, aufgeschlossen und weitsichtig. Er würde sicher nicht „Ilse, setz dich!" zu ihr sagen.

Sie täuschte sich nicht, es wurde ein herrliches Jahr der Fragen und Antworten; ihr Horizont weitete sich, immer noch las sie all die verkürzten Geschichten des Religions-

buches in der großen Bibel nach, und im Unterricht entwickelten sich lebhafte Gespräche zwischen dem Lehrer und ihr. Sie hörte, daß es viele Religionsstifter gab, von denen gesagt wurde, sie seien in einem Körbchen auf dem Wasser ausgesetzt und später bei vornehmen Leuten oder gar dem König selbst erzogen worden. Er fand auch, daß es ein Recht der Ägypter sei, sich gegen das mehr und mehr wachsende fremde Volk zur Wehr zu setzen, das den fruchtbarsten Teil des Landes inne hatte, wohlgemerkt, in eigenem Besitz, wie es nur noch die Priester und der König hatten, während das ägyptische Volk durch Josef zu Zinspflichtigen und Leibeigenen geworden war, die entweder entwurzelt in den großen Städten lebten oder auf dem enteigneten Besitz den „Fünften" an den Pharao zu zahlen hatten.

Dieser Moses zog, nachdem er den Ägypter erschlagen hatte, auf seiner Flucht nach Midian, auf die Sinaihalbinsel, zum Priester Jethro. Sie hörte erstmalig, daß diese Priester eine Geheimwissenschaft hüteten vor dem einfachen Volk, sie konnten „Wunder" tun, kannten Sprengstoff und Elektrizität, und Moses, der der Schwiegersohn Jethros wurde, lernte als Verwandter diese Wundertricks kennen, beobachtete aber auch die Natur, sah, wie zu bestimmten Zeiten bei Wind (Nordostpassat, sagte der Künstler-Lehrer) das Schilfmeer trocken lief und man hindurchgehen konnte. Welch ein „Wunder" für ein einfältiges Volk!

Dann berichtete der Lehrer von den „Plagen", die Jehova über Ägypten brachte, die aber dort üblich sind und natürliche Ursachen haben. Die Klasse brauchte sie nicht mehr der Reihe nach auswendig zu lernen, wie es noch die Schwestern der „Neuen" und auch die älteren Geschwister der Klassenkameradinnen hatten tun müssen.

In dieser Zeit las sie in den Werken Schillers seine geniale Arbeit: „Die Sendung des Moses". Sie wunderte sich schon

nicht mehr, daß sie diese Abhandlung nur noch in einer uralten Ausgabe seiner Werke von 1889 fand; in allen anderen „Gesammmelten Werken" des großen Dichters, die im 20. Jahrhundert gedruckt wurden, suchte sie diese „Sendung des Moses" vergeblich. Sie wunderte sich auch nicht über das rauchgeschwärzte Gesicht des Moses, wenn er von dem „Donner und Blitz-Berg" herunterkam und das Volk unten in Schrecken verharrte. Es wunderte sie nicht mehr, daß er im Zorn die Gesetzestafeln zerschlagen haben sollte, die doch angeblich Jahwe selbst gemacht und mit den Gesetzen beschrieben hatte. Mußte er nicht für diese Freveltat furchtbar bestraft werden? Nein, er wurde nicht bestraft! Also hatte er sie selbst gemacht, also war auch dies ein Betrug am Volk!

Sie fragte den Lehrer darum, und er teilte ihre Vermutung. In diesen folgenden vier Jahren wurde ihr nie mehr befohlen, sich „zu setzen", nie mehr wurde sie auf später vertröstet: „Das verstehst du jetzt noch nicht!"

Jetzt hieß es: „Nun, was meinst du dazu? Hast du etwas Neues herausgefunden?" Und dann durfte sie von ihren Entdeckungen berichten. So hatte sie in den Memoiren des Dichters Heinrich Heine, dessen Gedichte im Deutsch-Unterricht besprochen wurden, eine Stelle gefunden über das Schauspiel am Sinai, worin Chaim Bückeburg, wie der jüdische Dichter ursprünglich hieß, sehr schlecht umging mit seinem berühmten Volksbruder Moses:

„Wer auf die Menge wirken will, bedarf einer scharlatanischen Zutat. Hat doch der liebe Gott selbst, als er auf dem Berge Sinai sein Gesetz promulgierte, nicht verschmäht, bei dieser Gelegenheit tüchtig zu donnern und zu blitzen, obgleich das Gesetz so vortrefflich, so göttlich war, daß es füglich aller Zutat von leuchtendem Kolophonium und donnernden Paukenschlägen entbehren konnte. Aber der Herr kannte sein Publikum, das mit seinen Ochsen und Schafen und aufgesperrten Mäulern unten am Berg stand

und welchem gewiß ein physikalisches Kunststück mehr Bewunderung einflößen konnte als alle Mirakel der ewigen Gedanken."

In der Physik- und Chemiestunde lernte sie, wie in früheren Zeiten das Schießpulver hergestellt wurde. Blut, mit kalihaltiger Asche vermengt oder auch mit tierischen Produkten, läßt bald auf der Mischung ein weißes Salz entstehen, den Kalisalpeter; der aber, mit Kohle und Schwefel vermischt, ergibt Schießpulver.

Die Ägypter hatten schon lange vor Moses auf dem Sinai das Bergwerk Snefru in Betrieb. Der Vater wußte, daß im 17. und 18. Jahrhundert ein großer Teil des Pulvers nach ähnlichem Verfahren hergestellt wurde in Deutschland. Schließlich war er der Sohn eines Waffenmeisters und der beste Schütze der Stadt! –

– Und nun wurde ihr der „Dritte Moses" zu einer wahren Fundgrube! Es wimmelte nur so von all den Begriffen: Räucherwerk, heiliges Räucherpulver, Feuer des Herrn! Dazu die ungeheuren Mengen von Fett und Öl, die das Volk als Hebopfer, als Geschenk, als Steuer den Priestern zur Stiftshütte bringen mußte! Die Söhne des Aron kamen ums Leben, als sie in der Stiftshütte ein „fremdes Feuer" ausprobierten, „das der Herr nicht geboten hatte (III. Mose 10, 1-7). Es erfolgte eine Explosion, und die beiden Aronssöhne, Nadab und Abihu, verbrannten. Im dritten Vers will Moses dem Aron klarmachen, daß sich der „Herr" in diesem Falle heilig gezeigt habe. Sehr aufschlußreich erschien ihr der darauf folgende Satz: „Und Aron schwieg still." Aron mußte wissen, daß das „fremde Feuer des Moses" und kein Gott seinen vorwitzigen Söhnen dies Schicksal bereitet hatte.

Der „Rüstungsfabrikant" schob auch hier den Tod blühender Menschen auf den „Herrn". Nun, dies war ihr bekannt! Wurden Kriege nicht immer von den Pastoren und

Priestern aller Religionen als „gottgewollt", als „heilig", als „Strafe Gottes für die Sünden der Menschen" hingestellt?

Sprach auch nur irgendeiner dieser Klugen, die den „Herrn" anscheinend in- und auswendig kannten, je von den Hintermännern dieser „gottgewollten" furchtbaren Kriege? Wußten diese Männer z.B. von Sir Basil Zaharoff, dem großen Manager der Völkerzerwürfnisse, die er auf seinen Reisen durch Europa zu den Regierungen der Länder wieder und wieder planmäßig schürte, bis der große Brand loderte? „Und Aron schwieg still!" Aus Angst schwieg er still! Dies wurde ihr klar! Und diese selbe Angst saß auch heute noch, nach Jahrtausenden, den Völkern im Nacken, machte die Regierungen, geheim gekettet wie Aron an Moses, bereit, ihre Völker in ungeheurem Blutzoll zu opfern! „Und Aron schwieg still!"

Und immer wieder las sie, daß bei dem Einzug des „Volkes Gottes" in das gelobte Land unbarmherzig aller bestehender Glaube zerstört wurde, die heiligen Höhen zerstört, die Altäre vernichtet, die heiligen Bäume und Ascherasäulen umgehauen wurden. Hier hatten Menschen gelebt, in der Mehrzahl nordische Bauern- und Kriegervölker, in ummauerten Stadtstaaten, und sie hatten ein Land geschaffen, „darinnen Milch und Honig fließt". Und über diese Völker war ein Glaube vernichtend hergefallen, ein Glaube, der Wüsten schuf, weil sein Gott ein Gott der Wüste war!

Und dieser Gott also hatte einen Sohn, der sich opfern mußte, damit der Zorn seines Vaters auf die Menschheitsfamilie verrauchen konnte!

In dieser Zeit nun, deren helle Stunden bei verständnisvollen Lehrern doch schwer überschattet waren durch Krieg und Hunger, durch Krankheit und Tod, war die Konfirmation und die Vorbereitung darauf wichtiges Gespräch in der Klasse.

Das Mädchen Ilse machte sich schwere Gedanken. Sie hielt es für unehrlich, vor dem Altar in der Kirche zu knieen, ein Ja zu „hauchen", eine Beichte abzulegen für getane Sünden. In der Klasse gab es eifrige Auseinandersetzungen, wegen des Kleides, das auf knappe Kleiderkarte oder – für die wohlhabenden Kaufmannstöchter – durch Tausch „unter dem Ladentisch" zu bekommen war, wegen der Zahl der einzuladenden Gäste, wegen der zu erwartenden Geschenke. Aber vorerst war noch ein Jahr Zeit bis dahin; denn die Vorbereitung auf die feierliche Handlung begann grade erst, jetzt im vierten Kriegsjahr. Der Vater hatte gesagt, daß sie daran teilnehmen sollte, und sie hoffte, daß der Pastor ihrem Klassenlehrer ähnlich sein könnte. So freute sie sich auf den Unterricht, und viele der Mitschülerinnen fanden es unsagbar aufregend, daß er noch Junggeselle sein sollte.

Die Stunden wurden im Gemeindesaal der Kirche abgehalten, zweimal in der Woche von 8–½10 Uhr, und die Mädchen mußten dann eilen, daß sie pünktlich zur dritten Stunde in der Schule eintrafen.

Die erste Stunde kam heran. Erwartungsvoll standen etwa zwanzig Mädchen herum. Da kam ein dünnes Männchen herein, mit fast kahlem Kopf, noch jung, sehr blaß, mit dünnen Spinnenfingern und auf einem Auge schielend. Nun, nicht jeder konnte so schön und so stattlich sein wie der verehrte Künstler-Lehrer; der Vater hatte auch immer gewarnt, nur nach Äußerlichkeiten schnell abzuurteilen. Wer weiß, was alles in seinem gewaltigen, kahlen Schädel an Weisheit steckte! Aber sie hatte dafür Verständnis, daß er es nötig hatte, auf eine Auferstehung im Fleische zu hoffen, die ihm dann vielleicht einen Idealleib bescherte aus der Hand eines gütigen Gottes.

Die erste Stunde ging mit dem „Einteilen" hin; auf den hintersten Bänken saßen die Lyzeumsschülerinnen, in der Mitte die Mädchen der Mittelschule und ganz unten die

Volksschülerinnen. Sieh da, stimmte das nicht, daß alle Menschen vor Gott gleich waren? Lebte man nicht im zwanzigsten Jahrhundert?

Sie hatte sich oft dem Vater gegenüber empört, wenn sie in alten Kirchen auf den Emporen die prunkvollen Kirchenstühle der Grundherren gesehen hatte, die wie Logen im großen Theater ausgesehen hatten!

Und jetzt war Krieg, und die Väter der Volksschülerinnen mußten sich genau so für das ganze Volk mit ihrem Leben einsetzen wie die Väter der anderen, und das Schicksal konnte alle treffen, ob hoch oder niedrig, ob arm oder reich. Oft unterhielt sie sich mit den nun auch aufgestörten Freundinnen, wer wohl den Krieg gewinnen würde, da doch Freund und Feind zum gleichen Gott um den „gerechten" Sieg flehten, da in Deutschland und bei seinen Feinden von den Pastoren und Priestern der gleichen Konfessionen die Waffen gesegnet wurden, auf daß sie diesen „gerechten Sieg" bringen sollten.

Sie dachte auch an ein altes berühmtes Bild, das in ihrer früheren Schulklasse hing und die Einsegnung einer schwarzen Freiwilligenschar zeigte vor dem Auszug in die Schlachten der Befreiungskriege. Da stand in der dämmerigen Dorfkirche ein Pastor vorm Altar, das edle Antlitz aufwärts gewendet, die Hände emporgehoben, und vor ihm im Kirchenschiff kniete die Jugend des Volkes, die er segnete, damit sie, siegreich und glücklich, lebendig wieder heimkehren möchte. Hinten aber, beim Ausgang, im Halbdunkel, standen die Mütter, die Ehefrauen, die Kinder und Bräute, gefaßt oder schluchzend.

Und sie dachte: damals, vor hundert Jahren, segneten die Vertreter der Kirchen die *Menschen* ein, und in diesem Weltkrieg segneten die Vertreter der gleichen Kirchen auch die Waffen, die Bomben, die Flugzeuge, die mit Weihwasser besprengt wurden. Warum? Doch wohl, damit sie recht

viel Lebendiges und Aufgebautes beim Feind zerstören sollten? Auf daß die Rüstungsindustrie der Welt immer größere Aufträge erhielte, Herr Basil Zaharoff, der größte Verdiener am Krieg, immer noch mehr Millionen häufte? Der Vater wußte über diesen internationalen Finanzmann Bescheid, der die Ententepropaganda gegen Deutschland finanzierte, dem Zeitungen in ganz Europa gehörten, die immer weiter in den Krieg hineinhetzten und der im größten englischen Rüstungskonzern eine überragende Stellung innehatte. Er war „der Mann im Dunkel", der doch überall seine Hände heimlich im Spiel hatte.

Und so wußte der Vater, daß schon vor dem Krieg eine Magdeburger Firma nach Frankreich Stacheldraht geliefert hatte, dauerhaft und stark wie für die Ewigkeit, „made in Germany", und daß in diesem Stacheldraht unsere deutschen Soldaten an der Westfront verbluteten.

Er wußte auch genau so, daß Deutschland vor dem Krieg - und vielleicht auch während des Krieges, auf Umwegen? - Browning-Pistolen aus England bezogen hatte, mit denen wiederum englische Soldaten getötet werden konnten.

Wer war dieser Gott, der auf der Seite der „stärksten Bataillone" war? Sollte es wirklich nur diesen einen Gott geben, wie die Kirchen lehrten, der „der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs" war, und der seinem auserwählten Volk einst verkündet hatte in den Büchern des Mose: „Alle Völker sollst du fressen – und ich will dir alle Schätze der Welt geben?"

Sie dachte an die stille, kluge Jüdin Johanna, die eine so prachtvolle Freundin gewesen war und die bestimmt diesen Rachegott auch nicht lieben konnte.

Der Vater sprach oft von der internationalen Rüstungsindustrie, die Freund und Feind gleicherweise belieferte, und die auf den Schätzen dieser Welt saß, diesen Schätzen, die doch die Christen n i c h t sammeln sollten, „weil sie die

Motten und der Rost zerfressen", wie Jesus im Neuen Testament lehrte.

Aber Jehova hatte „seinem" Volke alle Schätze dieser Erde versprochen, sie hatte das doch alles auswendig lernen müssen, viele Male! Auch der Konfirmandenpfarrer sprach öfter davon, als sei dies unwiderruflich in der Zukunft hinzunehmen, daß dem auserwählten Volk die Schätze dieser Welt gehören würden. Wenn dem so war, sollten dann vielleicht auch Kriege ein solches Mittel zum Schätzeeinsammeln sein?

Denn auch der Pfarrer sprach vom gottgewollten Krieg, als die Konfirmandin Erna von der Mittelschule eines Tages zum Unterricht mit rotgeränderten Augen und im schwarzen Kleid erschien, weil ihr Vater gefallen war.

Fragen über Fragen und keine Antwort!

Der Pfarrer war nicht ansprechbar dafür, er war ein pflichtbewußter Eiferer und mußte sein Pensum schaffen, vor allem den Katechismus mit besonderer Berücksichtigung von Taufe und Abendmahl. Und so paukte denn auch sie noch vorm Einschlafen Luthers Übersetzung: „... in welcher auf Christum Getaufte und in der christlichen Lehre Unterwiesene..." und dabei knurrte ihr hungriger Magen in lauten Tönen eine Melodie dazu, als sei das ganze ein Melodram!

Oft hatten alle Konfirmandinnen schlecht oder lückenhaft gelernt; da war etwa grade am Tag vorher ein „Aufruf" von Kartoffeln gewesen oder von Kriegsmus oder halb glitschigem Kohl, und sie hatten für ihre oft kriegsdienstverpflichteten Mütter anstehen müssen, viele Stunden lang, und abends waren sie todmüde ins Bett gesunken, und es war ihnen völlig gleichgültig das „gnadenreich Wasser des Lebens und der Wiedergeburt im heiligen Geiste"!

Da gab es dann viel Schelte und Strafen am nächsten Tag im Konfirmandenunterricht. Aber auch bei der Verteilung

der Strafen waren die Mädchen nicht „vor Gott gleich". Die noch leidlich gut ernährten und gekleideten Lyzeumsschülerinnen sollten am Nachmittag in die pastörliche Wohnung kommen, um aufzusagen, die Mittelschülerinnen bekamen schriftlich Strafarbeiten, und die Volksschülerinnen wurden auf die Hände geschlagen mit einem Lineal oder den dünnen Spinnenfingern persönlich.

In die Herzen der Mädchen kam Traurigkeit oder Empörung über den Gottesmann, aber die Hochachtung vor dem schwarzen Talar, seit Jahrhunderten durch Generationen gezüchtet, saß ihnen noch in den Knochen; nur die Mütter der Lyzeumsschülerinnen schienen manches zu ahnen; denn sie verboten ihren Töchtern ganz streng, in die Wohnung des Seelsorgers zu gehen, waren doch ihre Kinder schon 15 oder 16, die ältesten in der Konfirmandenstunde.

So ging der Sommer dahin, aber es wurde nichts unternommen. Denn dies Übel war klein gegenüber den großen Schatten im Leben der Familien, die Väter fern im Kampf um die Heimat, die Mütter in Munitionsfabriken, als Schaffnerinnen auf der Straßenbahn, als Briefträgerinnen und Bahnarbeiterinnen.

In diese Zeit fiel im Herbst des Jahres die 400jährige Wiederkehr der Reformation, des Tages, als der streitbare Luther, der wegen seiner Unerschrockenheit das Vorbild des Mädchens war, die Thesen an die Wittenberger Schloßkirche anschlug.

In der Schule sollte dieser Tag in der schönen Aula festlich begangen werden mit Rede, vorgetragenen Gedichten und Liedern.

Sie war glücklich, denn sie stand mit einem Mädchen der 10. Klasse zur Wahl, ausgerechnet das längste Gedicht aufzusagen. Die beiden Konkurrentinnen übten ausdauernd und heftig zu Hause. Es war ein wunderbares „männliches" Gedicht, das von Luthers Kampf in harten,

kraftvollen Worten handelte. Sie nahm ihren ganzen Atem zu Hilfe und berauschte sich geradezu an manchen Versen: „Denn Recht wird Unrecht, Wahrheit Lüge, die Schande spricht der Ehre Hohn, die Frechheit trägt der Weisheit Züge und bläht sich auf dem Richterthron."

Es kam die Hauptprobe, mittags nach der 6. Stunde. Die Lehrer und die Nichtmitwirkenden saßen ungeduldig auf ihren Plätzen, die „Prozedur" sollte schnellstens und im wahrsten Sinne des Wortes „über die Bühne gehen". Vorträge und Lieder folgten schnell aufeinander, Chorsänger und Einzelsprecher eilten geradezu in Hast zum Podium und wieder auf ihre Plätze. Nun wurde Ilse aufgerufen. Sie erhob sich bangen Herzens. Langsam, langsam setzte sie Schritt vor Schritt, schlich geradezu an der Reihe der murrenden Lehrer vorbei, die ihren Platz an der linken Längswand der Aula hatten, während die Damen an der rechten Seite saßen. „Schneller, schneller!" riefen die Männer ihr zu. Tödlich verlegen sah sie geradeaus, ach, sie war die erste und einzige in der Klasse, nein, in der ganzen Schule, die unglücklicherweise heute zum ersten Male neue Schuhe trug, auf Bezugschein mühsam erstanden! Sie hatten unbeweglich starre Holzsohlen! Ihre Familie, eine Beamtenfamilie, knappe $3\frac{1}{2}$ Jahre in der reichen Industriestadt, bekam nichts „unter dem Ladentisch", konnte nichts tauschen wie die Kaufmannsväter der Mitschülerinnen und die lange ansässigen Familien. Holzsohlen, das war ein Zeichen der Armut, der „Beziehungslosigkeit", herausfordernd zu Spott oder Mitleid; keins von beiden hätte ihr Stolz ertragen.

So „schlich" sie zwar, aber das Holzklappern war wie ein Dröhnen in ihren Ohren – nun noch die zwei Stufen bis zur Bühne, endlich stand sie oben und sprach gehemmt und beklommen das „herrlich männliche Gedicht". Zum Schluß hieß es: „Setz dich, Ilse! Nun die andere!"

Und diese andere eilte leichtfüßig auf Ledersohlen nach

vorn, sprach ihr Gedicht, ganz sicher, ohne Hemmung – und wurde genommen.

Auch dieser Fall reihte sich für sie an alle die Fälle, wo es seit Jahren hieß: „Setz dich, Ilse, setz sich!"

Sie hatte aber das unklare Gefühl, daß dieser Fall kein theologischer, sondern ein soziologischer sei. Aber richtig klar wurde ihr das nicht, denn Fremdwörter waren auszumerzen aus dem deutschen Sprachgebrauch in diesem Kampf auf Tod und Leben!

Der Winter verging, und die Konfirmation rückte immer näher. Das Konfirmationskleid war mit der Zeit ein Problem geworden, das Festessen ein noch viel größeres, und je näher der große Tag kam, desto größer wurden die Schwierigkeiten. Auch Ilse-setz-dich wälzte große Probleme. Der Vater kam nur selten auf Urlaub, er war schon lange über das Alter der Frontsoldaten hinaus, so war er in einem Gefangenenlager in der Heide als Zahlmeister tätig, wo er mit einer Truppe von acht weiblichen Hilfskräften die Gelder der Gefangenen verwalten mußte, die diese sich aus der Heimat schicken lassen konnten. Der Vater war sehr beliebt bei ihnen, er sorgte dafür, daß sie sich zusätzlich kleine Freuden in der Kantine leisten konnten.

Jedesmal, wenn er nach Hause kam, bestürmte sie ihn, die Erlaubnis zu geben, daß sie nicht konfirmiert zu werden brauchte. Er verschob die Entscheidung, es war doch seit Generationen Sitte, daß ein junger Mensch konfirmiert wurde; er sah diese Feier mehr an als Eintritt ins Leben, und sie hatte ihm die Qual dieses Vorbereitungsunterrichts auch nie so ernsthaft geschildert, auch die andern Mädchen hatten das nicht getan, um die Väter auf ihrem Urlaub nicht zu belasten.

Aber dann kam er eines Tages mit einem großen Packen des schönsten weißen Stoffes an, schwarzer war nicht zu haben gewesen, und außerdem hatte sie so oft gesagt, wenn überhaupt, dann möchte sie in Weiß konfirmiert werden.

Das Glück über den „Gotteskauf", wie der Vater sagte, leuchtete ihm aus den Augen, so daß sie schwieg und sich von der alten Schneiderin das Festkleid nähen ließ.

Und eines Morgens kniete sie doch vor dem Altar, und während sie das „Ja" sagte, flog ihr Herz hinauf zu dem Gott, wie sie ihn sich vorstellte, der doch zugleich in ihrer Brust sprach. Sie bat insgeheim um Verzeihung für dies „Ja" und gelobte, weiter zu kämpfen, anders als es die Männer in diesem Krieg tun mussten, für die Kämpfen gleichbedeutend war mit Töten und Verletzen, auch wenn keiner von ihnen diese Art des Kampfes bejahen konnte.

Während sie kniete, brach ihr gegenüber durch das hohe bunte Glasfenster ein breites Bündel von Sonnenstrahlen, in dem die Staubkörnchen wie kleine Welten im riesigen Kosmos tanzten. Ihr Herz wurde still in der Hoffnung, daß sie wohl doch auf dem wenigstens für sie richtigen Weg sei. Denn sie war an einem Sonntag geboren, also war sie ein Sonntagskind, und die Sonne hatte ihr heut, an diesem regnerischen und stürmischen Apriltag, einen Gruß ins Herz geschickt, im selben Augenblick, wo sie ein „Ja" gesagt hatte, das ihrem Wesen fremd war, und das sie doch gesagt hatte, weil es in diesen Kriegsjahren um größere Dinge ging, um Sein oder Nichtsein des Volkes!

Es ging nicht um eine Religion, für die schon Millionen edler Menschen verblutet waren, in Religionskriegen, Kreuzzügen und Hexenprozessen, sinnlos und umsonst! Aber das Ergebnis nach zweitausend Jahren Christentum waren Völker, dezimiert um die Besten, ohne Richtungssinn, ohne die Kompaßnadel des Gewissens, des Sokrates' Gottesstimme; vergreisend, entartend, Geführte ohne Führer der eigenen Art, Masse Mensch, Misch-Masch, der leicht zu regieren ist.

Der Sonne wollte sie im Leben dienen, nicht, als sei der Feuerball selber ein Gott, wie vor Jahrtausenden vielleicht geglaubt, aber so, wie Goethe es gesagt hatte: „Wir bekennen uns

zu dem Geschlecht, das aus dem Dunkel ins Helle strebt." Und während ihr die Oblate auf der Zunge kleben blieb, dachte sie an das altmodische Gedicht: „Die Sonne bringt es an den Tag", in dem alten Lesebuch der verstorbenen Mutter, das auch diese sehr geliebt hatte.

Waren nicht im Wappen ihrer Familie die Adlerflügel? Der Adler, der zur Sonne emporfliegt, der nach oben strebt, aus dem Dunkel der Niederungen und Schluchten in die lichte Höhe, wo Wahrheit und Klarheit ist? Mit beschnittenen Flügeln kann niemand der Sonne entgegenfliegen; darauf allein kommt es an: Die Sonne nie aus den Augen zu verlieren und mitzukämpfen, daß niemandem auf der Welt die Flügel beschnitten werden! Diese Erkenntnis nahm sie mit, als sie unter dem Brausen der Orgel mit den vielen Hunderten von Konfirmanden durch das Spalier der gerührten Eltern aus der Kirche hinausging.

Aber das „Ja" von damals erscheint ihr noch heute nach wechselvollem Leben als ungeheurer Verrat an Gott, Verrat an jenen Vorvätern ihres Volkes, die vor zwölfhundert Jahren lieber starben, als den neuen Glauben anzunehmen.

Als kurze Zeit später bekannt wurde, daß der Pfarrer aus seinem Amt entlassen worden war wegen Unwürdigkeit, konnte diese Tatsache sie in ihrer Haltung der Kirche gegenüber nicht mehr beeinflussen. Er tat ihr leid, er war sicher ein unglücklicher Mensch gewesen und hätte diesen Beruf nicht ergreifen sollen. Und er war einsam gewesen, wie eben auch der Hirte bei seinen vielen Schafen einsam ist. Es schien ihr nur ein großer Unterschied zu sein, ob ein Hirte einsam ist in der Natur, oder ob ein Priester einsam ist in einer naturfremden Lehre. Und diese Einsamkeit hatte er wohl nicht tragen können, weil er nicht stark genug war.

Die Zeit ging weiter, immer noch tobte der Krieg, immer noch wurde auf beiden Seiten, bei Freund und Feind, in den Kirchen um den „gerechten" Sieg gebetet. Immer mehr Mäd-

chen aus der Klasse kamen in schwarzen Kleidern zur Schule, immer dünner und blasser wurden sie alle.

Als das Ende der Osterferien kam, erfolgte der Übergang in die oberste Klasse, wieder zu neuen Lehrern. Es kam die Zeit, wo das Kollegium „Sie" zu den Mädchen sagen musste und diese beim Antworten nicht mehr aufzustehen brauchten. War es nicht logisch, daß nun niemand mehr „Ilse, setz dich!" sagen konnte zu ihr? In dieser zehnten Klasse wurde das Neue Testament vorrangig behandelt, denn nun erst würden sie dessen Tiefe verstehen können, wie es in den Richtlinien hieß!

Sie war schon seit langem gespannt auf diese oberste Klasse. Lotte, die älteste Schwester, hatte vor vier Jahren manches Erstaunliche aus der Religionsstunde der 10. Klasse berichtet. Einmal überraschte sie die Familientischrunde mit dem Ausspruch des Religionslehrers, eines sehr klugen, dünnen und blutleeren Junggesellen und studierten Theologen, daß Gott ein gasförmiges Säugetier sein müsse. Seinen Beweis brachte sie kurz und bündig: Das Überallsein Gottes und sein eingeborener Sohn! Diese ihre aufregende Enthüllung verpuffte am Unwillen des Vaters, wurde so zu keinem Streitgespräch. Denn der Vater hielt es für würdelos, solch einen Unsinn ernst zu nehmen, und ermahnte seine drei Töchter, duldsam zu sein: „Ihr sollt für die Wahrheit kämpfen, aber nicht lächerlich machen, was andern noch heilig ist!"

Aber sie konnte es doch nicht lassen und brachte ihre Sensation in der Konfirmandenstunde an. Der Pfarrer, ein guter Lehrer und Familienvater, voll Verantwortungsbewußtsein, ging nicht auf ihre Bemerkung ein, sondern ließ sie nach der Stunde zu sich kommen und befahl ihr, den Vater in seine Sprechstunde zu schicken: „Ich kann dich nicht einsegnen mit solchen Ansichten!"

Sie ging etwas kleinlaut nach Hause und überbrachte

dem Vater die Nachricht. Er sagte nichts dazu, ging aber zur festgesetzten Zeit. Der Seelsorger schilderte ihm in erregten Worten, was vorgefallen war und daß die Tochter nicht mehr am Unterricht teilnehmen sollte. Der Vater hörte aufmerksam zu und sagte dann: „Sehen Sie, Herr Pastor, und ich meine, bei meiner Tochter fängt Ihre Arbeit jetzt gerade erst richtig an. Jesus hat doch gesagt: ‚Ich bin gesandt zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel.'" Der Pastor gab nach unter der Bedingung, daß nie wieder derartige kritische Äußerungen in seinem Unterricht fallen dürften. Und so war der Religionsfriede im kleinen Kreise wiederhergestellt. –

Auch Ilses neue Religionslehrerin hatte Theologie studiert. Sie war ein gütiges älteres Fräulein, dem sein wenig schönes Äußere wohl ein Liebesglück versagt hatte, das aber von warmer Mütterlichkeit erfüllt war und dies: „Liebe deinen Nächsten!" vorlebte. Sie half, wo Not war, sie tröstete im Leid und war darum hochgeachtet und geliebt von der Klasse – wie weit lag der Opfertod des Jesus von Nazareth in dieser Zeit, wo ein ganzes Volk am Kreuz hing!

In die Poesiealben der bald abgehenden Schülerinnen schrieb sie gern des Dichters Ernst von Wildenbruch mahnende Worte zum Neujahr 1909:

„Nicht vom Himmel Gott, von nirgendwo auf Erden
tritt ein einziger noch für uns ein,
wenn wir selbst nicht neue Menschen werden,
wird dies neue Jahr uns furchtbar sein!"

oder des Angelus Silesius' Worte, den sie ihnen gern nahebrachte:

„Halt an, wo laufst du hin, der Himmel ist in dir,
suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für.
Mensch werde wesentlich, denn wenn die Welt vergeht,
so fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht!"

Aber sie sprach auch oft in der Religionsstunde in bewegten Worten von den zwei Grundgedanken des christlichen Glaubens:

„daß sich Jesus, um seinen Gottvater mit der Menschheit zu versöhnen, ans Kreuz schlagen ließ und die Menschheit dadurch von Sünde und ewigem Tod erlöste", und „daß wir unsern Nächsten lieben sollen wie uns selbst".

Dies zweite, die Liebe zum Nächsten, der mir nahe steht im Volk, war jetzt, auf dem Höhepunkt der Schlachten und des Hungers, wirklich das Nächstliegende.

Und so zogen auch die Mädchen der zehnten Klasse mit Sammelbüchsen von Tür zu Tür, treppauf und treppab, oder hinaus in die Buchenwälder, die im zarten jungen Laub prangten; sie zogen mit Handkarren und Säcken, sie kamen zurück mit zerkratzten und oft blutenden Händen und waren glücklich, wenn sie zehn und mehr Säcke voll Laub für die hungernden Frontpferde gesammelt hatten. Sicher war es besser, gepressten Laubkuchen zu fressen, als hungern zu müssen.

In den Lazaretten sangen die Mädchen Frühlingslieder, sie schoben Soldaten ohne Beine in Rollstühlen in den Park hinaus, stellten sich für alte Leute 5 Stunden an in der „Schlange" beim Kaufmann, um 200 g Kriegsmarmelade aus Steckrüben, um Milch und Brot zu erkämpfen. So lebten sie in diesem friedlosen Jahr nach der Konfirmation diese „Liebe zum Nächsten", wenn auch nicht ganz freiwillig, sondern von Eltern, Schule oder Staat gewünscht oder „aufgerufen", indes die Schlachten an den Fronten immer härter und gnadenloser tobten.

Wo war da die Erlösung von Sünde und ewigem Tod? Was hatten Sünde und ewiger Tod noch für Schrecken für einen Soldaten, der keine Arme mehr hatte und nur noch ein total verstümmeltes, vielfach gebrochenes Bein, dessen Augen blind waren und dessen Antlitz völlig zerfetzt?

Dem Ilse mit zitternder Hand auf seinen Wunsch hin eine Zigarette anzündete und anrauchte - die erste in ihrem Leben, um sie ihm dann in den Mund zu schieben?

Immerfort grübelte sie nach über den Opfertod Jesu, den er nach der Lehre auf sich nahm, „um seinen Vater zu versöhnen!" Für sie sollte er nicht gestorben sein, sie wollte lieber nicht „ewig leben", als solch ein Opfer eines Unschuldigen für sich anzunehmen! –

Wochen waren vergangen, und viele Themen des Neuen Testamentes waren behandelt worden. Was war das schon für eine Wichtigkeit, daß der Gottessohn aus Wasser hatte Wein machen können oder mit ein paar Fischen Tausende von Menschen sattmachen konnte?

Warum geschah solch ein Wunder nicht heut an dem hungernden Volke? Ach ja, es durfte nicht vergessen werden, dieser gottgewollte Krieg war ja angeblich auch ein Strafgericht für die bösen Deutschen, für den Kaiser, der sich angemasst hatte, die Zukunft seines Volkes „auf dem Wasser zu suchen"!

Ihr fiel dabei ihre Kindheit an der russischen Grenze ein, als sie und ihre Schwestern die neuen Matrosenkleider bekommen hatten; der „Cheviot" hatte sehr gekratzt, und der schwarze Seidenknoten war sehr bombastisch gewesen, aber den gestopften, viele Male verlängerten Faltenrock trug sie noch immer, wenn sie sich bei der Rückkehr aus der Schule umziehen musste, um die Kleider zu schonen.

Sie grübelte sich zu in diesen Wochen. Dann meldete sie sich eines Tages in der Religionsstunde und fragte ernst und mit hämmerndem Herzen, ob sie wohl eine Geschichte erzählen dürfte. Sie fragte im Sitzen, wie das ja in dieser obersten Klasse üblich war. Die Lehrerin, sanft und freundlich wie immer, bejahte, sagte aber: „Stehen Sie doch bitte auf, Ilse, damit alle Sie besser hören können!"

Diese Aufforderung traf sie wie ein elektrischer Schlag,

Freude bewegte ihr Inneres, und in Sekundenschnelle durchzuckte sie der Wunsch, diesen Tag im Kalender rot anzustreichen: sie war nicht mehr, wenigstens nicht bei dieser gütigen Frau, die „Ilse-setz-dich" von einst, auf die die Lehrer oft böse waren, sie wurde sogar gebeten aufzustehen!

Es war für sie wie eine Ahnung, daß eine neue Welt im Kommen sein könnte, auch für sie gültig, für ihren kleinen, im Grunde so unwichtigen Lebenkreis.

So stand sie auf und erzählte ruhig, mit Ernst, aber dann immer lebhafter und dringlicher, und die Fülle des Herzens drängte sich auf die Lippen:

„Es war einmal ein Lokomotivführer, der war verheiratet und hatte viele Kinder. Sein Beruf war sehr anstrengend und verantwortungsvoll, und er fühlte diese Verantwortung als eine schwere Last. Seine Frau und seine Kinder aber zeigten wenig Verständnis für des Vaters Beruf. Wenn er Ruhe brauchte, so quälten sie ihn um Nichtigkeiten, die Frau war immer unzufrieden und bemängelte alles an ihm, er hätte mehr verdienen sollen nach ihrer Meinung und mehr Zeit haben sollen für ihre Vergnügungen. Die Kinder nahmen keine Rücksicht auf ihn, sondern erfüllten das kleine Haus mit Lärm und Getobe. Nur der älteste Sohn schaute oft voll Sorge den übermüdeten Vater an, war immer freundlich zu ihm und zeigte ihm durch kleine Dienste und Gefälligkeiten seine Liebe, ermahnte auch die Geschwister, nicht aufsässig zu werden. Aber das nützte nichts. Der langmütige Vater schwieg durch viele Monate hindurch, ging zum Dienst, kam zurück, und wurde immer stiller beim Keifen der Frau und dem frechen Übermut der Kinder.

Eines Tages packte er einen Koffer und teilte den völlig Überraschten mit, daß er sich ein kleines Zimmer am Rande der Stadt gemietet habe, wo er Ruhe finden würde nach dem schweren Dienst. Er wolle weiter für den Unterhalt der Familie sorgen, aber sehen wolle er sie nicht.

Der Frau verschlug es die Sprache, sie stand und sah ihm nach, wie er die Straße hinunterging, und ihr erster Gedanke war nur, daß sie nun frei war und tun und lassen konnte, was sie wollte. Als die Kinder hörten, daß der Vater sie verlassen hatte, freuten sie sich, sie hatten ihn als lästigen Aufpasser empfunden, nun konnten sie sich ganz in ihren wilden Spielen austoben, und es machte ihnen auch nichts aus, daß sie nicht im Hause waren, als er fortging. Nur der älteste Sohn sah seine Mutter und die Geschwister groß an und ging still in seine Kammer.

Es gab nun für eine Zeit ein wildes und vergnügtes Leben im Haus ohne den stillen Aufpasser. Der Älteste litt sehr unter diesen Zuständen, wagte aber auch nicht, den Vater zu besuchen, denn er verstand, wie sehr dieser die Ruhe brauchte.

Aber es kam der Tag, an dem die Frau und die Kinder merkten, daß ihnen etwas fehlte. So wurde beschlossen, den Ältesten, der ja nie mit dem Vater Streit gehabt hatte, zu ihm zu senden mit der Bitte, der Vater möchte zurückkehren, sie wollten sich Mühe geben und sich ändern.

Aber der Älteste kam wieder zurück und hatte nichts erreicht, der Vater war nicht zu Hause gewesen.

Noch einmal sandten sie ihn hin, aber wieder kam er zurück, er hatte die Tür verschlossen gefunden.

Als er ein drittes Mal den schweren Weg ging, öffnete ihm der Vater und ließ ihn ins Zimmer. Der Sohn bat ihn in bewegten Worten, nach Hause zurückzukehren, die Familie wollte sich ändern und von nun an mehr Verständnis für seinen schweren Beruf aufbringen.

Der Vater sah ihn lange an, dann ging er auf den Tisch zu, der mitten im Zimmer stand, öffnete die Schublade und nahm einen Revolver heraus. Er gab ihn dem Sohn und sagte dabei: „Mein Zorn ist zu groß; ich kann ihnen nur verzeihen, wenn du ihre Schuld gutmachst; wenn ich dein

Blut fließen sehe, wird mein Zorn verrauchen, und ich werde zu ihnen zurückkehren."

Er legte die Waffe in die Hand des Sohnes und wandte sich ab. Ein Schuß dröhnte durch den Raum, ein dumpfer Fall, aus der Schläfe des Sohnes sickerte Blut, und seine gebrochenen Augen waren zur Decke gerichtet."

Sie schwieg aufatmend und setzte sich. Sie hatte so eindringlich erzählt, daß allen war, als habe sich die Tragödie gerade eben, in diesem Augenblick, hier im Klassenzimmer abgespielt. Die Mädchen saßen betroffen und sahen die Lehrerin erwartungsvoll an. „Ein furchtbarer Vater", sagte diese spontan, und die Mitschülerinnen riefen nun alle durcheinander: „Schrecklich, das will ein Vater sein? Er lässt zu, daß sich sein bestes Kind das Leben nimmt? Muß er erst Blut sehen, ehe sein Zorn verrauchen kann?" Und eine, die größte Realistin, rief: „Wo ist das passiert? Stand das in der Zeitung? Unglaublich!"

Allmählich wurde es wieder ruhig. Ilses erstes, von der Lehrerin erbetenes Aufstehen hatte einen „Aufstand" erzeugt, den sie in diesem Ausmaß nicht erwartet hatte. Sie saß da, etwas blaß, und ihr Atem ging schwer.

Die Lehrerin sah zu ihr hinüber, befremdet und doch liebevoll, dies junge Mädchen war ja die einzige in der Klasse, die immer „dabei" war im Religionsunterricht. Sie fragte: „Wo haben Sie nur diese schreckliche Geschichte her? Ist sie wirklich irgendwann geschehen?"

Das Mädchen sah die Erzieherin an, dann atmete es tief und sagte mit fester Stimme: „Ja, vor zweitausend Jahren!"

Die Lehrerin wurde blaß, ihre Hände begannen zu zittern, sie nahm die Bibel und legte sie ans Ende des Tisches: „Wir wollen dies Thema heute nicht mehr weiter verfolgen. Sie sind alle erregt, da wollen wir uns durch ein Lied beruhigen, aber durch keins aus dem Hauptteil des Gesangbuches, sondern eins aus dem Anhang, wo die halbgeistli-

chen Lieder mit den fröhlichen Melodien stehen. Oder wie wäre es, wenn wir das neulich gelernte nehmen, das Sie aufgeschrieben haben: „Auf Adlers Flügeln getragen übers wogende Meer der Zeit?" Sie wußte, dies war eins der Lieblingslieder dieser schwierigen Schülerin. Das Mädchen nickte aus seiner Ecke eifrig und dankbar hinüber, und dann sangen sie im Chor, und die Erregung aller ebbte langsam ab.

Nie mehr sprach die Lehrerin über diese Stunde, vor der Klasse nicht und nicht mit ihr allein, aber es war, als ob alle noch eifriger die „Liebe zum Nächsten" leben wollten, jeder, soweit sich die Gelegenheit bot; so legte auch Ilse viele Tage bei einem Bauern Kartoffeln gegen einen Korb voll Gemüse, den sie, halb weinend vor Anstrengung und Glück, der Wirtschafterin Mali und den Schwestern brachte, und sie gab, wie die Schwestern, Privatstunden für 10 Pf. und gegen Milch oder Brot bei den stumpfen Kindern des Milchhändlers und des Bäckers, auf daß ihre „Nächsten", ihre Familie, etwas zu essen hatten. Sie weiß nicht mehr, ob sie schon damals oder später in der Schule den Vers eines bekannten Dichters lernten, auf jeden Fall lebten sie alle nach ihm:

„Erst kommt mein Volk, dann all die andern vielen, erst meine Heimat, dann die Welt!"

Die Schule der Heuchler

Zusammenbruch und Revolution 1918 – Das Internat – Der Wochenspruch – Heimwehkrank – Die Verbalinspiration – „Piep und Miep" – Die Heuchelschule – „Auf dem Boden des Satans" – Die erste Operette und das wahre Heil – Der Geburtstagsspruch und seine Wirkung – „O Ewigkeit, du Donnerwort"

Es kam der Zusammenbruch, der gespenstische Zug der heimkehrenden Soldaten; sie standen schweigend an der Straße, als die grauen Männer in die Heimatkaserne einzogen, sie alle erlebten, wie in den Tagen darauf den Heimgekehrten von den Revolutionären die Kokarden abgerissen und die Uniformen zerfetzt wurden. Fanatisierte Frauen zerrissen buchstäblich auf dem Platz vor einer nahen Schule den berühmten Fliegerhauptmann; Ilse sah den wilden Knäuel der Hyänen aus einiger Entfernung, nichtsahnend, und erfuhr später von der furchtbaren Tat. Nie konnte sie das vergessen. Auch die Frauen nannten sich Christen!

Ostern danach kam der Abschied von der Schule, der Lehrern und Schülern schwer wurde. Wie hatte das gemeinsam Erlebte sie alle verbunden!

. Für Ilse-setz-dich bedeutete das: wieder ein Umzug, zurück in die Heimat von Vater und Mutter. Weiterlernen sollte und wollte sie nach einem Jahr der Unterbrechung, aber da war eine Schwierigkeit: in der Kleinstadt gab es nur ein Gymnasium für die männliche Jugend - der Vater hatte diese Schule auch schon besucht - sie hatte nach der Revo-

lution 1918 einen neuen, linksgerichteten Direktor erhalten, sehr aufgeschlossen für moderne Ideen. Der Vater meldete hochgestimmt seine Tochter als erstes Mädchen an, der Direktor war sehr erfreut, wie es schien. Aber nach den neuen Prinzipien der Republik mußte er erst das überalterte Kollegiumsparlament fragen und abstimmen lassen. Und dieses lehnte einstimmig die „Neue", den Eindringling, mit durchschlagender Begründung ab: „Wo soll dies Mädchen auf die Toilette gehen?" Als ob das Hausmeisterehepaar in der Kellerwohnung des Schulgebäudes nicht auch eine Toilette gehabt hätte!

Und so scheiterten des Vaters und der Tochter revolutionäre Pläne, die Gleichberechtigung und eventuelle Gleichwertigkeit der Frau der Männerwelt gegenüber zu „demonstrieren", an einem elenden Spülklosett!

Daraufhin wurde beschlossen, sie in die entfernte sündige Großstadt zu geben, aber der vorsichtige Vater wollte sein mutterloses Mädchen gern gut behütet wissen, also sollte die Schule möglichst auch ein Internat haben, keine „möblierte Wirtin" sollte sie betreuen. Dies Unterfangen war schwierig, viele Briefe wurden ohne Erfolg geschrieben, endlich fand sich eine Schule mit Internat. Schule ist Schule, dachte der Vater, und Abitur ist Abitur! Der Name der Schule klang auch ganz unverfänglich. So wurde die Tochter, schon verspätet, schriftlich angemeldet und auch aufgenommen.

Drei Tage nach Beginn des Unterrichts stand sie vor der Haustür im roten Gebäude des Internats, die gute Mali an ihrer Seite, und zwischen ihnen stand der schon altersschwache Reisekorb aus Kriegszeiten, der schon so viele aufregende Hamsterfahrten mitgemacht hatte.

Sie hatte kaum Zeit, ihre Sachen in das Zimmer mit den drei Betten zu stellen und sich von Mali zu verabschieden, da läutete es schon zur Andacht vor dem Abendbrot. Viele junge Mädchen standen um den Tisch im dunklen Eßzimmer

mit gesenkten Köpfen und gefalteten Händen, die Internatsleiterin las aus einem schwarzen Büchlein vor, es wurde laut in Gemeinsamkeit gebetet, dann kam das übliche schmale Abendbrot der Nachkriegszeit; noch ein kurzes Dankgebet, - lautlos erhoben sich alle und strebten hinüber in das Musikzimmer. Die Leiterin setzte sich an das Harmonium, alle stellten sich um sie herum, und nun erklang ein Lied nach dem anderen von Jehova, von Jerusalem, der hochgebauten Stadt: „...wolltGott, ich wär in dir!"

An den Wänden sah die „Neue" überall Bilder aus der biblischen Geschichte, jene süßlichen aus der Zeit um die Jahrhundertwende, und Ilse hatte das Gefühl, daß sie zu Stein wurde: Wo hinein war sie da geraten? Sollte sie nie Ruhe finden? Sollte sie nie ihrer eigenen Art entsprechend leben können?

Am nächsten Morgen, nach Vorandacht, Frühstück und Nachandacht, wischte sie, schon heimwehkrank, mit rinnenden Tränen Staub im Musikzimmer, ihre vorgeschriebene Arbeit eine Woche lang, und dann ging es nach nebenan zur Schule. Über dem großen Eingangstor war eine Bronzetafel angebracht. „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang!" stand da in großen Lettern, nicht zu übersehen. Es war beängstigend still auf der Treppe, als sie ihrem Klassenzimmer zuging. Die zwölf Mädchen der Obersekunda trugen alle Schürzen, alle 900 Mädchen der Schule trugen Schürzen. Die Zwölfe saßen erwartungsvoll im Raum, die Begrüßung der Neuen war still und gehemmt. Die andern kannten sich schon einige Jahre. Genau 10 Minuten vor acht erhoben sie sich, wie von der Stippe gezogen, auch Ilse erhob sich beklommen. Die Klassenlehrerin trat ein, eine rothaarige, sommersprossige Dame, sie grüßte kurz und zeigte auf die linke obere Ecke der Wandtafel, da stand mit Kreide: Jesaja 55, Vers 8-13.

Im nächsten Augenblick erklang von den Zwölfen aus-

wendig hergesagt in eintönigem Gemurmel die Weisheit der Bibelstelle: „Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege, spricht der Herr. Sondern soviel der Himmel höher ist denn die Erde . . ."

Die flinken wasserhellen Augen der Lehrerin wanderten schnell von einer zur andern und beobachteten scharf, ob auch alle die Lippen bewegten, d.h. ob auch alle den Wochenspruch, der am ersten Schultag aufgegeben wurde, schon beherrschten. Eine Woche lang mußte dieser Spruch jeden Morgen vor und während der Andacht aufgesagt werden, dann kam ein neuer an die Reihe.

Erneutes Klingelzeichen, die Mädchen nahmen ihre Gesangbücher, ihre Gesichter leuchteten in heiligem Ernst, und nun ging es totenstill über einige Treppen und Flure hinauf zur zweiten Empore der Aula. Von überall strömten sie herbei, dreihundert, mehr faßte die Aula samt Seitenemporen nicht, nach einer Viertelstunde kamen die nächsten dreihundert, und dann noch einmal dreihundert. Vorn saßen die Lehrerinnen in langer Reihe, männliche Wesen gehörten offiziell dem Lehrkörper nicht an, nur einige kamen als Gastlehrer zu bestimmten Stunden.

Jetzt erschien die Direktorin, und alle erhoben sich schweigend. 5–6 Verse wenigstens wurden gesungen, danach von allen dreihundert der Wochenspruch aufgesagt, dann ein langer Abschnitt aus der Bibel vorgelesen, eine Auslegung daran geknüpft, und dann wieder gesungen. Waren Geburtstagskinder unter den dreihundert, so mußten sie ihren selbstgewählten Geburtstagsspruch aufsagen, natürlich auch eine Bibelstelle, und das gewünschte Geburtstagslied, das ein paar Tage vorher bei der Direktorin abgegeben werden mußte, wurde dann als Schlußlied gesungen. Auch dies Lied mußte aus dem Gesangbuch sein.

Diese Andachten fanden jeden Morgen statt, Sonnabend war dann noch eine Schlußandacht. Der Montag morgen

wurde immer besonders begangen. Da lautete das Gebet der Direktorin etwas anders. Da wurden viele, viele in ihr Gebet mit eingeschlossen: „Segne auch den Kaiser im fernen Land und die liebe Frau Kaiserin, segne unser Volk und Land, segne auch die Geburtstagskinder dieser Woche und segne dieses Haus, auf daß es eine Stätte werde, wo Menschenherzen lernen, nach dir zu fragen."

Das Gebet hatte etwas Rührendes an sich, aber es war so schattenhaft und so blutleer, und nicht einmal Mut gehörte zu diesem Gebet, denn die Wogen der Revolution hatten sich in diesem Jahr 1920 schon etwas geglättet, und die Regierung kümmerte sich wenig um private Dinge, und über christliche Privatschulen gar in vornehm stillen Gegenden der großen Stadt ging man wohl zur Tagesordnung über. Was kümmerte es die junge Republik, ob noch jemand für den Kaiser betete!

Um so unduldsamer war man in dieser Gottesschule selber. Bald fand die „Neue" es heraus: es mußten in jeder Klasse zwei Spitzel sein, die der Direktorin alles zu berichten hatten, was in der Schule und auch im Internat vor sich ging. Es war sonst nicht zu erklären, daß die Leiterin in Blitzesschnelle über alles unterrichtet war, was in den Häusern vorging. Schon am ersten Tag hatte das Mädchen das Gefühl, als herrsche viel Heimlichkeit in dieser Schule, und sie wollte sich bemühen, herauszubekommen, ob dies stimmte.

An jedem Mittag nach Schulschluß stellten sich die Hunderte von Mädchen in ihren Klassen auf, dann ging es zu Zweien treppauf und treppab bis hin ins Haupthaus, und dort standen sie auf den Treppen vom Erdgeschoß bis hoch hinauf, langsam bewegten sich die Scharen von Stufe zu Stufe abwärts bis hin zum Ausgang, wo die Direktorin stand und jeder tief Knicksenden die Hand zum Abschied gab. Oft richtete sie auch ein persönliches Wort an Einzelne,

immer treffend sicher, sie redete jede mit ihrem vollen Namen an.

Ilse, die Neue in der Obersekunda, wurde freundlich sogar nach ihren Schwestern gefragt –, es war eine bewunderungswürdige Leistung dieser alten Dame, sie besaß ein außergewöhnliches Gedächtnis! Auch die Neue konnte sich diesem Eindruck nicht verschließen.

Doch waren diese ersten Wochen eine furchtbare Qual für sie, das Heimweh hielt sie wie mit Krallen gepackt, sie fühlte geradezu körperlich die Verpflanzung in ein Erdreich, das ihrer Art fremd war; so wurde sie schwer fieberkrank, und die Zimmergenossinnen waren besorgt um sie. Die Heimleiterin kam trotz Arbeitsüberlastung täglich einmal zu ihr, sie war eine unverheiratete Dame aus alter Patrizierfamilie; die Mädchen erzählten sich, daß ihr Verlobter im Krieg gefallen war. Sie lebte voll innerer Fröhlichkeit ihr Christentum, ohne daß sie viel davon sprach, und leistete Großes in der christlichen Sozialarbeit.

Vor diesem lebendigen Christentum hatte auch die Neue große Hochachtung. Nach drei Wochen konnte sie endlich aufstehn, sie hatte die Krise überwunden. Aber sie mußte erst wieder laufen lernen, und die Zimmergenossinnen halfen ihr bei den Gehversuchen.

Im Unterricht wurde in allen Fächern hart gearbeitet, sehr viel auswendig gelernt, am meisten natürlich in der Religionsstunde. Für die Neue gab es viel Ungeahntes zu verkraften.

Das weibliche Kollegium glaubte fest an die „Verbal-Inspiration" der Bibelschreiber, Gott hatte ihnen diktiert, also mußte der gesamte Inhalt wahr sein. Sie sagten oft von sich: „Wir Positiven", und meinten damit ihr eigenes Christentum gegenüber der Lehre der Lutherischen Landeskirche, weil diese ihrer Meinung nach zu lau war. So hatten sie eine eigene Gemeinde mit eigenem Pastor und eigener

Kirche. „Piep und Miep" wurden der freundliche Pastor und seine Frau von den Schülerinnen liebevoll genannt, der Einfachheit halber, weil so oft von ihnen gesprochen wurde; das waren die Abkürzungen für „Peter Ihde, Pastor" und „Maria Ihde, Pastorin". Die Neue sah ihn gelegentlich, wenn er in den Pausen im Sprechzimmer verschwand, wo er die einzelnen Lehrerinnen erwartete, die ihm der Reihe nach ihre großen und kleinen Kümmernisse vortrugen und immer verklärt wieder aus dem Zimmer herauskamen.

Ilse wurde nachdenklich. Diese Frauen, hochanständige und wertvolle Menschen, von Hause aus orthodox erzogen, durch Erziehung, landläufige Moral und ihre eigenen strengen Ansichten mit einer Mauer umgeben, gingen durchs Leben ohne Mannesliebe, ohne Erfüllung durch ein Kind; nur für ihre Seele hatten sie die Zwiesprache mit einem Mann, der gut aussah, ein Pastor war und einer anderen gehörte. Und sie sangen die Lieder der Zinzendorf-Brüdergemeinde von Jesus, dem Seelenbräutigam, inbrünstig und voll Hingabe. Ilse mußte an die Nonnen denken, von denen sie eine gekannt hatte, die den Verlobungsring Jesu am Finger trug wie sie alle. Welch ein Ersatz!

Im Laufe des Sommers kam es anläßlich eines Hausaufsatzes zur ersten Katastrophe. Das Thema, das die Klassenlehrerin stellte, hieß „Feierstunden".

Ilse ging mit Schwung an die Arbeit, teilte sie in drei Teile, schilderte im ersten einen stillen Feierabend im abgeschiedenen Dorf, wo noch die Menschen vor der Haustür sitzen, wenn die Glocke im Kirchturm den Sonntag einläutet, im zweiten einen wilden Tanzabend in einer Kneipe der Großstadt, wo das Geläut der Abendglocke im Tumult nicht zu hören ist, und im dritten Teil einen Einsamen hoch über den Dächern der Riesenstadt, der des Nachts aus seinem Mansardenfenster in den Sternenhimmel schaut und sich eins fühlt mit „dem Einen, dem Unnennbaren".

Es kam der Tag der Rückgabe. Sie erwartete eine sehr gute Note, wie sie es gewohnt war aus den früheren Schulen; sie hatte sich nie etwas eingebildet auf das Talent, Aufsätze schreiben zu können, der Vater hatte frühzeitig dafür gesorgt, daß sie dies als eine überkommene Gabe ansah, die sie zu verwalten und zu pflegen hatte.

So saß sie ruhig da, alle Hefte wurden verteilt, es gab gute Nummern. Gleich mußte es läuten. Da kam ihr Heft als letztes an die Reihe. Die Lehrerin schlug es auf, sah die dicht vor ihr sitzende Neue kalt an und sagte: „Warum sprechen Sie in gewundenen Umschreibungen von dem einen lebendigen Gott? Sie haben die Heilstatsachen noch nicht begriffen!" Damit gab sie ihr das Heft und ging rasch hinaus.

Ilse öffnete es, eine große Fünf – die erste in ihrem Leben – leuchtete ihr rot entgegen. Und darunter stand, auch in Rot geschrieben, das ében gehörte Urteil der Lehrerin.

Ein bisher nie gekannter Zorn stieg in ihr auf, wie eine riesige Welle, die sie überspülte, war das, sie sprang auf, warf das Heft auf die Erde, trampelte darauf herum und schrie laut mit völlig veränderter Stimme: „Verfluchte Heuchelschule, verfluchte Heuchelschule!" Sie war wie von Sinnen und trampelte immer noch auf dem Heft herum, während die Mädchen betreten das Zimmer verließen; keine kam zu ihr. Langsam beruhigte sie sich, aber sie konnte es nicht fassen, daß sie wegen einer anderen Gottesauffassung, ach, nur wegen einer anderen Bezeichnung ein „Ungenügend" erhalten hatte.

Aber noch ehe sie am nächsten Tag wieder vor der Klassenlehrerin im Unterricht saß, wurde sie zur Direktorin gerufen. Diese hatte alles erfahren über den wilden Ausbruch des Mädchens. Sie beschwor die Schülerin mit leisen Worten, in sich zu gehen und Buße zu tun. Danach mußte sie zu der Klassenlehrerin kommen. Sie waren beide allein im Raum. Die Lehrerin legte den Arm um ihre Schulter, zog

die Widerstrebende nahe an sich heran: „Wissen Sie auch, daß Sie auf dem Boden des Satans stehen?" Die wasserhellen Augen mit den weißblonden Wimpern starrten ihr ins Gesicht, da riß sie sich los. „Nein, nein", schrie sie und rannte aus der Tür und den Gang entlang. In einer dunklen Ecke blieb sie stehen, ihr Herz klopfte bis in den Hals hinauf. Was war das? Auf dem Boden des Satans sollte sie stehen? Ihre Tränen rannen erneut, mit voller Wucht packte sie das Heimweh.

In den nächsten Tagen war sie sehr still im Internat, konnte auch nicht mitsingen, weil ihr gleich die Tränen kamen, so daß es der Heimleiterin auffiel. Käthie, die 5 Jahre ältere Zimmergenossin, ausnahmsweise keine Schülerin, sondern im kaufmännischen Beruf tätig und nur aus Gnade aufgenommen, weil sie mit dem Elternhaus entzweit war, sprach mit Fräulein Schrader, der Leiterin. Sie bat, der Neuen eine Freude machen zu dürfen, um sie abzulenken. Und die Gute erlaubte es. So gingen die beiden eines Abends in die Operette „Der letzte Walzer". Viel Liebe und Abschied kam drin vor, aber es war ihre erste Operette, sie vergaß alles um sich her, eine dunkle, unbegreifliche Welt versank, und eine helle stieg auf. In gehobener Stimmung kamen sie nach Hause, erstmals bewaffnet mit „Hausschlüssel nach 10 Uhr".

Am nächsten Morgen wurde sie zur Direktorin gerufen, die bereits alles wußte. Ernsthaft ermahnte sie das Mädchen, nicht zu versuchen, Heimweh oder anderen weltlichen Kummer durch weltliche Freuden zu betäuben oder zu ersticken. „Unser wahres Heil ist Jesus Christus", sagte sie.

„Und wie hieß die Operette", fragte sie dann. Das Mädchen nannte den Titel. „Also auch noch ein seichtes Stück!" sagte sie mit sanfter, vorwurfsvoller Stimme.

Ilse ging wieder hinüber ins Internat. Sie sah Fräulein Schrader mehrere Tage nicht; es hieß, diese sei auf einer Dienstreise begriffen.

Die Tage und Wochen gingen dahin, mit Schule und Hausaufgaben. Immer stärker machte sich die Inflation bemerkbar, und das Mädchen gab jeden Nachmittag mit Erlaubnis der Heimleiterin in der stillen Seitenstraße Privatstunden für drei Kinder einer reichen Kaufmannsfamilie, um etwas Taschengeld zu verdienen für Hefte und Bücher, für Schuhsohlen und Strümpfe. Denn das Geld, das der Vater dafür schickte, war nicht mehr viel wert, wenn es nach drei oder vier Tagen ankam.

In der blitzsauberen Küche des Internats tanzten und turnten die Mäuse auf dem großen Henkel des Gemüsekorbes, es gab keinen Speck mehr für Fallen und keine chemischen Vernichtungsmittel gegen Ungeziefer. Auch das von der Köchin mit großer Mühe gekochte Essen wurde immer kärglicher. Noch immer war in den Marmeladentöpfen drei Jahre nach der Revolution das „Kriegsmus" aus Steckrüben.

Inzwischen lernten sie gerade in jenen Tagen eifrig an dem Wochenspruch aus der Bergpredigt von den Vögeln unter dem Himmel, die nicht säen und nicht ernten, „und euer himmlischer Vater nähret sie doch". „Darum sorget nicht für den kommenden Morgen, denn der morgige Tag wird für das seine sorgen."

Ach ja, der Vater sandte ein Eilpaket! Diesmal nährte sie der i r d i s c h e Vater, als der Magen am lautesten knurrte, er sandte, o Wunder, säuberlich verpackt und von Mali knusprig braun gebraten, zehn Stare, die er im Garten vom Kirschbaum heruntergeschossen hatte, und Ilse und die beiden Zimmergenossinnen, Käthie und Friede, mühten sich, das bißchen Fleisch von den winzigen Knochen zu nagen. Nachher wurden die kleinen Gerippe im hohen Bogen zum Fenster hinausgeworfen, und am nächsten Morgen rätselten die Schülerinnen des sozialen Seminars herum, woher die merkwürdigen, abgenagten Knöchelchen auf ihrem Schulhof stammten!

Die Zeit ihres Geburtstages rückte inzwischen heran, es war ein Spruch und ein dazu passendes Lied zu wählen. Was war zu tun, wenn sie ehrlich bleiben wollte? Die Mitschülerinnen rieten ihr, zum Zwecke der Versöhnung mit dem Geist der Schule einen recht langen Spruch zu wählen. Sie selber nahmen, je nach Gläubigkeit oder opportunistischer Gesinnung, viele, viele Verse, ja, es war geradezu tiefes Bedürfnis oder Sport, Verse auszusuchen, in denen wenigstens sechsmal das Wort Gott, fünfmal das Wort Jesus und wenigstens dreimal der Heilige Geist vorkommen mußten.

Sie ging ernsthaft ans Werk, wälzte die Bibel viele Tage lang, nein, sie wollte sich selbst treu bleiben und einen Spruch nehmen, der zugleich Richtschnur für ihr kommendes Lebensjahr sein konnte. Sie hatte in diesem halben Jahr schon soviel von ihrer Fröhlichkeit, ihrer Lust am Singen eingebüßt, - - da, jetzt hatte sie genau den Vers, der sie fürs nächste Jahr leiten sollte! - -

Die Klasse bedrängte sie, um den Spruch zu erfahren. Sie waren ja einiges von der Neuen gewöhnt. Aber die verriet nichts. Nur der Klassensprecherin mußte sie das Lied aufgeben, damit diese es der Direktorin melden konnte. So erfuhren es auch die anderen. Sie hatte sich das Lied gewünscht, das sie schon im Kindergottesdienst an der russischen Grenze gesungen hatte bei dem weltmännischen Superintendenten, der so klug war und doch nicht hatte wissen wollen, daß Josef der größte Getreidewucherer aller Zeiten war und ein ganzes stolzes Volk, die Ägypter, zu Leibeigenen und Besitzlosen gemacht hatte, Der lange, harte rote Läufer im Kirchenschiff fiel ihr wieder ein und die Hoffnungslosigkeit, mit der sie ihn damals entlanggeschritten war nach der gütigen Abfuhr durch den Geistlichen.

So kam der Tag heran. Die Klassenkameradinnen hatten

schon gratuliert, der Wochenspruch war im Klassenzimmer abgespult worden, nun saßen sie auf ihrer Empore in der Aula und warteten. Die Direktorin erschien, vier Verse des Eingangsliedes wurden gesunden, der Wochenspruch zum zweiten Male abgespult, diesmal von 300 Stimmen, der Bibeltext verlesen und eine Erklärung angeknüpft - schon hörte sie die Stimme der Direktorin, die genau wußte, wo jedes einzelne der dreihundert Schafe saß und deren Augen sich jetzt zu ihr auf die Empore richteten: „Nun, Ilse, wollen Sie Ihren Geburtstagsspruch aufsagen!" Atemlose Stille - es lag etwas in der Luft, das fühlten alle. Und das Mädchen erhob sich, sie schnellte geradezu empor, kerzengerade stand sie da, und ihre Stimme schmetterte wie eine Fanfare von der Empore hinab in den großen Aulasaal (1. Thessalonicher 5, Vers 16): „Seid allzeit fröhlich!"

Und danach setzte sie sich. Wie eine Lähmung legte es sich auf den Saal, eine ungeheure Stille erfüllte für Augenblicke die Luft, als ob alle den Atem anhielten. Keine der untersitzenden Schülerinnen wagte, sich nach der Empore umzusehen, aber die unten an der Wand ihr gegenüber sitzenden Lehrerinnen starrten voll Entsetzen hinauf zu ihr, das Gesicht der Direktorin wurde noch weißer, als es sonst schon war, und ihre Hände zitterten. Beinahe tat sie dem Geburtstagskind leid, aber das Mädchen war so froh, daß sie ihre drei Worte hinausgeschmettert hatte, - nun war ihr wieder wohl!

In ihr erleichtertes Aufatmen hinein sagte die Direktorin von ihrem Pult her mit erregter und doch mühsam gebändigter Stimme: „Nun, da hätten Sie den Vers 17 noch dazunehmen sollen: »Betet ohne Unterlass!« Aber das tun Sie natürlich nicht, und Sie meinen ja wohl auch eine andere Fröhlichkeit als wir! Denn wir meinen die Fröhlichkeit im Herrn!" Und sie fügte nach kurzer Pause hinzu: „Ihr Geburtstagslied singen wir nächste Woche!" Und dann scho-

ben sich alle hinaus; still wie immer, ohne den geringsten Laut, zogen sie über die vielen Treppen in ihre Klassen.

Am Tage nach dem Geburtstag flüsterte ihr die Mitschülerin Erna etwas zu: „Lotte läßt dir sagen, Du solltest Nr. 752 aus dem Gesangbuch als Geburtstagslied nehmen!" Lotte, das war eine von vielen geliebte oder verehrte jüngere Lehrerin, die zwar an dieser Schule unterrichtete, aber als einzige einer anderen religiösen Gemeinschaft angehörte, allerdings auch nicht der Landeskirche. Sie war mit Ernas Eltern und dadurch auch mit dieser befreundet. Lotte ließ ihr das sagen? Aber sie hatte doch ihr Lied schon bei der Direktorin melden lassen: „Lobt froh den Herrn!"

Im Internat angekommen, nahm sie gleich ihr Gesangbuch zur Hand und schlug die angegebene Nummer auf. Sie traute ihren Augen nicht, aber dann begann sie zu lachen und dieses lachen befreite sie für einige Zeit von dem Druck, der sonst immer auf ihr lastete. Nun konnte sie sich erklären, warum die fröhliche Lehrerin ihr am Morgen auf der Treppe heimlich zugezwinkert hatte! Denn das Lied begann:

O Ewigkeit, du Donnerwort,
du Schwert, das durch die Seele bohrt,
O Anfang sonder Ende!
O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit,
ich weiß vor großer Traurigkeit
nicht, wo ich mich hinwende:
mein ganz erschrocknes Herz erbebt,
daß mir die Zung' am Gaumen klebt!"

In der Woche darauf sangen dann alle Dreihundert und mit ernster Miene auch die Lehrerinnen Ilses „frohes Lob des Herrn!"

Auf der Suche nach Wahrheit

Neue Bücher - Die neue Heimleiterin - Verhinderte Erzengel - Lichtkind Agni aus dem Norden - Der Mutter Bild und das Geheimnis des Todes - Die erfüllte Pflicht und der Heilige Geist - Die Heidin - Der Weihnachtsbaum

Es kam ein böser Herbst und Winter für die Neue, man war mehr denn je auf sie aufmerksam geworden und versuchte, ihren Stolz zu brechen und sie zur Demut zu erziehen.

Sie forderte keine Lehrerin mehr heraus, lernte das Aufgetragene gewissenhaft, sie wollte ihre Kraft nicht mehr nutzlos in Auseinandersetzungen schwächen, sondern erst einmal ihr Wissen um all diese kirchlichen und religiösen Fragen erweitern und vertiefen. Zum Glück wurde ihr Reisekorb nicht untersucht, und so schleppte sie aus den Ferien viele Bücher herbei, Neuerscheinungen nach dem Zusammenbruch, die der Vater gekauft hatte, und die sie brennend interessierten.

Es waren darunter auch Bücher über den Ursprung der mosaischen und der christlichen Religion, über die indogermanische Urbevölkerung in Palästina mit besonderer Berücksichtigung Galiläas und Samarias, Bücher über die Herkunft des Jesus von Nazareth und viele andere. Dazu las sie die berühmten Bücher von Professor Delitzsch, die schon bald nach der Jahrhundertwende Aufsehen erregt hatten. Er war gefördert worden von dem zwar sehr gläu-

bigen, aber doch freisinnigen Kaiser Wilhelm dem Zweiten, und die scharfsinnigen Ausführungen in seinen Büchern „Die große Täuschung" und „Babel und Bibel" gaben ihr großen Auftrieb und ließen sie annehmen, daß sie mit ihrem kleinen persönlichen Kampf doch ein Rädchen war im Kampf der Großen um eine dem Volk angemessene Weltanschauung. Aber sie wunderte sich: Jeden Montag betete die Direktorin weiterhin „um Segen für den Kaiser im fernen Land", sie ahnte wohl nichts davon, daß der Kaiser den Büchern von Delitzsch aufgeschlossen gegenüber stand, kannte sie sicherlich gar nicht. Denn alles Schrifttum, was in Versuchung führen konnte, wurde in dieser Schule ja abgelehnt!

Der sonst so sparsame Vater kaufte die Bücher gleich nach Erscheinen, oft riet er ihr auch, von ihrem Privatstundenverdienst schnellstens ein solches Buch selbst zu kaufen, er hatte die Erfahrung gemacht, daß Bücher dieser Art, auch Bücher über die Hintergründe des Krieges, trotz großer Nachfrage bald nach Erscheinen nicht mehr zu haben waren. Er verlor kein Wort der Kritik über die geheime Tätigkeit, im Gegenteil, er äußerte sich gelegentlich lobend über sie und verfolgte sie gespannt.

Oft betonte er, daß diese Handlungsweise, eine Art Kulturkampf, nichts zu tun hätte mit dem Händler-Wahlspruch der Engländer: Right or wrong, my country! den seine Töchter schon in ihrer Kindheit gelernt hatten.

Sehr ernst sagte er einmal dazu:

„Die Quelle dieser Handlungsweise liegt tiefer, sie sprudelt aus dem ewigen Urgrund des jüdischen Volkes, von dem die Krichen lehren, daß es das auserwählte sei. Über die ganze Welt verstreut, ist es doch einig im Wollen und in der Zielsetzung. Tausend Jahre sind diesem Volk, das in großen Maßstäben mißt, nichts auf seinen vielfältigen Wegen zum Ziel. Tragisch ist nur, daß wir andern Völker nicht auch sol-

chen Urgrund, solche Kraftquelle haben, die nur sein kann eine Weltanschauung, der eigenen Art gemäß. Jeder Baum kann nur dann wirklich gut gedeihen, wenn er in dem ihm gemäßen Erdreich wurzelt. Wir haben dieses Erdreich nicht. Und die meisten von uns merken es nicht einmal!"

Und er zitierte den herablassenden und doch so wahren Ausspruch des großen Disraeli, des jüdischen Ministerpräsidenten der engl. Königin Viktoria: „Christentum ist Judentum fürs Volk!" - „Antisemitismus ist dumm und lächerlich," sagte Vater, „schon das Wort allein ist es; denn wenn etwas »anti« ist, also »dagegen«, so muß das Gegnerische dazu vorhanden sein, also wenn jemand den »Antisemitismus« bekämpft, so gibt er zu, daß eine solche Bewegung vorhanden ist; dann muß er aber auch logischerweise zugeben, daß es einen Semitismus gibt, der so stark sein muß, daß er eine gegnerische Bewegung hervorgerufen hat. Wir werden uns nur behaupten können, wenn die Völker versuchen, die Eigenschaften, die das Judentum allen anderen voraushat in der planmäßigen Pflege und Stärkung seines Volkstums, auch in sich zu pflegen.

Erst wenn alle ihre Eigenarten pflegen, dabei aber die anderen tolerant achten, wir das jüdische Volk und dies wiederum die Eigenart der anderen Völker, kann das Verständnis und damit der Friede wachsen. Nur mit dieser Vielfalt eigenständig geprägter Völker wird das Leben bunt und interessant auf dieser Erde. Und nur so kann es gottgewollt sein im Sinne der Naturgesetze, nach denen Rassen und Völker auf diesem Stern angetreten sind."

Aber solche fruchtbaren Gespräche mit dem Vater waren nur in den Ferien möglich und dann auch selten genug. Nach dem ersten Jahr in der Schule kamen große und für sie schwerwiegende Änderungen. Die Leiterin des Internats wurde abgelöst, sie war eine wunderbare Frau gewesen, gütig und voll Verständnis. Voll Dankbarkeit dachte das junge

Mädchen an ihren Ausflug mit Käthie in die „sündige Welt" des Theaters, den die Leiterin damals gestattet hatte, als sie von Heimweh geschüttelt wurde.

Als sie nach den Osterferien wieder unter „die Furcht des Herrn" trat, war ihre Klassenlehrerin Leiterin des Heimes geworden, und ein neuer Geist begann spürbar zu wehen. Nun mußte sie sich abmelden, wenn sie an den Briefkasten gehen wollte, und es wurde genau die Zeit für Hin- und Rückgang berechnet. „Wo waren Sie so lange? Es sind zehn Minuten über die Zeit!"

Neu eingeführt wurde eine tägliche Abendandacht im Wohnzimmer der Leiterin, wo sich alle Hausinsassen einfinden mußten mit ihrem Gesangbuch, Liedersingen, Bibelvorlesung, Ausdeutung, dann folgte, von allen laut oder leise gesprochen, das Vaterunser. Sie haßte dies Sammelgebet, wo blieb da Jesu Wort: „Wenn du aber betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Tür fest zu?" Aber die flinken wasserhellen Augen der Lehrerin ruhten besonders auf ihr, ob sie auch alles mitsprach. Sie mußte mitbeten, aber dies: „Und führe uns nicht in Versuchung!" wollte nicht über ihre Lippen. Wie sollte ein Mensch stark werden, wenn er nicht lernte, Versuchungen zu überwinden? Was für eine elende Bitte der Schwachen schien ihr dieser Satz im Vaterunser zu sein!

Aber es dauerte nicht lange, da hatte die Leiterin diesen ihren Widerstand bemerkt und beorderte das Mädchen bald danach auf ihr Zimmer. Sie mußte eine Zeitlang warten, und sie hatte nun endlich Gelegenheit, in Ruhe die süßlichen Bilder aus der Religionsgeschichte anzuschauen, die an den Wänden hingen oder auf dem Schreibtisch standen. Es waren vierunddreißig an der Zahl, dazu kamen ein stehendes großes Marmorkreuz und ein kleines, liegendes, auf dem ein Jesuskind in weißem Marmor mit Windeln fröhlich die runden Arme und Beine hob.

Sie wunderte sich sehr, aber da ging die Tür auf, und die Leiterin trat ins Zimmer. Wieder sprach sie mit leiser, raunender Stimme, versuchte, der Schülerin klarzumachen, daß sie hochmütig sei, die Bitte „Und führe uns nicht in Versuchung" nicht zu sprechen. „Kehren Sie um auf Ihrem Weg, begreifen Sie endlich, daß sie auf dem Boden des Satans stehen!"

Wieder kam sie ganz nahe an das Mädchen heran, legte den Arm um seine Schulter und sah es zwingend mit den hellen Augen an. Aber das Mädchen wurde ganz steif und trat einen Schritt zurück, da löste sich die Hand von seiner Schulter. „Gehen Sie, Ilse, ich werde für Sie beten!" hörte sie noch, als sie schnell das Zimmer verließ. Draußen stand sie aufatmend auf dem dunklen Treppenflur der altmodischen Villa, und dann ging sie mit langsamen Schritten zu ihrem kleinen Zimmer unter dem Dach hinauf.

Käthie und Friede hatten Ostern das Haus unter sanftem Zwang verlassen, und sie hatte für sich allein ein ganz kleines Zimmer bekommen, was ihr sehr lieb war. Aus dem alten, wackeligen Reisekorb der Hamsterzeiten nahm sie Nietzsches „Zarathustra" heraus und las mit brennenden Wangen, bis der Mond über der großen Linde im Garten stand. „O Mensch, gib acht! Was spricht die tiefe Mitternacht?" Und dann fiel ihr der Spruch der Edda ein, den sie so sehr liebte: „Von der Achsel dir schiebe, was übel dir scheint, und richte dich selbst nach dir selber!" Und diesen Spruch nahm sie getröstet mit hinüber in ihren Traum.

Sie lernte viel in diesen beiden Jahren der Obersekunda und Unterprima, alle Lehrkräfte hatten ein großes Wissen, auch die wenigen Herren, die als Gastlehrer stundenweise an der Schule unterrichteten, und die sich natürlich nicht anmerken ließen, wie sie über den Betrieb dachten. Aber gerade sie brachten den Mädchen eine fremde Welt nahe,

wenn auch nur einige diese fremde Welt als etwas Wunderbares empfanden, die Welt der eleganten französischen Literatur und der düsteren grandiosen Tragödien Shakespeares.

Sie lernten im übrigen alle brav und fleißig und viel auswendig. Dies letztere ging sowieso schnell und gut, waren sie doch durch die langen Bibel- und Gesangbuchverse bestens in Übung. Nur noch selten hatte sie kleine oder größere Anfragen an die Klassenlehrerin; sie sah ein, daß es keinen Zweck hatte, in Rededuellen Kraft zu verschwenden, ehe sie mit handfesten Gegenbeweisen aufwarten konnte.

Eines Tages aber in der Religionsstunde sagte Fräulein Grothe, von der alle Schülerinnen vermuteten, daß sie sehr ehrgeizig war und gern später den Posten der alten, von ihr hochverehrten Direktorin übernommen hätte, ganz ernst und bekümmert: „Erzengel können wir Frauen im Himmel ja mal nicht werden!" Die 12 Mädchen, die Mehrzahl von ihnen Töchter von Pastoren, Missionaren oder Diakonen, schwiegen beeindruckt. Ilse aber meldete sich und fragte ruhig: „Aber woher wissen Sie das, Fräulein Grothe?"

„Nun es steht ja in der Bibel!" Ilse, die sich schon ziemlich sicher fühlte in diesem Buch, entgegnete: „Ich wüßte aber keine Stelle in der Bibel, wo diese Auffassung zum Ausdruck kommt!"

„Doch", antwortete die Lehrerin, „zwar steht es nirgends direkt geschrieben, aber indirekt doch!"

„Aber wo steht es denn indirekt, Fräulein Grothe?"

„Nun", sagte da die Lehrerin, und es schien sie innerlich mitzunehmen, „die vier Erzengel werden doch in der Bibel mit Namen genannt, Michael, Gabriel, Raphael und Uriel, und das sind doch männliche Vornamen; damit ist ja bewiesen, daß wir Frauen im Himmel keine Erzengel werden können."

Ilse sah die Lehrerin groß an, innerlich war sie fassungslos über soviel naive Glaubenskraft bei einer Frau, die doch

das Abitur gemacht hatte, und sicher mit Fleiß und Ehrgeiz kein schlechtes, und danach viele Semester Theologie auf einer deutschen Universität studiert hatte, bei deutschen Theologie-Professoren! Wie mußte es wohl in den Köpfen ihrer Lehrer ausgesehen haben, wenn sie selbst solche logischen Schlüsse ziehen konnte!

Und dabei hatten die großen Geister aller Zeiten seit Jahrhunderten für eine Erleuchtung der Hirne gekämpft, angefangen bei Walther von der Vogelweide, über die großen Männer der Mystik, des Humanismus und der Renaissance über Kopernikus und Galilei, Ulrich von Hutten und Luther, Lichtenberg, Friedrich den Großen mit seinen leider so wenig bekannten theologischen Streitschriften, Schiller und Goethe, Hölderlin, Hebbel und Nietzsche, ach, ihr fielen aus der Fülle der Kämpfer nur diese wenigen ein - und all die neuen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis in die Jetztzeit hinein, die mit Hilfe von Archäologie und Sprachforschung, durch Entzifferung bisher nicht lesbarer steinerner Inschriften, durch Symbolforschung und Religionsgeschichte, durch Erkenntnisse der Biologie und Physik die Weltschau ungeheuer erweitert und bereichert hatten! „Wer den Himmel nicht in sich selber sucht, der sucht ihn vergebens im ganzen Weltall!"

Und voll Dank gedachte sie in diesem Augenblick der gütigen Religionslehrerin, die den Mädchen der 10. Klasse so gern den Spruch des Angelus Silenius ins Poesiealbum geschrieben hatte:

„Halt an! Wo laufst du hin? Der Himmel ist in dir!
Suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für!
Mensch, werde wesentlich! Denn wenn die Welt vergeht,
so fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht!"

Auch diese Frau hatte Theologie studiert bei deutschen Professoren, auch sie glaubte an ihren Gott und Heiland,

aber Ilse war der Meinung, daß sie nie nach einem Erzengelposten im Himmel hätte streben können!

Warum nur waren die Gottesvorstellungen dieser beiden Frauen auf so verschieden hohen Ebenen und von so unterschiedlicher Weite des Horizonts? Die gleiche Lehre hatte sie für Leben und Beruf geformt, und doch waren sie meilenweit voneinander getrennt in ihrer Auffassung! Das Mädchen grübelte über diese Tatsache, wochenlang beschäftigten sie diese Gedanken, dann kam sie zu dem Schluß, daß diese Verschiedenheit trotz gleicher Glaubensrichtung in ihrer Art, in ihrem Erbgut liegen müßte. Dann konnte der Mensch also Gott nur so groß oder so klein sehen, wie er sich selbst hochstellte oder erniedrigte, und da eine Lehre das Blut und Gut des Erbes nicht umformen konnte, mußte jedes Menschen Gottesvorstellung eine artandere sein.

Je einheitlicher aber ein Volk in seiner Grundstruktur noch war, desto klarer mußte sein Gottglaube noch sein, also mußten die Völker alter Zeiten, als sie noch zahlenmäßig klein waren, Bannwälder oder Gebirge, Ströme oder Meere sie voneinander trennten und daher kaum Blutmischung stattfand, diese Völker also mußten einen noch verhältnismäßig reinen, ihrer Art gemäßen Gottglauben gehabt haben. Ilse und ihre Mitschülerinnen hatten im Deutsch-Unterricht von den Indogermanen gehört, aber nur das übliche, sie hatten die Verwandtschaft der einzelnen indogermanischen Sprachen auswendig gelernt, mit ihren gleichen Urwurzeln für Ausdrücke, die Familie, Sippe, Volk, Bauerntum und Bauerngut, Erde, Nahrung, Brauchtum und Sitte und Weltanschauung angingen. Es mußte also vor Jahrtausenden einen einheitlichen Urquell oder Urborn gegeben haben, der die Kraftquelle war für die Weltanschauung aller indogermanischen Völker.

Ihr war, als ob ein Licht der Erkenntnis für sie aufstrahlte und ihr einen Weg zeigte, den sie gehen mußte,

um den Glauben dieser lang vergangenen, indoarischen Völker zu finden, ihr war, als bedränge sie eine Kraft, den Weg in eine verlorengegangene Heimat zurückzugehen.

Sie mußte vor sich hinlächeln: also hatte auch in ihrem Fall ein Erzengel - - ach nein, vier Erzengel hatten sie aus dem Paradies vertrieben! Aus dem Paradies der einfältigen Herzen, aus dem Trott der stumpfsinnigen, jahrhundertealten Religionsübungen! Wie weit lagen Luthers Werk und seine streitbare Zeit! Wie weit der Aufbruch der Herzen damals! Aber nun wollte sie diesen neuen Weg in das Dunkel der Zeit zurückgehen, gleich wollte sie beginnen, die Universitätsbibliothek war nicht weit, und es fanden sich Gelegenheiten, sie zu besuchen, etwa, wenn eine große Arbeit fällig war, für die sie Material zusammentrug, freiwillig, denn erwünscht war dies nicht, wenn auch nicht verboten.

Es ging ihr eine ganz helle, leuchtende Welt auf, und zugleich überkam sie ein staunendes Entsetzen: seit über hundert Jahren wurden Bücher geschrieben über die Herkunft des Christentums aus anderen Religionen, die Jahrtausende älter und von kosmischer Erhabenheit waren. Danach war nichts, aber auch nichts im Christentum, was nicht schon in anderen, viel älteren Religionen vorhanden gewesen war, Hunderte von Lichtreligionen gab es vorher, Hunderte von Jungfrauen, die ein Lichtkind zur Wintersonnenwende geboren hatten! Diese Kinder aber, mit dem Strahlenschein um das kleine Haupt, hatten auf Erden fast alle die gleichen Schicksale, Kreuzigung, Höllenfahrt und Himmelfahrt erlebt!

Und mit brennenden Wangen las sie in dem Buch „Der Mensch der Urzeit" von Heinrich Driesmanns, das erst kurz vorher, im Jahre 1920 in neuer Auflage erschienen war und auf den Berichten der indischen Veden und Upanishaden beruhte. Da wurde von dem Gottessohn „Agni", dem Feuer, berichtet und von seiner Geburt in der Nacht des 25. De-

zember. Er wird erzeugt in der tiefen Mulde in der Mitte des hölzernen Sonnenrades, der Swastika; und der Zimmermann, im Indischen Twasti genannt, der es fertigte, steht daneben und dreht rasch den Feuerquirl, Pramatha, in der Mulde, im „Schoß der Mutter Maja".

Durch den Zimmermann erzeugt, sprühen die Funken, der danebenstehende Priester legt sie auf gehäuftes Stroh, hellauf flammt das Feuer, höher und höher! Der Priester fächelt ihm „Vaju", den Windhauch zu, den „heiligen Geist". Dann wird der Agni gesalbt durch die heilige Butter, der Kuh, die neben dem Feuer steht, und durch das Getränk „Soma", das der Esel, der auch danebensteht, für den Gottessohn trägt. Und nun steigt Agni, das Feuer, hoch hinauf zum Himmel, Brot und Wein werden als letztes Mahl in die Flammen gegossen, auch die Priester essen vom Brot und Wein, sie verzehren beides als Leib und Blut des Gottessohnes.

So war diese Feier der Inder vor über 3000 Jahren! Tief erschüttert saß sie vor dem Buche, eine Welt sank in Trümmer, die doch nicht ihre Welt gewesen war, und eine neue, helle leuchtende stieg vor ihr auf. Dies mußte sie sein - wenn auch schon mit irdischem Beiwerk versehen durch die Priester -, die Feuerfeier aus dem Norden, wo die Sonne geliebt wurde und heute noch wird, dort, wo sie für viele Wochen ganz unter dem Horizont verschwindet; eine Feier der Wintersonnenwende, wenn das kleine Lichtkind neu geboren wird, wenn es in der Mitter-, der Mutternacht, „wohl zu der halben Nacht" geboren wird, durch den tiefsten Punkt geht, aufsteigt am Horizont und hoch im Kosmos über ihm das Sternenbild der Jungfrau leuchtet und strahlt!

Und diese kosmische Feier nahmen die Völker des Nordens mit auf ihren Wanderungen nach Südosten bis hin nach Indien. Aber nicht Bannwälder noch Ströme hielten sie noch fern von den südlichen Völkern, mitten unter

ihnen wohnten sie nun; der Urborn konnte in der Vermischung nicht mehr so klar zu ihnen sprechen, ihr Lichtkind wurde aus dem Kosmos heruntergezerrt in irdische Bereiche, in Hunderten von Religionen hatte es nun einen Vater und eine Mutter, Priesterkult mit Machtanspruch beherrschte die Feier, die aber doch noch ihr innerstes Wesen bewahrt als Dankes- und Freudenfeier für die Geburt des Lichtes.

Und weiter noch geht der Weg bergab bei den südlichen Völkern, die mehr mit den Sinnen erleben, „erfassen können" nur, wenn sie im wahrsten Sinn anfassen können, befühlen, riechen und schmecken können. Der göttliche Sohn Krischna, Sohn der Devanaki, wird schon in einem richtigen Kuhstall geboren, auf der Reise nach Madura wegen einer Zählung, Hirten und Hirtinnen beten ihn an, und weise Männer aus fernem Land huldigen ihm. Krischna wird verfolgt von dem König Kansa, der einen Traum hatte, daß ein mächtiger König geboren würde. Er gibt den Befehl, alle Kinder zu töten, die in derselben Nacht wie Krischna geboren wurden.

Danach las sie im Avesta, dem heiligen Buch der Parsen, der Altperser, und dort in der „Gatha" fand sie die Lehre des persischen Religionsgründers Zarathustra oder Zoroaster, auch Ahuramazda oder Ormuzd genannt, der mit dem Strahlenkranz ums kleine Haupt geboren wird, und wieder fand sie viele ähnliche oder gleiche Geschichten wie bei den anderen Heilanden. Ormuzd, der Gott des Lichtes, siegt am Ende über Ahriman, den Gott der Finsternis, aber der Mensch kann nur durch seine eigenen Taten erlöst werden:

Zwei Reiche auf dieser Erde, das Reich des Lichtes und das der Dunkelheit, liegen an ihrer Grenze ständig im Kampf miteinander, diese Grenze aber geht mitten durch die Herzen aller Menschen, sie sind es, die die Grenze des dunklen Reiches in sich verschieben müssen, auf daß das

Reich des Lichtes größer werde! In den Herzen der Menschen liegt Aufstieg zum Licht oder Abstieg in die Barbarei!

Plötzlich sah sie sich wieder als Kind mit der Freundin auf der Erde hocken beim „Messerstechen", einem uralten Spiel von ihr unbekannter Herkunft. Ein Rechteck, auf die Erde gezeichnet, die feindlichen Hälften durch eine senkrechte Grenze getrennt. Es galt nun, das eigene Reich zu vergrößern, indem man das Messer in das andere Reich schleuderte, es mußte aufrecht mit der Schneide stehenbleiben, sonst galt der Wurf nicht und in dieser Richtung wurde jetzt eine neue Grenze gezogen, die alte ausgelöscht, bis endlich das Reich des Gegners aufgelöst und damit vernichtet war.

Sie erinnerte sich: dies Spiel war immer von einer geheimen Lust begleitet gewesen, wie ein Glück, das aus Tiefen von innen heraufwellt. Ormuzd und Ahriman, Licht und Finsternis im Kampf seit Jahrtausenden; aus dem Kosmo bis in die Niederungen, bis in die Gosse hinuntergezerrt, und doch immer wieder Aufblick der Großen dieser Erde zum Sternenhimmel: „Wir bekennen uns zu dem Geschlecht, das aus dem Dunkel ins Helle strebt!"

Ein ungeheures Glücksgefühl überwältigte sie; und wie einst bei dem Kinderspiel um zwei Reiche stieg es in ihr hoch, eine Quelle sprudelte heraus aus Tiefen, ein Springquell der Erkenntnis, kalt und klar!

Irgendwann fand sich wieder eine Gelegenheit, wo sie weitersuchen konnte, und sie fand endlich auch die Feier der Geburt des Ai'on, des kleinen Lichtkindes der Ägypter, ein paar Jahrhunderte vor der Zeitrechnung. Da wurde in der Sonnwendnacht aus unterirdischer Grotte das Standbild einer Mutter, mit einem kleinen Kind auf dem Arm, von den Priestern hinaufgetragen, und sie sangen dabei, und ein Teil der Hymne hatte sich noch erhalten über Jahrtausende hinweg bis in die Gegenwart und hieß:

„Heil uns, heil uns, die Jungfrau hat das Kind geboren, es soll ai'on heißen: z u n i m m t das Licht!

Da war noch die Wahrheit, da war der reine Ursprung erhalten! Über Jahrtausende hinweg, - die Wahrheit, die kosmische Wahrheit! Sie saß da in tiefer Ergriffenheit - der Lesesaal war fast leer, einige Lampen brannten noch an verlassenen Tischen, und über die riesigen Bücherwände huschten die Schatten.

Dem ungeheuren Glücksgefühl dieser Entdeckung folgte tiefe Erschöpfung. Was war das für eine Welt, wo dies alles noch überliefert war und niemand sich darum kümmerte? Nichts hatte sich geändert! Kein zweiter Luther stand auf. keine aufrüttelnde Bewegung, kein Sturm der Geister fand statt wie damals, als noch Hutten ausrufen konnte: „O Jahrhundert, o Wissenschaften, es ist eine Lust zu leben!"

Nichts hatte sich geändert!

Aus der Fülle der kosmischen Lichtkinder in den Hunderten von Lichtreligionen war nur ein Lichtkind übriggeblieben, Jesus, der Sohn der Maria, aus Davids Stamm, mit Jehova als göttlichem Vater und dem Zimmermann Josef als irdischem Ziehvater, mit dem Ausspruch und Anspruch auf Alleingültigkeit: „Niemand kommt zum Vater denn durch mich!" - , mit dem Befehl zur Missionierung: „Gehet hin in alle Welt"...und mit der Aufforderung zur Vernichtung der Andersgläubigen: „Doch jene meine Feinde, die nicht wollten, daß ich über sie herrschen sollte, bringet her und erwürget sie vor mir!" (Lukas 19,27)

Dieser Jesus, von dem niemand wußte, wann er geboren war, erhielt durch Konzilbeschluß im 4. Jahrhundert n. Z. seinen Geburtstag am 25. Dezember, zur Zeit der Wintersonnenwende, dem Tag, an dem in allen Ländern um das Mittelmeer bis hin nach Indien die Geburt eines Heilandes gefeiert wurde. Es war nicht möglich gewesen, dies Fest auszurotten.

In Meeren von Blut erstickten dann die anderen Religionen, und Paulus, der große Propagandist, bereitete den Siegeszug seines Heilandes vor. Und der Philosoph Philo, um 50 n. Z., der große kluge Sohn aus dem auserwählten Volk, sagte den noch heute erhaltenen Satz: „Wir werden aus unserer Mitte einen aufstehen lassen, dem werden die Völker anhangen!"

Und so geschah es nun schon seit 2000 Jahren, und dabei lagen in den großen Bibliotheken der Welt die Schlüssel zur Wahrheit und Weisheit, – Schätze, unvorstellbar, beglückend, Licht werfend auf hohe Ebenen! Aber nichts hatte sich geändert!

In diesen Wochen nahte wieder ein Geburtstag mit Spruch und Lied für sie, erneut wälzte sie tagelang das Buch der Bücher, nun nicht mehr ganz so aufsässig; sie hatte gelernt, tolerant zu denken, wie es der Vater seine Töchter gelehrt hatte. Sie sah nunmehr in ihren Lehrerinnen zuerst Menschen, dann erst die von heiligem Bekehrungsdrang Erfüllten. Zwar hatte sie das Gefühl, als ob ihnen selber nicht klar war, ob Nächstenliebe, Hunger nach Macht über Geister oder der erstrebte „Parkettplatz im Himmel" der Motor ihres Bekehrungseifers war; aber vielleicht waren es alle drei?

Diesmal hatte sie den Spruch Philipper 4, Vers 4 gewählt: „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: freuet euch!" Sie hatte keinen kürzeren ohne den „Herrn" finden können. Das Kollegium würde das Auftauchen des „Herrn" in ihrem Spruch sicher so ansehen, daß der hartnäckige Kampf um diese Seele nun doch irgendwann siegreich ausgehen würde. Das gewünschte Lied: „Geh aus mein Herz und suche Freud!" war auch schon durch die Klassensprecherin der Direktorin mitgeteilt.

Aber es wurde nichts aus dem Aufsagen und Singen; denn ein paar Tage vor dem Geburtstag wurde sie heftig krank

und lag mit hohem Fieber zwei Wochen im Bett. Nun würde sie Ruhe haben in ihrem kleinen Stübchen mit den schiefen Wänden, Ruhe vor Morgen-, Mittag- und Abendgebeten, vor dem lauten Vaterunser mit der Bitte, sie nicht in Versuchung zu führen!

Doch horch! Da kam Getrappel vieler Füße die Treppe herauf, leise wurde gesprochen, die Tür öffnete sich, und da waren sie alle! Voran die Leiterin mit der Bibel, dahinter die Pensionärinnen und die Köchin, alle quetschten sich hinein, standen um das Bett oder saßen auf Hockern und Klappstühlchen. Und die „Heilstatsachen" schwebten auf Engelsflügeln durch den Raum. Es wurde darauf geachtet, daß sie die Hände sichtbar auf der Bettdecke faltete – und sie war zu müde, zu schwach und zu fiebrig, um Groll zu empfinden.

Als alles vorbei war und die Schritte sich langsam auf der Treppe verloren, starrte sie lange zur Decke hinauf, sie wußte, dies würde sie nun jeden Abend ertragen müssen bis zu ihrer Genesung. Als die Dunkelheit in die Ecken kroch, fühlte sie überwältigend die Einsamkei ihres jungen Lebens ohne Freiheit.

Aber gab es nicht doch noch eine Freiheit für sie? Die letzte Freiheit, dieses Leben einfach von sich zu werfen? Sie dachte an die nahe Brücke über den Kanal, von der sie schon mehrmals voll Verzweiflung hinuntergesehen hatte; Wasser hatte eine starke Anziehungskraft für sie, wenn die Kraft zum Kämpfen erlahmte, aber sie hatte sich bisher noch immer wieder gefangen.

Der Mond schien ins Zimmer und hob das kleine gerahmte Bild der toten Mutter ins helle Licht. Alle hier im Haus und in der Schule redeten immer von ihren Toten, die im Himmel seelig seien, und zur gleichen Zeit predigten sie die Lehre vom Jüngsten Gericht, an dessen Ende erst aufgeteilt würde, wer für Himmel oder Hölle in Frage kam.

Also war der Himmel noch leer! Nur Jesus und die Taube müßten dort oben sein bei „Jehova" oder dem „Herrn", dem „Gott des Himmels und der Erden". Sonst keiner!

Sie hatte dies eines Tages der Religionslehrerin gesagt, auch dem Pastor hatte sie gesprochen von dem grade nach seinem Dogma immer noch leeren Himmel! Sie waren erstarrt, hatten sie entgeistert angesehen und hatten kein Wort erwidert!

Immer noch schien der Mond auf das Bild. Es war, als lebten die Augen in dem schönen jungen Gesicht. Wo war die tote Mutter? Im christlichen Himmel konnte sie also der Lehre nach noch nicht sein.

Hatten die Theosophen oder die Anthroposophen, die jetzt soviel von sich reden machten, recht und schwebte sie danach in irgendeiner der sieben Sphären?

Hatten die Spiritisten recht, deren Sitzungen jetzt Mode wurden - es gab ja soviele ungeklärte Soldatenschicksale nach diesem furchtbaren Krieg - dann müßte die Tote vielleicht „entmaterialisiert" im Raum schweben und ihr ganz nahe sein?

Und hatte der Buddhismus recht, so war sie vielleicht in das Nirwana, das ewige Nichts, eingegangen?

Oder in eine schöne Blume oder in einen Baum, wenn die Shintoisten in Japan den „rechten Glauben" hatten?

Es gab so viele „Heilsgewißheiten" der verschiedenen Religionen über ein Leben nach dem Tode, soviele Verkünder, die genau Bescheid wußten, wo und wie die Toten weiterleben sollten. Ihr aber war schon immer unwürdig vorgekommen, hinter das Geheimnis des Todes kommen zu wollen; denn noch niemals war ein Toter zurückgekommen und hatte den Schleier des Geheimnisses gelüftet.

Wenn es wirklich einen persönlichen Gott gab, wie das Christentum lehrte, und in ihm der Katholizismus sich noch für die einzig wahre Religion hielt, - so hatte dieser Gott

aber noch nie einen Toten zurückgesandt außer Jesus nach der Auferstehung, wie die Kirche lehrte; also mußte dieser persönliche Gott nicht wollen, daß den Menschen dies Geheimnis entschleiert würde. Aber immerfort versuchten gerade die Priester, hinter das Geheimnis zu kommen; ach, sie hatten das Wissen um das Leben nach dem Tode gepachtet, sie konnten die Jahre Fegefeuer genau berechnen, sie richteten danach Preis und Zahl der Seelenmessen, wie primitiv, wie skrupellos schien ihr das! Und dabei hatte sie doch inzwischen aus den alten Büchern erfahren, daß Hunderte von Heillanden schon vor Jesus auferstanden waren zur Frühlingszeit!

In den kosmischen Religionen war sicherlich die Auferstehung gleichzusetzen mit dem ewigen Wiederneuwerden im Jahreskreis und wurde nun im Christentum zu einer einmaligen Handlung Jehovas an seinem Sohn Jesus Christus!

Immer noch schien der Mond auf das Bild der Mutter. Ob sie jetzt wohl wußte um das Geheimnis des Todes?

Das Mädchen hatte nie verstehen können, schon als Kind nicht, daß man jemand bedrängen konnte, der ein Geheimnis bewahren wollte. Das war nicht nur unwürdig, es war taktlos und unfein in ihren Augen. Wieviel mehr, wenn ein Gott ein Geheimnis bewahren wollte! Dann dahinter kommen zu wollen, hätte in den Augen eines Christen doch Gotteslästerung sein müssen! Aber nein, immerfort rätselten sie herum, fragten und gaben selbst munter die Antworten. Ihr fiel das Gesangbuchlied ein, das sie sicher wohl hundert Mal in ihrem Leben hatte singen müssen:

„Wie wird's sein, wie wird's sein,
wenn ich zieh in Salem ein,
in die Stadt der goldnen Gassen".....

Wo war noch Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Todes? Der Mondschein glitt weiter über die Wand des kleinen

Zimmers, und das beleuchtete Antlitz der Mutter dämmerte langsam ins Dunkel hinüber. Die Kranke wußte getröstet, daß sie nicht zu rätseln brauchte, auch nicht rätseln mochte über das Leben nach dem Tode. Die Mutter lebte, sie lebte weiter in ihr und den Schwestern, und sie würde auch noch sein in den Kindern, die sie einst haben wollte!

Und irgendwann, vielleicht erst nach Generationen, würde wieder ein Mensch geboren werden, der der Mutter ganz ähnlich war, äußerlich und innerlich, wie sie es voll Ergriffenheit gesehen hatte in Ahnengalerien aller Geschlechter. Weil die Mutter leben wollte in ihr und auch der Vater, durfte sie dies Leben nicht gewaltsam beenden durch einen Sprung von der Brücke, der ihrer Verzweiflung ein Ende machen konnte - plötzlich wußte sie, daß sie Kraft haben würde, diese Zeit der Unfreiheit und der Knebelung des Geistes durchzustehen - - .

„Wer sein Leid unter seine Füße tritt, steht höher!" Wieviel große Menschen, die ihr Vorbild waren, hatten dies sinngemäß schon zum Ausdruck gebracht!

Und höher wollte sie, auf eine höhere Ebene, auf daß auch die Schau größer würde, der Horizont weiter! Und auf höheren Ebenen, - da gab es keine Erzengel mehr, - - Michael, Gabriel, Raphael, Uriel . . . und damit schlief sie ein, und der Mondschein verließ die kleine Kammer.

Der Winter kam, die Zeit wurde immer unruhiger, das Leben immer teurer und ärmer an Freuden. In der Schule aber war frohe Aufregung, es sollte ein Treffen aller Ehemaligen stattfinden, verbunden mit einer großen Feier und Berichten aus der Arbeit, die sie als von dem Geist der Schule Geprägte draußen im Leben leisteten.

Auch die Unterprima mußte an diesem Treffen teilnehmen, jüngere Jahrgänge nicht, die Aula reichte sonst nicht aus. Viele dieser jungen Menschen waren in die Missions- oder Sozialarbeit gegangen, diese durften bevorzugt berichten.

Und so standen sie dann, eine nach der anderen, vorn am Pult, und gaben Einblick in ihre Arbeit. Nach jedem Vortrag wurde eine kleine Aussprache abgehalten, es war keine Diskussion, keine Zerlegung eines Ganzen, waren sie doch alle von einheitlichem Geist, „alle auf der selben Ebene", dachte Ilse nachdenklich.

Aber dann horchte sie auf. Da erzählte eine gerade, wie sie nach ihrer Berufsarbeit des Abends mit ein paar Kameradinnen in die schlimmen Straßen der Großstadt ginge, in die Tingel-Tangel-Betriebe, in die Radaukneipen und die Bouillonkeller, wo die Matrosen und die „Löwen" das große Sagen hatten.

„Wir stellen uns innen auf in der Nähe der Tür", sagte sie, „nicht aus Angst, sondern weil die Räume brechend voll sind, und dann singen wir unsere Lieder vom Erlöser und beten für die verlorenen Seelen. Wir können oft nicht weitersingen vor Lärm und Gejohle, und oft werden wir vor die Tür gesetzt, aber wir versuchen es immer wieder in anderen Lokalen. Wir haben dann die Gewissheit, unsere Pflicht getan zu haben. Und wenn der Erfolg ausbleibt, so überlassen wir getrost die Arbeit dem Heiligen Geist! Er wird unser Werk vollenden!"

Ein großer Beifall rauschte auf, und in der Aussprache gab es nur wohlwollendes Lob und Hochachtung, daß die Mutigen sich in die gefährlichen Straßen der Stadt trauten.

Da meldete sich die „Heidin", wie sie schon oft genannt wurde, zum Wort, die Ehemaligen kannten sie nicht, aber die derzeitigen Schülerinnen sahen teils mißbilligend, teils gespannt nach ihr hin, die Direktorin und die Lehrerinnen wurden unruhig. Aber sie erhielt doch die Erlaubnis zu sprechen.

„Als erstes möchte ich Ihnen sagen, daß ihr Ihre Aufopferung und Ihren Mut bewundere", begann sie. „Aber sonst bin ich ganz anderer Auffassung als Sie, es tut mir leid,

dies sagen zu müssen. Sie werfen das Heiligste, was es für Sie gibt, die Lehre vom Erlöser, einfach so hin vor diese johlende, oft betrunkene Menge, wie nach dem Sprichwort Perlen vor die Säue geworfen werden. Sie werfen Ihre Lehre hin in schmutzige, verräucherte Lokale, wo die Bierlachen auf den Tischen und auf dem Fußboden stehen.

Und dann – nach Mißerfolg – überlassen Sie die Arbeit dem Heiligen Geist, und fühlen sich gerecht im Glauben, Ihre Pflicht getan zu haben. Das ist einfach! Das ist leicht! Aber Sie würden sicherer zum Erfolg kommen, wenn Sie Schritt für Schritt versuchten, diese Menschen für Ihren Glauben zu gewinnen. Sie könnten einzeln mit Einzelnen sprechen, von ihren Familien erfahren, herauszufinden versuchen, warum eine Frau zur Dirne, ein Mann zum Zuhälter oder zum Verbrecher wurde.

Sie könnten versuchen, Sie an die Natur heranzuführen, weg vom Asphalt der großen Städte, ihnen zeigen, welchen Segen, welche Freude ehrliche Arbeit bringt, also versuchen, sie wieder zu ordentlichen Menschen zu machen, und endlich - vielleicht nur zu einzelnen - dann von dem sprechen, was Ihnen das Heiligste ist. Dies wäre eine Erziehungsarbeit über Jahre hinaus, wie sie die wenigen Heime, die wir haben, gar nicht bewältigen können. Aber Menschen wieder zu würdigem Leben zu führen, ist auch etwas wert!

Ihre Methode ist sehr bequem - bei Mißerfolg muß der Heilige Geist die Arbeit tun! " -

Sie setzte sich, ein wildes Gemurmel hatte schon vorher Unruhe gebracht; nun kamen empörte Zurufe: „Sie leugnet den Heiligen Geist! Sie leugnet die Dreieinigkeit Gottes!"

Die Direktorin trat ans Pult. „Ich bitte Sie, hören Sie nicht darauf, was hier eben gesagt wurde! Wir wissen, daß wir im Herrn leben und der Heilige Geist in Christo Jesu unsere Arbeit segnet. Dies muß uns genug sein. Aber

Sie wissen nun, warum wir immer wieder warnen müssen: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet; denn der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!"

Die Versammlung näherte sich dem Ende. Es wurden noch Gesangbuchlieder gesungen und dazwischen von einigen wunderbaren „Erweckungen" berichtet, an denen der Heilige Geist sichtbaren Anteil hatte. Das Weltbild des Glaubens war wieder zurechtgerückt in den Gehirnen, die Aufsässige wurde durch Nichtbeachtung gestraft, bei den anderen gab es herzliches Verabschieden. Ilse ging einsam hinaus; aber im Dunkel des Treppenhauses drückten ihr einige verstohlen die Hände und sahen sie verstehend an. Sie konnte die Gesichter nur schattenhaft ahnen, nicht erkennen. Vielleicht waren es welche von denen, die sie noch nie gesehen hatten? Sie hat es nie erfahren.

Aber auf dem langen Weg über die Treppen hinauf und hinunter hämmerte es immerfort in ihrem Hirn und im Herzen: „Es sind die Ebenen, die trennen, die Ebenen!"

Und ihr wurde klar, daß die indogermanischen Völker seit Jahrtausenden den Weg abwärts gegangen waren, von der hohen Ebene kosmischer Lichtreligionen mit reinen Symbolen bis hinunter zum Teufel und männlichen Gott, zu Hölle und Paradies, zu Offenbarungsreligionen aus semitischem Geist, zu Judentum, Christentum und Islam, mit Alleinanspruch der Gültigkeit; mit den Fanfaren der Unduldsamkeit, mit Feuer und Schwert verbreitet.

Kürzlich hatten sie in der Geschichtsstunde gerade das Gemeinsame besprochen in Bibel und Koran, als sie den Siegeszug des Islam seit Mohammed besprachen, den Untergang der tapferen Westgoten in Spanien, den vielhundertjährigen Kampf um die Ausrottung der Arianer auf dem Balkan, die in Jesus nur den Gottähnlichen, aber nicht den Gottgleichen gesehen hatten!

Blut und Tränen auf den Wegen des Judentums, als seine

Männer in Palästina die Lichtreligion der dort ansässigen Bauern- und Kriegervölker zerstörten.

Blut und Tränen auf den Wegen des Christentums bis in den hohen Norden Europas, als es alle Andersgläubigen vernichtete. Blut und Tränen auf den Wegen des Islam, auf seinem Siegeszug über Nordafrika nach Spanien und Frankreich.

Der heiße Atem der Wüste weht aus diesen Religionen mehr oder minder, ein herrischer Anspruch auf Alleingültigkeit ritt die toleranten Völker nieder - „Gott will es! Gott will es!"

Auch ihr war heute eine Offenbarung zuteil geworden: Der „Heilige Geist" wirkt noch heute in den Völkern Europas! Sein Sinnbild war die Taube, die sanfte, - welch ein Hohn, welch eine Verkennung der Naturgesetze! Und immerfort hämmerte ihr im Hirn und im Herzen: „Es sind die Ebenen, die verschieden hohen, die Menschen des gleichen Volkes trennen bis zur Feindschaft!" Ihr war wieder zumute wie einst als Kind, als sie nach der Abfuhr durch den klugen Superintendenten über den harten roten Kokosläufer aus der Kirche hinausging.

Das Weihnachtsfest rückte näher, man überschlug sich in den Andachten mit entsprechenden Liedern - das Lied vom Tannenbaum kam natürlich zu kurz dabei - um so mehr wurde der „Christbaum" als Errungenschaft der Kirche dargestellt.

Jeden Sonntag morgen mußte sie nun schon seit Ostern mit allen Insassen des Internats zu „Piep" in seine Sonderkirche gehen, weit entfernt im Hafengebiet der großen Stadt. „Gehen" im wahrsten Sinne des Wortes; denn der Weg war fast eine Stunde lang, immer auf hartem Pflaster, ohne Bäume, ohne einen Grashalm an den öden Straßen mit Fabriken und Lagerhäusern; die Straßenbahn war in dieser Inflationszeit nicht mehr zu bezahlen. Auch „Piep"

sprach vom nahenden Fest in seiner Predigt: „Erschüttert erlebten die Germanen am Hofe Karls des Großen ihren ersten Weihnachtsbaum!"

In den Tagen darauf gab er eine Vertretungsstunde Religion in ihrer Klasse; da bewies sie ihm höflich, daß der immergrüne Baum jahrtausendealtes Symbol nordischer „Heidenvölker" war bis hin nach Indien, von der Kirche jahrhundertelang bekämpft und im Mittelalter sogar verboten, und sie nannte ihm seinen Straßburger Berufskollegen mit dem sinnigen Namen Dannhauer, der um 1640 am meisten von der Kanzel gegen den Baum gewettert und vorgeschlagen hatte, „die Kindlein vielmehr zu weisen auf den geistlichen Zedernbaum Christum Jesum".

„Es tut mir leid, Herr Pastor, aber ich mußte Ihnen dies sagen um der Wahrheit willen." - Die Wirkung: Diese Religionsstunde blieb die einzige Vertretungsstunde, die der Geistliche in der Unterprima gab.

„Bleibt fest in der Furcht des Herrn!"

„Mitternachtsvase" - Darwins Entwicklungslehre - Das Göttliche im All - Ein Vortrag und seine Wirkung - Verbotene Bücher - Die „Sophien" - Geheime Pläne - Der Birnbaum in der Mitte des Gartens - Abschied aus dem Internat - Leben und Freiheit

Seit Herbst waren in die Mansarde neben ihr zwei Klassenkameradinnen gezogen, beide Pastorentöchter von auswärts, deren Schulanreise im Winter zu beschwerlich war. Es waren zwei liebe Mädchen, schon lange eng befreundet miteinander, sie hielten sich fern von ihr, waren aber immer freundlich und wären zu jeder Hilfe bereit gewesen. Maria und Walburga hießen sie, die eine mit jüdisch-christlichem, die andere mit alt-germanischem Vornamen. Die Zwittergestalt der deutschen Glaubenswelt wurde selbst an den Vornamen dieser Pastorentöchter sichtbar.

Liebevoll und in Erwartung des Festes beteten, sangen und flöteten sie von morgens bis abends. Sie hatten es sich zur Aufgabe gemacht, in den Adventswochen die „Besondere" von nebenan pünktlich um einhalb sieben Uhr morgens mit einer Liedstrophe zu wecken, jeden Morgen mit der gleichen: „Ihr Hirten erwacht, seid munter und lacht!"

Anschließend an den Vers hörte sie täglich längeres Gemurmel von nebenan, und als sie eines Morgens schnell hinüberlief, um zu sagen, daß heut doch der Unterricht später anfinge, auch das Kaffeetrinken später gelegt wäre - da fand sie die beiden vor ihren Nachttischen knieend

und leise ein Gebet sprechend. Sie wußte, innen in jedem Nachtschrank stand die „Mitternachtsvase", die die Pensionärinnen mit voller Erlaubnis nach 10 Uhr abend benutzen durften, um nicht die Treppe hinunter zu müssen in die erste Etage, wo die Toilette war, aber wo auch auf dem selben Flur die Heimleiterin wohnte, die nicht gestört werden sollte durch das Betätigen der Ziehvorrichtung und das Rauschen des Wassers.

So waren nur durch die dünne Holztür des Nachtschränkchens die Gebete um das ewige Leben der Seele getrennt von dem irdenen Gefäß für die natürlichsten Verrichtungen des Leibes! Wie weit spannte sich doch der Bogen eines kleinen Menschenlebens von der Tiefe des Irdischen bis in den geistigen Himmel hinauf! Das alte Wort hatte wieder einmal seine Wahrheit bewiesen: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt!" Und als sie wieder in ihrem Stübchen war, da lachte sie mit einem warmen Gefühl für die Zwei von nebenan und stimmte, getrennt durch die Wand, in den zweiten und dritten Vers mit ein, der nun drüben ertönte, zweistimmig gesungen: „....seid munter und lacht!"

Nach Neujahr besuchte sie auf der Rückreise ins Internat für einen Tag Elli, die Freundin der Kinderjahre und Mitschülerin aus den Kriegsjahren, und deren Familie. Hans, Ellis Bruder, saß in Examensnöten wegen einer großen schriftlichen Hausarbeit. Er war ein Jahr älter als sie, mußte im Hotelbetrieb seines Vaters in diesen schwierigen Nachkriegs- und Inflationszeiten schon tüchtig helfen und sollte doch das Abitur schaffen.

Es gab lange Beratungen zwischen den beiden. Er sollte eine Arbeit abliefern über Darwins Entwicklungslehre und bat sie, ihm zu helfen. Sie hatte zwar schon die „Welträtsel" von Haeckel verschlungen, der erst vor drei Jahren gestorben war, sie hatte angefangen, sich heimlich mit dem

Monismus zu beschäftigen, aber Darwin - es lockte sie sehr!

Zudem hatte sie nicht vergessen, daß sie sich im ersten Jahr ihres Internatsaufenthaltes, als sie noch mehr Freiheit genoß bei dem gütigen Fräulein Schrader, oft über das Wochenende in dem bekannten Hotel sich hatte sattessen können, zumal sie die Kosten der einstündigen Bahnfahrt damals noch durch Nachhilfestunden aufbringen konnte.

Sie roch noch immer voll Dankbarkeit die herrlichen Bratendüfte von einst aus der großen Kachelküche des Hotels. So versprach sie, die Arbeit pünktlich zu liefern.

Aber es ergab sich keine Möglichkeit mehr, die Universitätsbibliothek mit gutem Grund aufzusuchen; da bat sie den Gastlehrer in Biologie, Professor Sohn, unter vier Augen um Hilfe. Er war sehr erfreut, daß sie sich mit Darwin beschäftigen wollte, und brachte unauffällig geeignete Bücher. Sie machte sich voll Begeisterung an die Arbeit, wieder ging ihr eine neue Welt auf und bestätigte ihr, daß sie auf dem für sie richtigen Weg war.

Endlich ein Gott, der sich nicht nach 6 Tagen ausruhen mußte vom Reden, was sie schon als Kind empört hatte; -eine Schöpfung, die nicht in diesen sechs Tagen beendet war, sondern ein immerwährendes Wirken in der Welt, ein Rausch des Schaffens und Veränderns durch Mutationen, Anpassung an immerfort sich wandelnde Bedingungen in der Natur, harter Kampf und schonungslose Auslese in einem viel höheren „erbarmenden" Sinn, als das Christentum es meinte; jedes Geschöpf, das unter den Naturgesetzen lebt, immer höher, immer feiner entwickelt; jedes Wesen in sich eine harmonische, vollkommene Gottesschöpfung! Und diese wirkende Kraft, die schon unsere Vorväter mit dem unpersönlichen „Das God" benannten, arbeitete ohne Ausruhen seit Millionen von Jahren, nicht als außerweltliche Macht, wie dieser „Jahwe" der Bibel oder der „Vater im Himmel" des Jesus von Nazareth, son-

dern diese Kraft war die Einheit, die hinter allem Leben stand!

Gott in allem, im Mikrokosmos und im Makrokosmos - gestern, heute, morgen - und dazu in dieser Schöpfung, nach ehernen Naturgesetzen ausgerichtet, nach Sternenweiten gemessen: „Gestern, heute, morgen, tausend Jahre wie ein Tag!"

Wie erlöst kam sie sich vor: kein „Rachegott Jahwe", kein „lieber Gott" mit Rauschebart als männliche Person, der die Naturgesetze willkürlich durchbrach, die „Sonne stille stehen ließ über Gideon" um seines auserwählten Volkes willen, der seinen Sohn auferstehen ließ, nein, Gott als das Wirkende, das Bestimmende, das kosmische Gesetz, als die große Kraft im All!

Und in tiefer Bewegung sah sie im Geist die Entwicklung alles Lebendigen; dieses Gottes Wille mußte es sein, immer höhere Ebenen in der Entwicklung zu schaffen, vollkommen war die Welt, wo die ewigen Gesetze galten, jede wilde Pflanze, jedes Tier in der Freiheit schön, vollkommen. Nur der Mensch, die „Krone der Schöpfung", war unvollkommen, ging abwärts, immer schneller, immer schneller, seit er in Städten hauste und glaubte, die Natur in ihren Gesetzen ausschalten oder überlisten zu können!

Seelisch, geistig, körperlich war er immer weiter hinabgestiegen, hatte zu allen Zeiten aufstehende Warner verlacht, gefoltert, vernichtet; im humanen zwanzigsten Jahrhundert endlich hatte er zu „humanen" Methoden gegriffen - jetzt wurde durch Rufmord getötet!

Pferde, Hunde, Kühe und Hühner züchtete der Mensch, aber er selbst paarte sich wild, ohne Verantwortung, wußte oder wollte nichts mehr wissen von seinem ihm überkommenen Erb-„Gut".

„Misch-Masch ist leicht zu regieren", wo hatte sie das nur gelesen? Der Ekel überkam sie, daß sie in diesen

wilden, zügellosen Jahren leben mußte. Sie konnte noch nicht ahnen, daß diese Zeit später zu den „goldenen zwanziger Jahren" umfunktioniert werden sollte!

Und sie las und las; auch zwischen den Zeilen fand sie das, was Darwin nicht ausgesprochen hatte: nein, er war kein Gotteslästerer, war nicht der Atheist, vor dem die Kirchen warnten, er hatte nur einen kleinen Gott mit großem Machtanspruch aus seinem Himmel geholt und ließ in seinem Werk den Atem der Gotteskraft spüren, die nicht in Ellen, sondern in Sternenweiten mißt!

Manchmal sprach sie in den kurzen Pausen mit dem Lehrer, wenn die Mitschülerinnen draußen waren, und in diesen oft nur wenigen Minuten gingen ihr ganze Welten auf.

Endlich war die Arbeit fertig, der Lehrer nahm sie freundlicherweise mit nach Hause und las sie. Als er sie zurückgab, sagte er leise: „Halten Sie doch hier im Unterricht einen Vortrag darüber, es täte denen so not, dies alles mal zu hören." Sie ging mit Freuden darauf ein, und in der nächsten Biologiestunde stieg die erste Hälfte ihres Vortrags. Sie sprach voll Schwung und Begeisterung bis zum Läuten, so daß keine Aussprache mehr möglich war.

In der nächsten Biologiestunde folgte der zweite Teil. Die in der ersten Stunde durchaus interessiert Lauschenden nahmen zum Teil bei der zweiten Hälfte des Vortrags eine verschlossene oder gar feindselige Haltung an. Sie fühlte es wie einen eisigen Strom auf sich zukommen. Als sie geendet hatte, läutete es gerade wieder. Sie stand noch einen Augenblick unbeweglich, atmete tief vor Anstrengung; denn sie hatte ganz frei gesprochen, sie wußte, nur das frei gesprochene, nicht abgelesene Wort dringt zu den Herzen und Hirnen, und das wollte sie doch, um des großen Darwin willen! Ach, sie wollte schon glücklich sein, wenn diese Größe auch nur einem von den Mädchen auf-

ging, wenn die Gedanken in ihm weiterwirken würden!

Da wurde die Tür aufgerissen, die Direktorin stürzte herein und rief mit lauter Stimme: „Laßt euch eueren Glauben nicht nehmen! Es stimmt alles nicht, was sie gesagt hat! Bleibt fest in der Furcht des Herrn!" Und ohne den Lehrer zu beachten, wendete sie sich zur Tür und eilte den Flur entlang. Still schlichen die Mädchen hinaus, nur eine, die Ilse als besonders ehrgeizig kannte, warf ihr einen kalten, triumphierenden Blick zu, ehe sie den Raum verließ.

„Tut es Ihnen leid, daß Sie den Mut hatten?" fragte der Professor lächelnd. Sie schüttelte den Kopf. „Es wird sicher noch ein Nachspiel haben", meinte der Lehrer, „Darwin gilt in der Orthodoxie als Gotteslästerer." Das Nachspiel kam kurz vor Ostern, als der Vertrag des Professors nicht mehr erneuert wurde. Sie fühlte sich schuldig, es traf sie schwer; denn er hatte Kinder, und diese Biologiestunden waren eine zusätzliche Geldquelle für ihn gewesen, in der immer furchtbarer werdenden Zeit der Geldentwertung.

In diesen zwei Monaten nach dem Vortrag fühlte sie, daß sie hier nicht länger bleiben konnte. Sie hatte jetzt ein gutes Argument für den Vater, sie wollte auf ein staatliches oder städtisches Gymnasium für das letzte Jahr, weil ein Abitur an solchen Schulen mehr gelten würde und leichter eine Anstellung im preußischen Staatsdienst ermöglichte.

Eines Tages wurde sie zur Direktorin gerufen. Der Brief des Vaters mit der Abmeldung lag auf dem Schreibtisch, das Mädchen erkannte die klare Handschrift. Und nun kam etwas völlig Unerwartetes für die „Aufsässige", für die „Heidin", wie so viele von ihr sagten. Die Direktorin bot ihr an, das Schulgeld für das letzte Jahr zu erlassen, falls die Abmeldung wegen dieser Kosten erfolgte. Dies sei nicht der Grund, erwiderte das Mädchen.

„Wir können auch die Pensionskosten für Sie ermässigen", schlug die alte Dame vor und lächelte freundlich. Das Mädchen bedankte sich im Namen des Vaters, sagte aber auch, daß dieser fest entschlossen sei zu der Abmeldung.

Dann ging sie gedankenvoll hinaus. Warum wollte man sie absolut halten? Warum diese freundlichen Angebote? Plötzlich glaubte sie es zu wissen: sie war seit vielen Jahren die erste, die diese Schule unbekehrt verlassen würde. Dachte man, sie wollte oder könnte der Schule draußen schaden? Versuchte man deshalb, sie zurückzuhalten, um sie doch zu bekehren? Es war bisher immer noch gelungen, das wußte sie von einigen Fällen. Stolze Mädchen waren „demütig" geworden, hatte das eigene Denken aufgegeben, ihr Leben schon hier auf das Jenseits ausgerichtet. Wie haßte sie dies Wort De-mut!

Sie ging nachdenklich hinüber ins Internat und begann, ihre Sachen zu ordnen, um packen zu können. Der Hamsterkorb wurde vom Boden nebenan geholt, der liebe, altersschwache, dazu der Kriegskoffer aus Pappe, auf Leder imitiert, die alten Schlösser frisch poliert. Von der Wand nahm sie der Mutter Bild, vom Nachttisch des Vaters und der Schwestern kleine Fotos und packte sie sorgfältig zwischen Watte. Unter der Wäsche im Schrank fand sie die gerahmte Postkarte, die sie im ersten Jahr ihres Hierseins aufgehängt hatte; im zweiten aber war ihr von der neuen Leiterin befohlen worden, sie fortzunehmen.

Sie hielt den kleinen Rahmen ohne Glas in der Hand und las den Spruch auf der Karte noch einmal, der ihr immer wieder Mut gemacht hatte in schweren Kämpfen. Damals waren diese Spruchkarten erste, schüchterne Versuche nach dem Kriege zu einer Reformierung der Glaubensvorstellungen und wurden viel gekauft; in schwarzer Kunstschrift auf weißem Papier las sie noch einmal den Spruch,

der die andern Mädchen, wenn sie in ihrem kleinen Zimmer zu Besuch gewesen waren, zu heißen Streitgesprächen geführt hatte:

„Ich glaube, daß die schöne Welt regiere
ein hoher, weiser, nie begriffner Geist;
ich glaube, daß Anbetung ihm gebühre,
doch weiß ich nicht, wie man ihn würdig preist."

„Nicht glaub ich, ..." das nächste war völlig verwischt, irgendwer hatte, wohl aus Versehen, einmal Tinte darüber gegossen, - - und nur noch das letzte war gut zu lesen:

„Und tret ich einst dann aus des Grabes Tiefen
hin vor des Weltenrichters Angesicht,
so wird er meine Taten strenge prüfen,
doch meinen Glauben - nein, das glaub ich nicht!"

Sie mußte dankbar lächeln - in diesem Jahr war sie in ihrer Entwicklung weit über den Sinn des Spruches hinausgewachsen, da war der „Weltenrichter", dessen Gericht sie nie geschreckt hatte, da waren die Taten, die er prüfen würde, Wie weit lag das alles hinter ihr, und doch war der kleine Spruch verdammt worden von der Internatsleiterin, es war „katholische Werkgerechtigkeit", die er zum Ausdruck brachte und lief der strengen Luther-Lehre, die sie vertrat, zuwider, und auch deren Mahnung, viele Male auswendig gelernt: Aus Gnaden seid ihr selig geworden durch den Glauben, und dasselbige nicht aus euch, Gottes Gnade ist es, nicht aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme!

Wie weit hinter ihr lag das alles, auf einer Ebene, die sie in diesem Jahr des Kampfes verlassen hatte, in diesem Jahr auch des Leidens, das sie unter ihre Füße getreten hatte, um höher hinaufzukommen in die Helle.

Und unter dem alten Lesebuch aus der Mutter Jungmädchenzeit, das sie aus dem Vaterhaus mitgebracht hatte und im Schrank aufbewahrte, fand sie die schöne, farbige

Kunstpostkarte, die in den Jahren nach dem Krieg bei der Jugend sehr beliebt war: ein junger, schöner, kraftvoller Mönch in der weißen Kutte der Dominikaner lehnte am kleinen Fenster seiner Zelle und sah sehnsüchtig hinaus aus der Enge in die Weite. Sie liebte das Bild sehr, aber sie hatte es auch nicht aufhängen dürfen im zweiten Jahr ihres Aufenthaltes hier; es erinnerte sie so sehr an den Junker Rochus von Enna in Richard Voss' berühmtem Roman „Zwei Menschen", den ihr eine Freundin sinnigerweise zur Einsegnung geschenkt hatte und der schon seit Jahren auf dem Index der katholischen Kirche stand, auf der Liste der für die katholischen Menschen verbotenen Bücher.

Immer und immer wieder waren starke, oft geheime Kräfte in der Welt am Werk, Flügel zu beschneiden, Flügel zu umspinnen, Flügeln den zarten Schmelz der Unberührtheit zu nehmen. Waren nicht in der Wirkung diese drei Tätigkeiten eines geheimen Strafvollzuges gleich verheerend für die Höherentwicklung der so stark naturentfremdeten Menschheit?

Flügel beschneiden - das war dies: neue, fest gegründete Erkenntnisse der Großen des Geistes zu verneinen, verächtlich oder lächerlich zu machen, durch scheinbar wissenschaftliche Gegendarstellungen mit großer, wirksamer Werbung bei dem gutgläubigen Volk zu Fall zu bringen - , o, welch große Auflagen erreichten diese „Gegenbücher" - also mußten ihre Verfasser recht haben! Und konnten die Großen doch nicht zum Schweigen gebracht werden, dann war Geld da, viel, viel Geld, Börsen- und Bankkapital - und ganze Auflagen konnten aufgekauft und vernichtet werden. Und nur in den oft leeren Lesesälen der Büchereien und Hochschulen und in den Archiven der Regierung standen diese Schätze an Wahrheit und Weisheit hoch auf den Regalen, dämmerten still vor sich hin und verstaubten.

Flügel umspinnen – das war dies: klare Gehirne wirr zu machen, klare Gedanken auf irre Gleise zu lenken durch alle diese „Sophien", wie sie all die modernen Bewegungen neuer Weltanschauung nannte, die sovieles von den Orden des Mittelalters, den Illuminaten und Rosenkreuzern, übernommen hatten: Theosophie, Anthroposophie, Ariosophie und wie sie alle hießen!

Gerade in den letzten Ferien hatte sie menschliche Tragödien in der Heimatstadt miterlebt; zwei Schwestern, die mit der „schönen jungen Tante" ihrer Kinderzeit befreundet waren, die wie gebannt waren von einer dieser Lehren, für nichts auf dieser Erde mehr Interesse zeigten, sich als „Hüter der Schwelle" empfanden, auf das „Wachsen der Lotosblüte" unter ihrer Nasenwurzel und am Herzen warteten und wußten, daß sie nach etwa 2000 Jahren (sie wußten die Zahl ganz genau!) wieder auf diese Erde kommen würden als „Meister".

Und eines Tages kam die eine in die Irrenanstalt, die andere aber ging eines Abends Schritt für Schritt langsam vom Strand hinunter ins Wasser des breiten, winterlichen Flusses, bis sie keinen Grund mehr fand und ertrank. Man hatte an ihren Fußspuren im stillen, flachen Wasser zwischen den weit hinausragenden Buhnen dies langsame Schreiten rekonstruieren können.

Mit diesen „Sophien" wurden die Menschen der „gehobenen Mittelschicht", wie man so schön sagte, eingefangen und ihre Flügel umsponnen. Es war „schick", durch Zugehörigkeit zu einer der „Sophien" zu zeigen, daß man „wer war"; denn berühmte Schauspieler, Hochschullehrer und Ärzte fanden sich in ihren Reihen und warfen einen Abglanz auf den „kleinen" Intellektuellen oder den Erfolgskaufmann, der damit unter Beweis stellte, daß es ihm nicht nur um das schnöde Geld ging.

Das dritte aber schien ihr, weil sie selber jung war,

das schlimmste: *Flügeln den zarten Schmelz der Unberührtheit zu nehmen!* Denn die Unberührtheit im Leiblichen des jungen Menschen gab ihre noch ungenutzten, brachliegenden Kräfte an Seele und Geist ab, ließ sie stark werden und klar, hob sie ohne den Alkohol gieriger Sinne hinauf auf höhere Ebenen, wo es möglich war, die klaren Erkenntnisse der Großen in sich aufzunehmen. Sie war nicht prüde, war gesund und übte sich gern in Sport und Spiel, aber sie hatte früh genug die „Germania" des Tacitus gelesen und mit wachen Augen und klarem Hirn die Entartungserscheinungen in der Geschichte des alten Rom verfolgt, - und die Kinoplakate und Film-Schaukästen der „goldenen zwanziger Jahre", das Marktgeschrei um die ersten Nacktrevuen und die Buchreklamen für Lesbierinnen und Homosexuelle, die noch kindhaften, geschminkten Dirnen in den Hauseingängen der Straßen um den Hauptbahnhof zeigten ihr, daß dies alles nicht nur Nachkriegserscheinungen waren.

Sie mußte an das Wort des Vaters denken von „dem Baum des Volkes, der nur gedeihen kann, wenn er in dem ihm gemäßen Erdreich wurzelt, gespeist von einer Kraftquelle, die nur sein kann eine Weltanschauung, der eigenen Art gemäß. Wir haben dieses Erdreich und diese Kraftquelle nicht mehr, und die meisten von uns merken es nicht einmal".

Später hatte sie im Zusammenhang mit einem Gespräch über die Adlerflügel in ihrem Familienwappen - mit dem Vater auch über ihre Gedanken der beschnittenen, umsponnen und des Schmelzes beraubten Flügel gesprochen. Da hatte er sie sehr ernst angesehen: „Den Urquell haben wir verloren, das Erdreich ist das falsche, die stärksten Zweige unseres Lebensbaumes werden in planmäßigen Kriegen abgehackt, die Krone verkümmert durch Geburtenschwund der Besten – das Herz Europas wird in Unrat verfaulen!"

Dann hatte er sich still abgewandt und war hinausgegangen und hatte lange unter seinem Lieblingsbaum gestanden, dem Birnbaum in der Mitte des Gartens; der war sein Sorgenkind, er kränkelte schon lange, und seine Birnen fielen wurmstichig zu früh herab. Weil der Nachbar rechts eine hohe Mauer für eine Werkstatt in der Länge des Gartens gezogen hatte, bekam der Baum nicht mehr genug Luft, wie der Vater meinte, und Stamm und Blättern fehlte die bewegende Kraft des Sauerstoffs in Wind und Sturm. All seine Blätter hingen träge und unbewegt an den Zweigen.

War das nicht ähnlich wie bei der Masse der Menschen? Fehlte ihnen allen nicht ein reinigender, kraftgebender Sturm?

Sie sah vom Fenster aus den Vater still zu dem Baum emporschauen, sein klares Profil hob sich ab vor dem blauen Himmel, sie fühlte es fast schmerzhaft, daß er an das Volk dachte, dem er angehörte und das er liebte.

Als sie in den nächsten Ferien nach Hause kam, hatte der Vater den Birnbaum schweren Herzens umhauen lassen.

Inzwischen näherte sich ihre Zeit in Schule und Internat dem Ende. Die beiden Koffer waren gepackt, sie hatte sich von den Klassenkameradinnen verabschiedet, ihr Zeugnis erhalten, in der letzten Andacht noch mitgesungen; nun mußte sie sich von der Direktorin verabschieden. Die Dame saß hinter ihrem Schreibtisch, das Mädchen stand ihr gegenüber und bedankte sich, ehrlich gemeint, für alles, was sie hier gelernt hatte.

„Sie verlassen uns nun", sagte die Direktorin, „es ist sehr schade, daß Sie von dem Geist unseres Hauses nichts angenommen haben; daß Sie sich bis zum Schluß gewehrt haben gegen das Heil; daß Sie als Ungläubige von uns gehn!" Sie sah bekümmert aus.

„Frau Direktorin", antwortete das Mädchen mit fester Stimme, „als ich auf diese Schule kam, hatte ich einen

ganz tiefen Kinderglauben. Den hat man mir in diesen zwei Jahren ausgetrieben. Ich hoffe, daß ich ihn nun wiederfinde, wenn ich hier raus bin!" Sie sagte das nicht triumphierend oder voll Haß, aber sie fühlte in diesem Augenblick, daß sie es sagen mußte vor soviel Selbstgerechtigkeit.

Die Leiterin war völlig überrascht. „Das, das hoffe ich auch", stotterte sie; sicher hatte sie etwas ganz anderes sagen wollen. Das Mädchen verbeugte sich leicht zum Gruß und verließ das Zimmer.

Diesmal ging sie nicht wie sonst die vielen Treppen durch die Häuser hinauf und hinunter bis in das Internat, sondern ganz bewußt auf die Straße hinaus und durch das große rote Eingangstor, und als sie es durchschritten hatte, sah sie noch einmal hinauf zu der Bronzetafel, die im Torbogen eingelassen war:

„Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang!"

Sie ging die wenigen Schritte bis zur Brücke über den Kanal. Das Wasser floß klar unter ihr dahin, die Weiden am Ufer zeigten schon einen ersten zartgrünen Hauch auf den Zweigen, und die Möwen schossen mit hartem Schrei auf und nieder. Sie atmete tief: Leben und Freiheit, die höchsten Güter des Menschen, waren ihr heute neu geschenkt! Ob wohl die Vorfahren, bevor sie Christen wurden, unter Odin und Freya symbolisch nur Odem und Freiheit gemeint hatten als höchste Güter? Darüber hätte sie gern etwas gewußt! Denn daß Gut und Gott in ihrer Bedeutung eng zusammenhingen, das war ihr seit langem klar, seit sie sich mit den indogermanischen Sprachwurzeln beschäftigt hatte. Wie unsagbar beglückend, daß nun für Fragen und Forschen alle Wege offenstanden. Was würde die Zukunft bringen?

Volkserhaltende und -zerstörende Religionen

Im „Paradies" des Annaheims - Arthur Drews, der entlassene Pastor - Die Hebräer - Namenswechsel - Juden und Deutsche - Jakob-Typen - Harte Rassengesetze - Volkserhaltende und volkszerstörende Religionen - Paneuropa - Erhaltung der völkischen Eigenart

Als die Osterferien vorbei waren, fand sie sich in der Oberprima eines städtischen Gymnasiums in einer anderen Stadt. Es war das größte Gymnasium des Landes, das viele höhere Schulformen unter einem Kollegium vereinte. Die Schule war berühmt für die Leistungen, die auf ihr erzielt wurden.

Wieder einmal war sie die „Neue", wieder die Dreizehnte, was sie erfreute; denn sie wußte, daß die Dreizehn eine uralte heidnische Glückszahl war, vielleicht noch aus den Zeiten, da man nach dreizehn Monden zählte im Jahr, bis die neue Einteilung des Kalenders in zwölf Monate erfolgte. Der König im Märchen von Dornröschen hatte nur noch zwölf goldene Teller gehabt und konnte darum die dreizehnte Fee nicht mehr einladen. Sicherlich war mehr in deutschen Märchen zu finden an Reichtum für das Volk als in den Geschichten von Jakob, mit denen sie in ihrer Kindheit Kraft und Zeit verschwenden mußte. Aber für Vertiefung in Märchen war jetzt keine Zeit beim neuen Schulanfang, der sie hoffnungsfroh fand.

Die erste herbe Enttäuschung traf sie sehr bald. Sie erfuhr, daß die Mädchen, die fast alle schon seit Kindertagen

eine Klassengemeinschaft bildeten, also schon im dreizehnten Schuljahr zusammen waren, beschlossen hatten, die „Neue" als Fremdkörper hinauszugraulen. Ihre himmelstürmenden, frohen Erwartungen bekamen einen gehörigen Dämpfer.

Dafür war es im „Heim" um so netter. Ja, eine Privatpension in dieser furchtbaren Zeit der Geldentwertung wäre unerschwinglich gewesen, so hatte der Vater sie nach längerem Schriftwechsel unterbringen können im „Annaheim" in der Nähe der neuen Schule. Dort wurden etwa zwanzig junge Mädchen, die meisten 15 Jahre alt, nach der Entlassung aus der Volksschule ausgebildet im Haushalt, zu gleicher Zeit wurde gekocht für etwa 30 Mädchen von 18 bis 25, die in der Ausbildung standen, Studentinnen, Primanerinnen, Lehramtskandidatinnen, Fachschülerinnen und Angestellte.

Eine Oberschwester und eine Schwester, beide etwa 50 und 40 Jahre, leiteten das Heim, „am langen Zügel", konnte man im guten Sinne sagen; denn ihre Liebe und Fürsorge war überall zu spüren. Es war eins von jenen Heimen, auf die auf großen Bahnhöfen durch Plakate hingewiesen wurde. Sie war als Kind auf der jährlichen Fahrt von der Grenze in die kleine Heimatstadt auf der Durchreise in Berlin jedesmal sehr beeindruckt gewesen von solchem Plakat! Es war riesengroß und leuchtete in den Bahnhofshallen auf die hastenden Menschen herab: ein junges Mädchen saß gebeugt und völlig ratlos auf einem großen Reisekorb, und oben in der Ecke des Aushängeschildes war die freundliche Aufforderung, sich doch zu wenden an eine von den drei Stellen der katholischen, evangelischen oder jüdischen Bahnhofsmission; das Kreuz und der Davidsstern leuchteten tröstend herab; und darunter standen die Adressen der Heime, die Unterkunft für die Nacht gewährten. Sie hatte sich jedesmal, wenn sie das Schild sah, so richtig hinein-

versetzt in die Lage solch armer Wesen und war erfreut, daß sich hier ein Glaube durch Taten bewies.

Das Annaheim war solche nächtliche Zufluchtsstätte, und im ersten Stockwerk war ein großer Schlafsaal, in dem die Kochschülerinnen schliefen, aber immer einige Betten freigelassen waren für Zufluchtsuchende ohne Bargeld oder auch für Mädchen, die für längere Zeit Unterkunft erbaten, aber nur wenig bezahlen konnten. Die Preise gingen ja schon in die Millionen und Milliarden. Die Jugend hatte sinnigerweise diesen Raum den „Pilgersaal" oder das „Massengrab" getauft, und diese Namen blieben durch Jahre bestehen.

Sie selbst bekam im dritten Stockwerk ein Zimmer mit schrägen Wänden unter dem Dach, das „Paradies" genannt - ausgerechnet! dachte sie mit trockenem Humor. 4 junge Mädchen wohnten noch zusätzlich darin, die bei der Post oder im Büro beschäftigt waren, sehr lustige Dinger, die abends das uralte Spinett bearbeiteten, eigentlich ein berühmtes Möbelstück; denn ein noch berühmterer Maler hatte es mehrfach auf seinen Bildern verewigt.

Das Mittagessen wurde gemeinsam eingenommen, mit kurzem Tischgebet vor und nach dem Essen, abends folgte nach dem Abendbrot eine Andacht im großen Wohnraum, an der die Kochschülerinnen alle teilnahmen; den Pensionärinnen war es freigestellt. An den Wänden hingen nur wenige Bilder aus der Religionsgeschichte, das war für die Neue geradezu wohltuend!

Auf der Basis eines großen Vertrauens konnten die jungen Mädchen kommen und gehen, wann sie wollten. Um 10 Uhr abends sollten möglichst alle im Hause sein. Wer etwa, selten genug, ins Theater oder Konzert ging, zum Vortrag oder zu Besuch, konnte bei den Schwestern einen von den Hausschlüsseln erbitten, die aber natürlich knapp und bei Verlust nicht wieder zu ersetzen waren in dieser

Zeit der völligen Materialknappheit. Aber niemand sollte des Nachts durch Klingeln an der Haustür gestört werden, vor allem nicht die beliebten Schwestern. So wurde von diesen stillschweigend eine „geniale" Lösung geduldet.

Der „Pilgersaal" oder das „Massengrab" beherbergte immer einige muntere, hilfreiche und auch wenig schlafbedürftige Geister. Bei diesen meldeten sich die Ausgehwilligen und gaben ungefähr die Zeit ihres Heimkommens an. Gleich nach Türschluß um 10 Uhr wurde oben am Fensterkreuz eine Glocke befestigt, an deren Ring ein viele Meter langer Bindfaden befestigt war; an seinem anderen Ende hing ein mit Sand gefülltes großes Tintenfaß. Das schauckelte dann unten in Reichweite vor den Fenstern des Eßsaales leise im Nachtwind. Es wurde vorsorglich vorher „Maß genommen", wie hoch hinauf die Arme der kleineren Pensionärinnen - zu denen auch Ilse gehörte - langen konnten, um das Tintenfaß zu erreichen. Wer dann abends spät nach Hause kam, zog nur zart an der „Sandglocke", oben läutete es ebenso leise, die „Muntere" schlüpfte schnell hinunter, griff den Hausschlüssel von der Wand neben der Tür und schloß auf, mit geflüsterten Dankesworten überschüttet und schnell informiert über die jeweiligen Erlebnisse.

Manchmal machten auch gleich mehrere die Tür auf als Nachthemdgeister; sie wollten auch an den geflüsterten Erlebnissen teilhaben, die harmlos genug waren! Eines Nachts läuteten ein paar vorbeikommende Reichswehrsoldaten in der Dunkelheit; die ahnungslosen Mädchen oben riefen mit leiser Stimme „Wir kommen gleich" hinunter und standen dann völlig verblüfft hinter der vergitterten Glastür, in der eine Art Pförtnerluke geöffnet werden konnte. Die lachenden Soldaten sahen auf die verlegen lächelnden Mädchen mit ihren Wuschelköpfen. „Hier kann keiner rein, ist ein Mädchenheim!", reimte eine ganz

schnell, und die Luke wurde geschlossen. Und dann hörten sie, wie die Soldaten lachend und pfeifend weiterzogen.

Die Schwestern erfuhren nie von diesem nächtlichen Besuch, das war wohl auch besser so. Aber die Mädchen hatten noch lange ihren Spaß an dem Erlebnis; denn sie hatten sonst wenige, für sie waren die „goldenen zwanziger Jahre" nicht vorhanden.

Ja, das große Tintenfaß! Es hatte die Liebe aller, auch Ilse, die Neue, liebte es sehr; denn es war für sie der Schlüssel zu immer neuem, wenn auch seltenem Erleben.

So hörte sie Arthur Drews, den berühmten Professor, er kam von einer weit entfernten Hochschule in die norddeutsche Großstadt gereist und hielt einen großartigen, leidenschaftlichen Vortrag über die „Christusmythe", ein Jahr darauf gab er dann ein Buch darüber heraus, das den gleichen Titel erhielt; vieles wußte sie schon durch ihre Arbeiten im Lesesaal der Büchereien, sehr vieles war ihr neu und einleuchtend.

Sonntag morgens brauchte sie nicht in die kleine Kirche zu gehen, die neben Krankenhaus und Altenheim zu den Bauten des Annaheims gehörte. Da ging sie zu Fuß den weiten Weg zu dem viel umstrittenen Geistlichen, der es gewagt hatte, gegen den Dualismus des Christentums für den Monismus einzutreten, für die Lehre, daß die Welt nur auf einer Grundlage aufgebaut sei. Seine Gottesdienste waren berühmt und überfüllt gewesen, auf den Treppenstufen des Altars hatten sie gesessen, in Nischen und Gängen gestanden, um ihn zu hören. Er war aus der Kirche ausgeschlossen worden, nun kamen nur noch seine ganz Getreuen in einem kleinen Festsaal zusammen.

Sie hatte ihren „Grund" schon lange in sich ruhend, nicht im Sinne des Kirchenliedes, das sie auswendig konnte und viel hatte singen müssen: „Der Grund, da ich mich gründe, ist Christus und sein Blut"; sie suchte nicht für sich, aber sie

wollte auch andere Glaubensrichtungen in Ruhe kennenlernen, um festzustellen, ob auch diese so beschaffen waren, daß sie die Menschen weglenkten vom Irdischen. Denn dies war ihr klar: Wenn der Gott des alten Testamentes seinem Volk versprochen hatte, ihm alle Schätze der Welt zu geben, so mußten die anderen Völker so erzogen werden, daß sie diese Schätze für nichts erachteten oder aber es nicht merkten, wenn man sie ihnen abnahm.

Nun, Schätze für nichts zu erachten, waren die Christen durch das Bibelwort gelehrt worden: „Sammelt euch nicht Schätze die die Motten und der Rost zerfressen." Und die Wachsamkeit auf dieser Erde, in deren Tiefen das Gold und das Silber schlummerten, die Diamanten und die Kohle, das Öl und das Petroleum, diese Wachsamkeit darauf, daß man „nicht gefressen wurde", wurde zunichte gemacht durch die Forderung „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes!"

Es hatte sie schon als Kind empört, daß die Christen sich gelassen mit einer Schafherde vergleichen ließen. Als sie noch die ersten Jahre nach ihrer Geburt auf dem Dorfe wohnten, hatten die drei Schwestern ein Schaf als Spielgefährten besessen; „Hansi" war geduldig, „fromm wie ein Lamm" und ließ sich alles gefallen, wehrte sich nie, wenn die Kinder ihren Spaß mit ihm trieben.

In ihrer Jugend hatte sie dann oft Schafe in der Heide beobachtet, wenn sie in Herden dahintrotteten, sich stossend und schiebend, den Kopf auf den Rücken der vor ihnen laufenden Tiere gesenkt, umhetzt von den kläffenden Hunden, immer in Angst und ohne Sicht nach vorn.

„Sie können wohl sehen, aber nicht vorausschauen", wie richtig war dieses Urteil eines der klügsten Männer des auserwählten Volkes über alle die Völker, die nicht vom Blute seines Volkes waren. Denn sie ließen es sich gefallen, als Schafherden angesehen zu werden und er-

füllten gehorsam den Befehl des Jesus von Nazareth: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes!"

Sie überlegte: ein Schaf, das sein Haupt nach oben richtet, hat eine verletzbare Gurgel, der Wolf kann es leicht anspringen und ihm den tödlichen Biß versetzen, was ihm schwer fallen würde, wenn dies Schaf den Blick zur Erde richtet. Dann könnte er es höchstens von rückwärts anspringen, aber einen tödlichen Biß könnte er ihm nicht zufügen!

Sie wurde sehr nachdenklich. War diese Welt wirklich so undurchschaubar durch ihre verwirrenden Erscheinungen, durch die heimlichen Pläne der Mächtigen, oder waren diese Erscheinungen und Pläne so e i n f a c h, daß der komplizierte Intellekt der naturentfremdeten Völker diese große Einfachheit nicht mehr sehen konnte? War es schade um Völker, die sich zu Schafen erniedrigen ließen? Hatte Nietzsche recht mit seiner harten Forderung: „Was fällt, das soll man auch noch stoßen?"

Wen konnte sie fragen? Ach sie hätte sogar in Kauf genommen, wenn jemand auf ihre Fragen „Ilse, setz dich!" geantwortet hätte! - - -

Der Religionsunterricht in der Oberprima war nicht dazu angetan, Fragen zu stellen. Die Studienrätin war, wie damals allgemein üblich, eine unverheiratete Dame, kurz vor dem Ruhestand, rundlich, mit unangenehm weichen Händen und so gefühlvollem Herzen, daß sie oft Tränen in den Augen hatte, wenn sie Bibelgeschichten erzählte, zu denen die Liebe von Ruth und Boas gehörte, die sie bis ins kleinste des öfteren ausmalte; dazu kam Kirchengeschichte, die das Mädchen in- und auswendig kannte.

Warum hörten sie nichts von anderen Weltreligionen, Buddhismus, Islam, Shintoismus oder auch von Sekten im eigenen Volk? Auch die „Religion der Primitiven" war so fesselnd, daß sie angefangen hatte, sich damit zu be-

schäftigen. Das Gebet einer heidnischen Pygmäenfrau, deren Mann noch nicht aus dem Urwald zurückgekehrt war, ließ sich würdig neben große Dichtung des christlichen Abendlandes stellen, ebenso ihr Gebet um Genesung des schwerkranken Kindes. Und dem Erhabensten der religiösen Dichtung gleich war das Gebet der Eskimofrau: „Es ist soviel Angst in der Welt..." --

Interessant war ihr im Lehrbuch für Kirchengeschichte, das sie in der Oberprima kaufen mußte, eine, wie ihr schien, wichtige Stelle. Da wurde der Einfall der Juden in Palästina behandelt und berichtet von den ägyptischen Statthaltern, die in dieser Zeit im Jordantal an den Stützpunkten der alten ägyptischen Handelsstraßen nach Persien und Indien saßen. Sie hatten Bitten um schnelle Hilfe nach Ägypten gesandt, man hatte die Tontafeln in diesem Jahrhundert in versandeter Stadt im Mutterland gefunden: „Hilfe, die Hebräer kommen! Hilfe, die Hebräer kommen!"

Sollten sie vielleicht damals noch gar nicht Israel geheißen haben? Der Name der Ebene Jesreel im Norden Palästinas war doch schon vor ihrem Einfall vorhanden? Und als die Hebräer dann ins Land kamen, war es geteilt in Juda und Israel, und diese zwei Länder bekämpften sich nach Salomons Tod erbittert, wie sie schon als Kind gelernt hatte!

Sie fand nun viel Neues in den Bibelbüchern der Könige und der Chronika. Danach wurde das Gebiet Israel militärisch nie unterworfen, nur zinspflichtig wurde es dem Lande Juda und seinen Priestern.

Dort im Norden aber lag Galiläa, dort lagen die alten festen Städte der Bauern- und Kriegervölker, dort lag Nazareth, „aus dem nichts Gutes kommen konnte", lagen zerstört der alten Völker heilige Brunnen und heilige Haine, waren zerstört die heiligen Höhen und heiligen Steine und

Steinkreise, Gilgal geheißen, waren zerstört die Sonnenrosse und Sonnenwagen. (2. Könige 23, 11 - 12, 2. Chron. 34, 4 u. 7).

Und es wurden verbrannt die „Aschera"- oder Welteschenpfähle, die Sonnen- und Weltsäulen, und sie alle trugen indogermanische Namen! Dort zogen die Nasiräer, die Männer im weißen Gewand der Sekte, wie auch Jesus es trug, durchs Land und predigten einen gütigen Vatergott.

Dort lebten die „Stillen im Lande", die nach all dem Grauen keinen Widerstand mehr leisteten, nur still ihrer Arbeit nachgingen und zahlten: Zins nach Judäa, Zins nach Jerusalem an die Priester, und dazu gehört Kopfsteuer, Bodensteuer, Sühnegelder, der Zehnte von Tieren und Getreide, Zins von Most, Öl und Honig und viele andre Steuern dazu.

Sie nahm wieder die Bibel zur Hand und erlebte diese Volkstragödien nach, die sich damals abgespielt hatten. In den Büchern der Könige und der Chronika fand sie eine Fülle davon. Danach hatte der Sonnen- und Höhendienst die größte Verbreitung mehr im Norden des Landes Kanaan, weniger im südlichen Teil, dem 2-Stämme-Reich Juda, obgleich selbst Salomo noch auf Höhen opferte. Erst unter ihm begann der Generationen dauernde Kampf zwischen Juda und dem Reiche Israel im Norden. Mit Verachtung blickte der Süden auf den Norden, besonders auf Galiläa und Samaria. Noch bis 1 1/2 Jahrhunderte v. Z. war der Unterschied so groß, daß in Galiläa eingewanderte Juden von dem Makkabäer Simon nach Judäa zurückgeführt wurden. Herodes Antipas (-4 bis 34) gelang es nicht, jüdische Ansiedler zu gewinnen für die Stadt Tiberias am See Genezareth, die er gegründet hatte.

Nie waren die sicher vorhandenen tieferen Gründe für diese Gegensätze in den Religionsstunden zur Sprache ge-

kommen. Aber sie hatten die Namen all dieser Könige, die sich da in Nord und Süd bekämpften, auswendig lernen müssen! Von Jerobeam und Rehabeam, von Ahab, Josaphat und Ahja und all den anderen! (1. Könige 12 - 22, 2. Könige 15). Und stur wiederholt hatten sie am Schluß jedes auswendig gelernten Königsschicksals, was der Chronist damals abschließend als Urteil fällte: „Er tat, was dem Herrn übel gefiel" oder: „Er tat, was dem Herrn wohlgefiel!" Und „übel" gefiel dem „Herrn" der immer wieder aufkommende Höhen- und Sonnendienst im Nordreich, in Israel! Und welch furchtbare Strafe dachte sich der „Herr" aus für Abtrünnige! Da verdorrte die Hand des Königs Jerobeam (1. Kön. 13, 4 und 1. Kön. 14; 10 - 11) und die Vögel und die Hunde sollten König Baesas Nachkommen fressen (1. Könige 16, 4).

Sie erinnerte sich noch genau an eine Religionsstunde bei Fräulein Spiro und an die schreckliche Geschichte von König Ahab, seiner Frau Isebel und Naboths Weinberg, die sie zum ersten Mal als kleines Mädchen hatte hören müssen, auch später noch öfter. Sie saß ihr noch in den Knochen, auch den beiden Schwestern nach all den Jahren. Sogar die „schöne junge Tante", die inzwischen 38 Jahre alt war, konnte sich, darauf angesprochen, genau an die Geschichte erinnern (1. Könige 21, 22). *)

Ihr fiel ein Ausspruch des Jesus von Nazareth ein, der ja ein Nasiräer gewesen war, der aramäisch gesprochen hatte, noch am Kreuz hatte er in höchster Not den guten Gott Eli auf Aramäisch angerufen, und etliche, die am Fuß des Kreuzes standen, glaubten, er rufe den Propheten Elias an (Math. 27, Vers 47). Er hatte nie von Jahwe als seinem

*) Auch noch heute, 1970, in den deutschen Religionsbüchern für Schulen enthalten; z.B. Schuster-Franke: Unterstufe. Lebensbilder aus Bibel und Kirche. 1949; Jörg Erb: Schild des Glaubens, 1966.

Vater gesprochen. Und plötzlich sah sie seinen so oft gelernten Ausspruch in neuem Licht: „Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel!" Hatte nicht seine Heimat im Norden des Landes verloren gegen Juda im Süden? Er hatte einen Unterschied gemacht zwischen dem Volk Israel im Norden und dem „Ottergezücht", wie er hart gesagt hatte.

Vielleicht hatte sich das jüdische Volk erst später den Namen Israel gegeben? Denn daß Jahwe, der ja angeblich bei Jakobs Heimkehr an der Furt des Baches Jabbok mit diesem gerungen hatte - eine ausgerenkte Hüfte war das Ergebnis gewesen! - und ihm feierlich erklärt hatte: „Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel, denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und bist obgelegen (hast obsiegt)" - dies erschien ihr denn doch zu einfältig! (1. Mose 32, 28)

Sollte dies stimmen mit der erst späteren Annahme des Namens Israel - wäre es ihnen zu verdenken gewesen? Sie sah auf die gegenwärtige Zeit; noch heute trennten sich ja so viele Angehörige von Völkern so leicht von ihren Volks-Familien- und Vornamen und nahmen andere an, die Deutschen waren besonders groß darin, aus Wilhelm wurde in Amerika sehr schnell William, und seine Kinder konnten schon kein Deutsch mehr sprechen, warum sollten die Juden nicht ähnliches tun, damals wie heute?

Warum sollten sie nicht überall, wo sie in der Welt zerstreut wohnten, sich nach dem Namen ihres Gastvolkes nennen? Warum sollten sie nicht, damals wie heute, auch ihre Familien- und Vornamen ändern, wenn sie es dadurch leichter hatten, sich einzugewöhnen?

Die russische Revolution war in diesem Jahr 1922 erst knapp 5 Jahre her, und ihre Sieger hatten diese Namensänderung mit großem Erfolg praktiziert. Einige deutsche Zeitungen hatten den Mut gehabt, dies zu schreiben, sie

entsann sich genau. Da war aus Isaak Apfelbaum der Russe Sinowjew geworden, aus Bronstein der berühmte Trotzki, und Zobelsohn hatte den Namen Radek angenommen.

Auch in der deutschen Literatur, im Theaterwesen, der Malerei und der Bildhauerkunst hatten jüdische Künstler ihre Namen gewechselt. Gerade jetzt, in diesen Jahren nach dem Krieg, in den „goldenen zwanziger Jahren", stiegen sie wie Kometen am deutschen Kunsthimmel auf, nicht alle, aber viele von ihnen mit großer Berechtigung, liebevoll positiv beurteilt in der hauseigenen Presse und dem neuen, Aufsehen erregenden Rundfunksender in Berlin, dem ersten in Deutschland.

In dem Jahr des Hungers und Elends 1923 war er in Betrieb genommen worden. Dort in Berlin war auf der Höhe seines Ruhmes Max Reinhard, der Direktor des Deutschen Theaters und der Kammerspiele, der ungeahnte Wirkungen erreichte durch seine stilisierten Bühnenausstattungen und seine geistreiche Lenkung von Massenauftritten. Auch er hatte seinen Namen geändert, kaum jemand wußte, daß er Moses Goldmann hieß. Aber der neue Name erleichterte ihm das Vorwärtskommen.

Gerade in der Zeit kurz vor dem Abitur erlebte sie etwas, was sie nachdenklich stimmte und gut zu ihren augenblicklichen Überlegungen paßte: der deutschnationale Mann einer Bekannten wollte seinen ersten Sohn nicht Siegfried taufen lassen, weil er glaubte, dies sei ein jüdischer Name! Denn der Name Siegfried war bei dem auserwählten Volk sehr beliebt.

Welch eine Verkennung! Welch eine Unwissenheit! Der Vater hatte wohl recht mit seinen ernsten Worten damals, ehe er zu seinem Birnbaum ging, sie wußte es noch genau! „Der Urborn ist versiegt, der klare Quell ist dahin, das Herz Europas wird ersticken". Was konnte man von einer Herde Schafe verlangen, die über tausend Jahre dazu erzogen wur-

de, zum Himmel zu starren und darauf zu warten, daß sie gefressen wurde? Das schlimmste daran war nicht das Gefressenwerden; das war ein Naturgesetz, daß der Stärkere den Schwächeren frißt - das Schlimmste war dies: daß es sich so umerziehen ließ! Dies war die Schuld an der Ewigkeit, der Verrat an dem Brunnenquell der eigenen Art! Wie hatte Nietzsche gesagt? „Was fällt, das soll man auch noch stoßen!" Er hatte recht!

Und doch: Kam nicht die ganze Tragik dieser indogermanischen Völkerfamilie aus ihrem Hang zur Duldsamkeit und Toleranz? Hatten sie je in Stürmen Völker niedergetrampelt wie der große Tschingis Khan oder die Fanatiker Mohammeds, die ihren Glauben mit Feuer und Schwert als Fanal zu den Völkern trugen? Sie hatten nach uraltem arischen Brauch den „Fremdling" in ihren Mauern geduldet; sie hatten nicht nach dem Wort gehandelt: „Du sollst kein Aas essen, dem Fremdling aber in deinem Tor sollst du's geben" (5. Mose 14,21) Aber auch Toleranz kann ja mit Wachsamkeit gepaart sein, aber sie waren nicht wach geblieben! Nicht - wach - sein braucht nicht gleichzusetzen zu sein mit „schlafen"; für die Dinge dieser Welt ist der Mensch auch dann nicht wach, wenn er wie hypnotisiert zum Himmel starrt.

„Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes"! Ihr fiel wieder die Freundin der „schönen jungen Tante" ein, die in den Fluß gegangen war. Das Hinaufstarren hatte sie um den Verstand gebracht.

Aber dies Volk, das an seine Auserwähltheit glaubte und andere Völker auch dazu gebracht hatte, dies als Willen Gottes hinzunehmen, dieses besondere Volk war hellwach seit Jahrtausenden! Sie bewunderte das und hätte ihrem Volk auch die Wachheit gewünscht!

Und noch eins mußte sie voll Bewunderung für dies Volk anerkennen, das seine Kraft aus dem Glauben an

die Auserwähltheit nahm: Sie blieben ihrem Volkstum treu, auch wenn sie den Namen einer anderen Nation annahmen. Der Vater bewunderte dies auch, er betonte oft, daß auch dies eine Eigenschaft der jüdischen Wesensart sei, die es allen Völkern voraus habe! Diese Treue zum eigenen Volkstum aber hinderte manche von ihnen nicht, in Notzeiten selbst ihr Leben hinzugeben für das Volk, bei dem sie wohnten.

Sie dachte dabei an den Dichter Zuckermann, der im großen Krieg 14/18 gefallen war; gleich zu Anfang, wie sie zu erinnern glaubte, und dessen Lied nach seinem Tode noch während des Krieges in den Schulen gesungen wurde. Es war eines ihrer Lieblingslieder, die sie durchs Leben begleiteten:

„Drüben am Wiesenrand hocken zwei Dohlen,
fall ich am Donaustrand, sterb ich in Polen?
Was liegt daran?
Eh sie meine Seele holen, kämpf ich als Reitersmann!

Drüben am Ackerrain krächzen zwei Raben,
werd' ich der erste sein, den sie begraben?
Was ist dabei?
Viele Hunderttausend traben in Österreichs Reiterei!

Drüben im Abendrot fliegen zwei Krähen,
wann kommt der Schnitter Tod, um uns zu mähen?
's ist drum nicht schad!
Seh ich nur unsre Fahnen wehen auf Belgerad!"

Sie hatte beim Singen dieses Liedes in der Chorstunde in den harten Kriegsjahren immer gedacht, daß diesem Dichter um dieses wunderbaren Liedes Willen ein Denkmal gesetzt werden müßte. Sie ehrte den Toten um dieses Liedes

und der Gesinnung willen, die daraus sprach. Er hatte sicher in seinem Leben nicht seinen Erzvater Jakob zum Vorbild genommen, der gerne „hinten" ging, und dem ihr Kampf schon in der Kindheit gegolten hatte. Sie sah aber auch mit wachen Augen, daß jetzt in der Inflation die Jakob-Typen in Scharen aus Rußland kamen, das ausgehungerte, verzweifelte Deutschland überschwemmten und ganz schnell Millionen verdienten, wie einst Jakob es bei Laban geschickt verstanden hatte, durch merkwürdige Machenschaften zu Herdenreichtum zu kommen. (1. Mose 30–31.)

Die Zeiten wurden immer „goldener", und während das Volk hungerte, wurde in den Großstädten, besonders in Berlin, von den „Schiebern" gepraßt; selten hatten sie deutsche Namen, die größten von ihnen waren die Brüder Barmat, Sklarek, Sklarz, Kutisker und Parvus Helphand. Ihre Vermögen in sicheren Werten, in Boden- und Grundbesitz wuchsen ins Riesenhafte, da sie bevorzugt von Regierung und Stadtverwaltung große Aufträge erhielten.

Es hatte keinen Zweck, etwa mit der Religionslehrerin über diese Beobachtungen und Überlegungen zu reden, sie hatte auch in diesem Schuljahr, an dessen Ende das Abitur zu machen war, weder Zeit noch Geld, zu Büchereien oder zur Hochschule zu fahren, um nach neuesten einschlägigen Werken zu suchen. Die Not schlug auch über ihrer Familie zusammen. Schwester Lotte hatte im letzten Monat als Hauslehrerin soviel verdient, daß sie vom ganzen Monatsgehalt e i n e Briefmarke kaufen konnte für den Brief an den Vater; ihre Freundin, Lehrerin in einer kleinen Stadt, holte das Monatsgehalt für ihre drei Kollegen und sich in einem leeren Kinderwagen von der Kasse, weil die Männer sich schämten, einen Kinderwagen zu schieben; soviel Papier war das, und oft noch so widerlich schmutzig. Ilses Geldbörse reichte nicht, sie trug das Geld immer im alten Turnschuhbeutel.

Sie verdiente nun jeden Nachmittag von 3 - 7 Uhr Geld als Erzieherin und Privatlehrerin bei zwei Kindern einer Engländerin, die mit einem Deutschen verheiratet war. Sie sollte dafür einen Dollar die Woche bekommen, aber das blieb eine leere Versprechung. Die Dame zahlte abends um 7 Uhr am Ende der Woche nach dem Dollarstand, der vor 3 Uhr nachmittags noch gegolten hatte, aber nach 3 Uhr klebten die täglich zitternd erwarteten neuen Kurszettel an den Schaufensterscheiben, und aus ihnen ging hervor, daß die deutsche Mark so gefallen war, daß das Mädchen mit dem halben Kaufwert des Geldes nach Hause ging.

Der treue Vater sandte regelmäßig Geld für „Brot und Zubrot für eine Woche"; aber gelegentlich fiel der Wert des Geldes so schnell, während die Postanweisung auf der Reise war, daß sie dafür im Bäckerladen an der Ecke mit verstohlenen Tränen in den Augen e i n e Schnecke kaufte, sie hätte für die Milliarden auch zwei Brötchen bekommen können, aber die wären dann trocken gewesen!

Abends von 8 - 10 saß sie im abgetragenen Wintermantel auf der 4 stufigen Bodentreppe vor der Lattentür, innen im Bodenraum brannte eine trübe Lampe, und dabei lernte sie für das Examen, bis ihr um 10 Uhr automatisch die Augen zufielen.

Für den kleinen runden, eisernen Ofen gab es nur drei Briketts pro Tag. Trotz Kälte und Hunger schaffte sie sich Höhepunkte geistiger Art, um durchhalten zu können. Als sie eines Abends ganz allein war und die Briketts noch nicht verbraucht, setzte sie sich oben auf den runden Ofendeckel, ein altes Wollkissen lag darauf, der Kopf lehnte gegen das Ofenrohr, es pfiff und heulte darin, draußen war Schneesturm, und sie lernte mit lauter Stimme Ossians Gesänge für die Deutschstunde. Er war ein Sagenheld der Kelten (die Krieger oder die Hohen) aus dem 3. Jahrhundert n. Z.,

und Mac Pherson hatte die Gesänge 1765 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Sie konnte verstehen, daß sich schon Herder und Goethe an diesen kraftvollen Gesängen begeistert hatten; sie liebte die Kelten und ihre Tragik, dieses indogermanische Volk, das vom Norden her nach Süden gedrängt wurde, schon eiserne Waffen kannte, sich teilte, nach Frankreich, England, Spanien, Italien und dem Balkan kam und weiter bis Kleinasien wanderte; Die Namen Gallien und die Gallier, Galizien in Spanien und Polen und das Volk der Galater, das sich um 280 v. Z. in Kleinasien festsetzte, erinnerte an sie. Diese Galater aber waren nur einer der vielen indogermanischen Volksstämme gewesen, die schon lange vor der Wanderung der Galater in Palästina saßen, lange schon vor dem Eindringen des Moses-Volkes in Palästina, die „Riesen", die Bauern und Krieger-Völker, die aus der neuen Heimat ein Land machten, „wo Milch und Honig floß" und in dem ihre Könige noch nach alter arischer Sitte zugleich Priester waren. Erst unter David konnte um -950 ihr Bergheiligtum Zion und Jerusalem erobert werden! Das aber war etwa 500 Jahre nach der Zeit Moses! Und erst Davids Nachfolger Salomo, um -900, setzte dem Jahwe einen Tempel in Jerusalem, (2. Chronik 2), holzte dafür rücksichts- und einsichtslos die Zedern auf dem Libanon ab, ohne neue zu pflanzen, und gab dem jüdischen Priesterstand ungeheure Macht. Dies allerletzte hatte sie sogar in der Schule gelernt!

Danach entbrannten dann die langen Kämpfe zwischen Nord und Süd und dauerten bis zur Gefangenschaft in Assur und Babylon (-722 und -587). Als die Juden wieder zurückkamen aus Babylon, da erließen Esra und Nehemia, zwei berühmte „Schriftgelehrte" im Gesetz des Moses, harte Rassegesetze, um das jüdische Volk von nun an rein zu halten vor den umliegenden Völkern.

Männer, die eine Nichtjüdin zur Frau hatten, mußten sich

von ihnen trennen und sie verstoßen, selbst wenn diese ein Kind erwarteten. Und das Gesetz des Moses, das Esra angeblich wiedergefunden hatte, wurde erneuert und besiegelt, Esra 9 und Nehemia 10 berichten davon.

„So sollt ihr nun eure Töchter nicht geben ihren Söhnen, und ihre Töchter sollt ihr euren Söhnen nicht nehmen!"

Es war ein hartes Gesetz, tragisch für die einzelnen Familien. Soviel aber hatte sie schon erlebt und erfahren bis zu diesem Jahr 23, daß sich dies Gesetz gehalten hatte bis in die Gegenwart, gehalten seit fast 2500 Jahren, bei einem Volk, das in der ganzen Welt verstreut lebte, immer noch obwohl ihm die Engländer vor 6 Jahren, 1917, versprochen hatten, ihnen die verlorene Heimat in Palästina zurückzugeben, wenn es sein Geld mit einsetzen würde für Deutschlands Niederringung. Ein in der Welt verstreutes Volk schaffte es, ein uraltes, wichtiges Gesetz zu halten, zum mindesten im Mannesstamm seiner führenden Familien? Und dieses Gesetz war abgelauscht uralten Gesetzen nordischer Völker, aber von diesen vergessen und verraten auf ihren jahrtausendealten Zügen in ein „Erdreich", das ihrer Art nicht entsprach, versickerte Blut und Weltanschauung im heißen Boden Asiens und Afrikas- - hier nun in und nach der Gefangenschaft auferstanden und treu befolgt durch das jüdische Volk, und dies Gesetz gab ihm die Kraft wieder, stählte sie und schuf eine Auslese.

Diese Auslese kehrte zurück. Die andern waren zu Macht und Wohlstand gekommen im fremden Land und dachten nicht daran, zurückzukehren. Es war auch bei diesem Volk das Naturgesetz wirkend, daß Jahre der Heimatlosigkeit, der Unfreiheit und des Leides die Geister scheiden. So saßen lange nicht alle „an den Wassern zu Babylon und weinten, wenn sie an Zion gedachten".

Die Heimattreuen, die Wagemutigen, die Aufbauwilligen waren es, die nach Palästina zurückwollten; sie hatten

Ideale, die sie nur im Jordanland verwirklichen konnten; die, denen es um Geld und Wohlleben ging, blieben in Babylon. Und für diese Auslese der Besten des Volkes griffen Esra und Nehemia auf uralte Blutgesetze zurück, die im Norden ihres Landes unter den Resten der indogermanischen Volksstämmen noch schwach vorhanden waren, und führten sie eisern durch, während die Völker des Nordens absanken in Blutmischung und Religionsmischung.

Aufstieg und Abstieg - welch ein erschütterndes Schauspiel!

„Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Wer Augen hat zu sehen, der sehe!"

Aber die Schafsherden trotteten weiter dahin, schiebend und stoßend, umhetzt von den kläffenden Hunden, immer in Angst und ohne Sicht nach vorn! „Sie können wohl sehen, aber nicht vorausschauen . . . "

Und während sie die wunderbaren, kraftvollen Verse der Ossiangesänge aus einer vergangenen heilen Welt laut vor sich hinsprach, heulte der Wind durch das Ofenrohr, und sie fühlte, daß die Kraft der keltischen Völker im nicht gemäßen Erdreich des Südens versickert war und nur noch im Norden, in Schottland, Irland, Wales und in der Bretagne, auf den Hebriden, den Orkneys und Faroern, ein letzter Rest dieser Kraft leuchtete. Ihre Gedanken aber liefen Jahrtausende zurück, fort von den daheimgebliebenen Kelten und zogen mit den Wandernden und sie waren auch bei den Galatern und ihrem tragischen Schicksal.

Da war also ein Gott, der sich schützend vor sein von ihm auserwähltes Volk stellte und den anderen Völkern drohend zurief: „Auge um Auge, Zahn um Zahn"!

Und da waren die anderen Völker; ihrer Jugend wurde schon von klein an ein Ideal vor Augen gestellt, das Ideal der Wehrlosigkeit, des Sich-Aufgebens, ja der Übererfüllung dieses Ideals: nicht nur klaglos und still sollst du

den Backenstreich dulden, du sollst auch noch die andere Backe hinhalten!

Sie dachte an den furchtbaren Krieg von 1914 - 18, in dem, wie geschrieben wurde, über 50 Völker Deutschland den Krieg hatten erklären müssen; es wurde auch erzählt, daß viele dieser Völker nicht einmal wußten, warum, und auch nicht, in welchem Teil der Welt Deutschland lag. Sie dachte auch daran, daß Deutschland hatte unterschreiben müssen, allein schuldig zu sein, und dann „auch die andere Backe willenlos hingehalten hatte" und zahlte und ablieferte: neben den allgemeinen Lasten, die Waffenstillstand und Versailler Diktat dem ganzen deutschen Volk auferlegten, mußte der deutsche Bauer fast eine Million Rindvieh abliefern, fast eine halbe Million Pferde, über 1 1/2 Millionen Hühner, fast 12 Millionen Fischsetzlinge, 26 000 Bienenstöcke usw.

An Frankreich und Belgien mußte er noch besonders abliefern: siebenhundert Zuchthengste, 35tausend Stutenfüllen, 4tausend Stiere, einhundertvierzigtausend Milchkühe, 40tausend Jungrinder, eintausendzweihundert Schafböcke, einhundertzwanzigtausend Schafe, zehntausend Ziegen und fünfzehntausend Mutterschweine. Ein ungeheures Sterben begann nach dieser Ablieferung, allein eine Million Säuglinge starben, blieben auf dieser Strecke der Rache.

Ihr fiel das alte Wort ein, das sie einst im Geschichtsunterricht auswendig gelernt hatten, als sie den heldenmütigen Kampf der Spartaner unter Leonidas besprochen hatten:

„Wanderer, kommst du nach Sparta, so verkündige dorten, du habest uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl."

Hatten nicht auch diese hilf- und wehrlosen Säuglinge einen Gedenkstein mit einer solchen Inschrift verdient als Opfer

eines so furchtbaren Krieges? Damals kämpften Wehrhafte gegen Wehrhafte und besiegelten den Kampf Mann gegen Mann mit dem Tod. In der Gegenwart aber spielte sich ein lautloser Kampf vor dem Kampf ab, der Wehrwille wurde lahmgelegt, die freiwillige Selbstaufgabe als Ideal hingestellt, die „Erfüllungspolitiker" hatten das große Wort und die große Tat auf Kosten des Volkes.

Viel wurde jetzt vom Pazifismus gesprochen, der großen Lehre vom ewigen Frieden, und von seinen berühmten Vorkämpfern, von dem Paneuropäer Graf Coudenhove-Kalergi und von Helmut von Gerlach, dem pazifistischen Journalisten und Politiker, dem Mitbegründer der „Deutschen Friedensgesellschaft" und der „Deutschen Liga für Menschenrechte". Einige Lehrer schwärmten von ihnen und versuchten, die Schülerinnen für deren Ideen zu begeistern, besonders eifrig war darin die Frau Professor für Französisch und Deutsch.

In diesen Stunden nun stand das Mädchen oft auf und kämpfte.

„Es ist schmählich, wenn der Besiegte, der am Boden liegt, nach Pazifismus schreit! Ehrenhaft wäre es für die Mächtigen, dies zu tun, aber die tun es nicht! Sondern sie pressen aus uns heraus, war nur irgend geht! Und niemand verdammt die großen internationalen Rüstungsgewinner!

Das Europa des Grafen Coudenhove kann nur gebaut werden mit gleichrangigen Partnern!

Eine europäische Volksgemeinschaft kann nicht gebildet werden, wenn sie aus vielen Völkern besteht, die s c h l a g e n, und aus einigen wenigen, die ‚Backe hinhalten müssen'! Von Anfang an muß Gleichgewicht vorhanden sein in einer solchen Gemeinschaft!"

Die Professorin war empört. „Aber dies Gleichgewicht kommt doch in der Zukunft, wenn sich die europäischen Völker miteinander mischen, wenn die Grenzen fallen!"

Sie selber war stolz darauf, daß sie das verschiedenste Blut europäischer Völker in sich trug, sie war ein kleines Abbild des großen Coudenhove-Kalergi, dessen Blutmischung bis nach Japan ging. Er war hochintelligent und dazu ein sehr schöner Mensch, wie Ilse auf Bildern sah, der auf Grund seines eurasischen Blutes wohl gar nicht anders konnte, als überstaatlich denken, wie es ja auch die meisten Fürstenhäuser und der Hochadel taten. Aber er war eine Ausnahme!

Die Frau Professor las in der nächsten Stunde, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, französischen Gedichte vor, die sich anhörten wie gemütstiefe deutsche Volkslieder, und sagte triumphierend: „Da können Sie es sehen, dies sind typisch französische Gedichte, und doch völlig deutschen gleich!"

Das Mädchen stand auf: „Dies können keine typisch französischen Gedichte sein, ich nehme an, daß sie aus Lothringen oder dem Elsass stammen; zwar gehört dies Gebiet jetzt nach dem verlorenen Krieg zu Frankreich, aber dies sind typisch deutsche Gedichte! Aus welcher Gegend Frankreichs sollen sie stammen?"

Die Lehrerin wußte es nicht, hatte auch keine Zeit, sich darum zu kümmern, Ilse schlug der sehr klugen Professorin vor, daß sie selbst den Versuch machen wolle, dies herauszufinden.

Und sie schaffte es auch, mit viel Mühe und Opfer an Zeit: es waren deutsche Gedichte aus dem Elsass, ins Französische übersetzt. Sie berichtete im Unterricht darüber, und die Lehrerin war großmütig genug, anzuerkennen, daß ihre Schülerin recht behalten hatte.

An diese Feststellung schlossen sich viele Gespräche über den europäischen Gedanken. Während die Professorin weiterhin für Vermischung war und damit eine eventuelle Nivellierung in Kauf nahm, kämpfte das Mädchen selbst für

die Idee, die Eigenart der Völker bewußt zu erhalten, der Völker, die das Leben so erschaffen hatte nach dem Naturgesetz. Sie hatte nicht vergessen, was der Vater einst darüber gesagt und was sie immer bejaht hatte aus ihrem eigenen Wesen heraus:

„Nur mit einer Vielfalt eigenständig geprägter Völker wird das Leben bunt und interessant auf dieser Erde. Und nur so kann es gottgewollt sein im Sinne der Naturgesetze, nach denen Rassen und Völker auf diesem Stern angetreten sind!"

Auch bei diesen Gesprächen wunderte sie sich, daß die Klassenkameradinnen gar nicht Stellung nahmen zu diesen Fragen. Sie erfuhr, daß sie sich ihr Examen nicht „verbauen" wollten, indem sie vielleicht die Lehrer verärgern könnten durch eine eigene, andersgeartete Meinung. Da war sie wieder, die Herde, ohne Arg und ohne Mut! Sie dachte an die Geburtstagssprüche der Opportunisten in der Bekenntnisschule, die nur so gewimmelt hatten von den Namen Gott oder Jehova, Jesus Christus oder Heiliger Geist.

Dies Gegenüberstehen von Lehrer und Schüler konnte einen Spannungszustand bedeuten, sogar eine Art Krieg, wenn Charakter, Gesinnung oder Weltanschauung entgegengesetzt waren. Aber gehörten dann nicht diese Mitschülerinnen auch zu denen, die das alte Wort befolgten, das schon der Vater nicht gemocht hatte: „Wenn Du in den Krieg ziehest, so siehe zu daß du hinten gehest, auf daß du als erster wieder heimkehrest!"

Die Lehre von dem „Trachten nach dem Reiche Gottes" und das Gebot „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat" hatte mit Schuld daran, daß seit tausend Jahren aus freien Bauern Leibeigene geworden waren, aus wehrhaften Männern Knechte und Söldner im Dienste von ehrgeizigen Fürsten und Herren, aus hochgemuten Menschen Nonnen und Mönche im Dienste ihrer Oberen.

Der Blutzoll eines dreißigjährigen Krieges und vieler anderer danach bis zum letzten großen Krieg; das tapfere Sterben von zehn Millionen Frauen im Europa des Mittelalters, die als Hexen nicht widerrufen hatten: konnte das spurlos vorübergehen an der Substanz der Völker?

Wenn der Mut herausgeprügelt wurde, zwischen Spießruten zerschlagen, in der Folterkammer getötet - wo sollte noch Mut herkommen?

Wenn Millionen heldischer Männer und Frauen durch Jahrhunderte hindurch schon in der Jugendblüte starben, ehe sie durch ein Kind den Schritt in die Zukunft getan hatten - wo sollte noch Mut herkommen?

Wie unvollkommen war doch diese Welt! So kindisch oft regiert, von Gewalt erfüllt, von Todesschreien widerhallend! Und seit Jahrtausenden von Männern geführt! Aber wie eine ferne Sage dunkelte es herauf aus Urzeiten, bis in die Gegenwart, daß es einst eine Herrschaft der Mütter gegeben hatte, das Matriarchat; das klang noch nach in den alten Berichten von den Volksmüttern nordischer Völker, die Trägerinnen und Wahrerinnen der kultischen Ordnung und der Gesittung der Völker waren und gleichzeitig die höchste Verantwortung für die Leitung des Staates trugen.

Sie bewahrten die Gesetze, Weisheit und Brauchtum, sie wurden von den Männern um Rat gefragt und entschieden über Krieg und Frieden. „Veleda" war eine von ihnen, und Tacitus berichtete von ihr.

Auch die Märchen gaben noch Kunde von Frauen, die in Einsamkeit auf Türmen gelebt hatten, erzählten von den guten „saligen Fräulein", die Menschen und Tieren halfen. Sollte die geheimnisvoll dauernde Kraft des Mütter- und Madonnenkultes der Völker bis in diese graue Zeit zurückreichen? Aber wenn Leben und Freiheit die höchsten Güter waren, dann hatte sich die Menschheit, von Männern geführt, seit Jahrtausenden unentwegt an diesen beiden Wer-

ten versündigt. Und das Ergebnis waren instinktlose Völker, getriebene Herden, und ihr Gott war das Gold! Dies aber war dann der Untergang! Und sie dachte an das Wort des Angelus Silesius, das die Religionslehrerin im Krieg so gern in die Poesiealben geschrieben hatte:

„Mensch werde wesentlich! Denn wenn die Welt vergeht, so fällt der Zufall weg."

Die Marxisten

Die Rentenmark – Änne die Edelkommunistin – Mordechai und Finkelstein – Die Berlinerin im „Winkel" – Kampf dem Kapital? – Der große Fischzug – Lassalle und Marx – Arbeiter und Bürger – Die Heilsarmee – Unvollkommene Welt – H.St.Chamberlain – „Vom Heiligen Geist besessen"

Die Zeit raste dahin, nun gab es seit dem 15. November 23 wieder „richtiges" Geld, einen Tag, nachdem sie für ein Brot, das in normalen Zeiten eine Mark gekostet hatte, beim Bäcker an der Straßenecke eine Billion Mark bezahlt hatte. Jetzt kostete es wieder eine Mark, nur hieß sie jetzt Rentenmark, und man konnte sogar darauf vertrauen, daß ihr Wert von Dauer war. Der Spuk war vorbei, den der berühmte Otto Reuter schon 1921 in seinem Lied „Es geht vorwärts, es geht vorwärts" besungen hatte:

„Jüngst hatt' ich 'ne Attacke,
da war ich beim Friseur.
Der sprach: Die zweite Backe,
die kost't schon wieder mehr"!
„Es geht vorwärts, es geht vorwärts!"

Nun kam für das Volk eine schwierige Umstellung, aber vieles blieb unverändert. Die drei Briketts für den Ofen waren die gleichen, die Bewohner des Heimes aßen auch weiterhin des öfteren Steckrüben „auf Rotkohlart", gefärbt durch Rote Beete, aus den großen Fässern, die noch vom

Krieg her gefüllt waren, der Malz- oder Roggenkaffee floß weiterhin dünn aus dem Hahn der großen Kaffeemaschine am Ende des langen Frühstückstisches im großen Eßsaal, und die Marmelade war immer noch das rote Rübenmus, das ihnen allen seit Jahren vertraut war.

Vertilgungsmittel für Ungeziefer gab es auch noch nicht, und so liefen im Annaheim in der warmen, blitzsauberen, gekachelten Kellerküche die großen Kakerlaken mit ihren vielen Kindern erschrocken über die Fliesen, um in die Ecken und Ritzen zu flüchten, wenn Ilse am Spätnachmittag in die Küche kam, um ihr aufgehobenes Mittagessen aus dem großen Backofen zu holen, wo es in einem Bratschaben warm stand. Es war dann ganz still in der dämmrigen großen Küche, die lustigen Kochschülerinnen hatten unter fröhlichem Gesang schon lange das Geschirr abgewaschen und saßen nun oben in den Wohn- und Arbeitsräumen, stopfend, strickend und plättend.

Es war immer das gleiche, wenn sie nach unten kam: sie knipste das Licht an, im selben Augenblick begann das Gerenne der kleinen Wesen, im Nu waren sie verschwunden! Sie kam sich vor wie ein Feldherr, der mit einem Wink eine ganze Armee befehligte! - - Und die Fliesen lagen wieder blank und wie poliert, ganz ohne Spuk!

Dann machte sie die Ofentür auf, sieh, da jagten die Bewohner des Backofens in alle Ritzen, kletterten mühsam aus dem Bratschaben heraus und schnell davon! Sauerkraut schienen sie besonders zu lieben, denn in diesem fand sie die meisten! Oft stand sie abwartend vor der offenen Röhre, sie sah zu, wie die Kleinen in Todesangt flüchteten, es war ein Heer, in dem es hoffnunglos war, „siebene auf einen Streich" schlagen zu wollen.

Die Bewohner des Hauses hatten gelernt, mit den gepanzerten braunen Rittern zu leben. Die beiden Schwestern waren zwar oft unglücklich über sie und bangten um den

Ruf des Annaheims, aber sie hatten ja keine Schuld an dieser Plage, und es hatte in all den Jahren Schlimmeres gegeben als diese kleinen Tiere, die ja auch ein Teil der Schöpfung waren.

Das große Tintenfaß wurde auch noch fleißig benutzt, nur das Mädchen Ilse machte keinen Gebrauch mehr davon, sie saß nun mitten im Examen, und ihre Gedanken waren nur darauf gerichtet.

Als alles gut überstanden war, kam das praktische Jahr, in dem das Unterrichten gelernt werden mußte, sie blieb weiter im Annaheim, gab auch wieder Privatstunden am Nachmittag und lernte des Abends von 8 - 10 auf der Bodentreppe vor der Lattentür.

Dann konnte sie umziehen in ein Zweibettzimmer neben dem „Paradies", in das „Blaue Wunder". Die Zimmergenossin Elfriede war eine Primanerin einer anderen Oberschule der Stadt, die nicht viel vom Arbeiten hielt, weil sie glaubte, eine Dichterin zu sein. Sie redete oft von dem Biographen, der einst ihr Leben aufzeichnen würde. Sie nannte sich „Edelkommunistin", gab ziemlich wirre Ideen von sich und spöttelte sehr darüber, daß die „Neue" über ihrem Bett ein kleines Bild von Vater und Mutter aufgehängt hatte.

Des Abend hielt sie vorm Einschlafen dem müden Mädchen lange Vorträge über die Fragwürdigkeit der Ehe, kritisierte beißend die eigenen Eltern, höhnte über die Menschen, die noch von Volk und Vaterland redeten, erzählte von ihren frühen intimen Erlebnissen, die sie mit 16 Jahren gehabt hatte und pries die in diesen Jahren nach dem Krieg durch Propaganda hochgespielte Kameradschaftsehe. Sie war, wie sie sagte, überzeugte Atheistin und Anarchistin und warf mit Fremdwörtern nur so um sich. Wenn sie „schwanger ging mit einem Gedicht", wie sie das nannte, konnte sie keine Schularbeiten machen, und die

gutmütige „Neue" erledigte sie für die Dichterin, weil diese so nett bitten konnte.

Für Ilse war das eine bisher unbekannte Welt, die das Mädchen verkörperte - „Thron und Altar" war die Devise unter der „Furcht des Herrn" gewesen, wie sie bei sich selbst die Bekenntnisschule genannt hatte. Aber ihre langjährigen Beobachtungen wurden erneut bestätigt. Denn auch der Kommunismus war ja etwas, das ihr geläufig war von den ersten Christengemeinden unter römischer Herrschaft. Sie hatten sich lange genug damit beschäftigen müssen. Und auch bei Elfriede, der Kommunistin und Atheistin, wie sie sich stolz nannte, fand sie unter der Oberfläche ihrer Ansicht das Ergebnis der Erziehungsarbeit des Paulus, der einstmal Saulus oder Schaul geheißen hatte: „Herauserlöst aus allerlei Volk und Stamm" - „kein Jude, kein Grieche mehr" ...

Ein Stück Treibholz waren diese Menschen nur noch, kein Baum mehr mit Wurzeln, Stamm und Krone. Der Vater hatte schon immer die Gefahren dieses Treibholzes in den großen Städten gesehen.

Auch in der eigenen Klasse war eine „Atheistin und Edelkommunistin"; sie war als Sitzenbleiber in dies praktische Jahr neu hinzugekommen und hatte sich an Ilse angeschlossen, weil sie ja beide Eindringlinge waren in einer seit Jahren verbundene Gemeinschaft. Auch sie redete oft wirr und unvernünftig daher, pries die kommunistische Partei und schleppte das Mädchen nach langem Bitten mit zu einem Umzug Jugendlicher mit vielen roten Fahnen. Ilse ging auf dem „Bürgersteig" beobachtend nebenher, während sich Änne zu den „Roten" gesellte, wie sie allgemein genannt wurden.

Nach Beendigung der Kundgebung landeten sie beide auf dem altmodischen kalten Wachstuchsofa im „Blauen Wunder", wo die begeisterte Änne wieder ihre Ideen von sich

gab und das Mädchen Ilse zu überzeugen versuchte. Sie sprach von Marx- „Mordechai", verbesserte Ilse trocken, und Änne sah erstaunt auf. Auch er gehörte ja zu denen, die einen neuen Namen angenommen hatten. Ilse dachte an Apfelbaum-Sinowjew, an Finkelstein-Litwinow, an Bronstein-Trotzki, an Sobelsohn-Radek, und auch an den großen Dichter Chaim Bückeburg, der sich Heinrich Heine genannt hatte, und - ihr sehr sympatisch - seinen Stammesbruder Moses als Theaterdonnerer am Sinai entlarvt hatte. Sie sah sich wieder als Kind aufrecht in der Bank stehen und mit dem verehrten Künstler-Lehrer Probleme um das Gesetz am Sinai wälzen, während die Klassenkameradinnen froh waren, für einige Zeit ungeschoren zu bleiben.

Max Reinhardt (Moses Goldmann) fiel ihr wieder ein, der große Regisseur, und die vielen Schauspieler, Sänger, Regisseure, Theaterbesitzer und Kritiker, die ihre Namen geändert hatten und die - später so genannten - „goldenen zwanziger Jahre" genossen. Und wieder, wie früher, stellte sie fest, daß sie Verständnis dafür hatte, daß sie diese Namensänderungen vornahmen. Warum sollten sie nicht, wenn die Völker es ihnen doch so leicht machten, aus einem Saulus ein Paulus, aus einem Moses ein Siegfried zu werden?

Aber voll Bitterkeit dachte sie an die „Williams" in Amerika, die ihr Vaterland so schnell vergaßen, und deren Kinder schon kein Deutsch mehr sprachen.

Plötzlich mußte sie lächeln, und sie sah das kleine Dorf vor sich und das Haus der Urgroßeltern mit dem Strohdach und den acht Schwalbennestern darunter, von denen das siebente jedes Jahr von einer beringten Schwalbe besetzt wurde, die ihrer kindlichen Meinung nach verlobt war. Sie flogen jeden Spätsommer bis in den heißen Süden Afrikas, blieben viele Monate dort und kamen doch immer wieder in die alte Heimat zurück. In den Ferien hatte sie als Kind voll Andacht besonders diese „verlobte" Schwalbe

beobachtet und in ihr kleines Herz war eine Ahnung gezogen, was „Heimat" bis in den engsten Sinn bedeuten kann: das siebente von acht Nestern unter einem Strohdach in der Dorfstraße, die „Im Winkel" hieß!

Und zu gleicher Zeit hörte sie die Urgroßmutter erzählen von der Tochter des Nachbarn, die als junges Mädchen nach Berlin „in Dienst" gegangen war. Als sie das erste Mal auf Urlaub kam, ging sie, großstädtisch gekleidet, von dem kleinen Bahnhof des Nachbarfleckens die lange Dorfstraße ihres Heimatortes entlang und fragte jeden Entgegenkommenden: „Ach, Verzeihung, ich bin hier fremd, wo geht es denn nach dem Winkel"? Dann bog sie in den stillen Seitenweg ein, an dessen rechter Seite vier Strohdachhäuser standen, links lief eine hohe Hecke, hinter der die Gärten dieser Häuser lagen; sie dehnten sich bis an den Deich des kleinen Flusses, den schönen Dossewall. Der Weg bog an der Stelle, wo der tiefe, geheimnisvolle Brunnen stand, scharf um, daher hatte er den Namen „Im Winkel".

Die „Berlinerin" geriet kurz vor dem ersten Haus ausgerechnet an Ilses Urgroßvater; auch bei diesem sagte sie mit spitzem Mündchen - das galt als vornehm - ihren Spruch auf: „Ach, Verzeihung, ich bin fremd hier, wo geht es denn nach dem Winkel?"

Der Urgroßvater sah die Städtische an und nahm die Pfeife aus dem Mund: „Line, min Deern, host du in de kott Tid, dat du in Berlin büst, all vergeten, dat du in Hohenofen born un upwüssen büst? Verleer man nich den Bodden ünner dien Fäut, süs geiht et die mol slecht!"

Das Mädchen wurde blutrot und ging schnell weiter. Aber sie konnte das Angeben doch nicht lassen. Ein paar Tage später erzählte Lines Mutter der Urgroßmutter voll Stolz: „Charlotte, stell di vör, uns' Line hett bi ehr Geheimrots in Berlin rein vergäten, woto 'n Hark' brukt ward und frögg mi danoh!"

Und Urgroßmutter hatte die Hände zusammengeschlagen und ausgerufen: „Min leiv God, denn treck ehr man an ehr Flüchten werrer trüch up de Erd. Sone Höhenflüge deiht nich god för'n eenfachen Minschen!"

Das war die Geschichte von dem Mädchen Line, das in die Großstadt Berlin gekommen war und ihre Heimat nicht mehr kennen wollte. Aber war das heute etwas anderes, wenn die Deutschen geringschätzig sagten: „Ach, das ist nicht weit her!"?

Damit war ein vernichtendes Urteil gesprochen. Was gelten sollte, mußte also möglichst weit her sein, möglichst aus dem Ausland, dann galt es! Nie hatte das deutsche Volk richtig Maß halten können, fand sie; entweder es gebärdete sich überheblich, oder es machte sich klein und jämmerlich, wie jetzt mit dem Geschrei des Unterlegenen nach dem ewigen Frieden! Die Völker rundum schienen anders zu sein, mehr in sich ruhend und von gesundem Stolz auf das eigene Volkstum. Sie kannte erst einige Mitglieder dieser anderen Nationen, aber was sie beobachtet hatte, wurde bestätigt durch des Vaters Erfahrungen mit den Tausenden von Kriegsgefangenen vieler Völker. Da der Vater Englisch, Französisch, Polnisch und auch etwas Russisch sprechen konnte, so hatte er in seinen Gesprächen im Lager die Menschen ganz anders kennenlernen können.

„Nur der gallische Hahn scheint sich gelegentlich zu überschreien", meinte er, „aber er verkörpert noch lange nicht das französische Volk, sondern eher die Advokaten in der Regierung."

Plötzlich schreckte sie hoch aus ihren Gedanken - - sie saß ja noch immer auf dem schwarzen Wachstuchsofa im „Blauen Wunder", neben sich Änne, die Atheistin, Edelkommunistin und Anarchistin. Und mit leuchtenden Augen sagte diese gerade: „Weißt du, das Großartigste am Kommunismus ist dies: daß man alles für ihn opfern muß, auch

Familie und Volk, nur die Internationale gilt noch, wir müssen sogar um unserer Ziele willen lügen können, wenn es der Partei notwendig erscheint! Dies ist das größte Opfer, das von uns verlangt wird, und das wir gerne bringen!"

Ilse saß wie erstarrt. Aber dann rüttelte sie Änne: „Wach auf aus deinen Hirngespinsten!" Blitzartig dachte sie an die umsponnenen Flügel, über die sie soviel nachgedacht hatte. Da waren sie, die unsichtbaren Spinnen, am lautlosen Werk! Und sie hörte es in den Ohren dröhnen von den Fanfaren in den Umzügen, denen man jetzt so oft auf den Straßen begegnete, und von denen sie einen gerade heute unmittelbar erlebt hatte:

„Völker, hört die Signale! Auf zum letzten Gefecht!
Die Internationale erkämpft das Menschenrecht!"

Das Lied hatte eine wirklich großartige Melodie, mitreißend, zündend, ins Blut gehend wie selten eine Melodie, höchstens die Marseillaise war ihr an die Seite zu stellen.

Und dann versuchte sie, die Kameradin auf die Erde zurückzuholen: „Du redest immer von Marx-Mordechai und vom Kapital! Und von den Kapitalisten, denen euer Kampf gilt. Aber ihr seht anscheinend nur das Privatkapital der einzelnen Unternehmer, die Einfälle haben und Arbeitgeber sind für Arbeitnehmer. Euer Hass und euer Vernichtungswille gilt den Agrariern, den großen Gutsherren, und den »Schlotbaronen« an Rhein und Ruhr, das zeigen all eure Zeitungen, die ich auch kenne. Ich habe eine Reihe Wahlversammlungen und Saalschlachten miterlebt von den Sozialdemokraten und den Kommunisten, es fällt mir auf, daß diese Parteien nie die Kapitalanhäufung bei Banken, Börsen und Warenhäusern angreifen!

Überall werden die kleinen Sparer betrogen durch Börsen und Banken, in Deutschland, England, Holland, Bel-

gien und Frankreich! Weißt du etwas von den fünf Brüdern Barmat aus Rußland, die jetzt diese Länder ausrauben? Judko, Salomon, David, Herrschel und Isaak? Weißt du, daß die Preußische Staatsbank dem Judko viele Millionen unseres neuen wertbeständigen Geldes geliehen hat? Kennst du den Barmatpalast „Unter den Linden"? Da stehen Leiter großer Industrieunternehmen Schlange und verschleudern ihre Firmen an die Barmats, weil sie in Not gerieten durch die Kreditsperre! Sie sind noch beglückt, daß die Brüder sie ihnen abnehmen! Und die kaufen die Betriebe mit den geliehenen Geldern der Preußischen Staatsbank! Ich habe die Schlange stehen sehen, als ich in Berlin zu Besuch war!

Und weißt du etwas von Iwan Kutisker, der eine hochangesehene Bank in Breslau durch Betrug an sich brachte und dann Millionen scheffelte durch Mißbrauch des Firmenschildes dieser Bank?

Kennst du Alfred Löwenstein, den großen Multimillionär, der die Elektrizität und die Kunstseidenindustrie beherrscht?

Weißt du etwas von Madame Hanau in Paris, der Frau des Lazare Bloch? Sie hat ihre ersten Millionen im Krieg verdient an den Soldaten in den Schützengräben. Sie erfand den ‚Magentrost für Soldaten' aus Rum und Kräutern und ein paar Kaffeebohnen. Und jetzt ist sie eine der erfolgreichsten Börsenspekulantinnen von Paris. Sie wird umschwärmt von Politikern und Industriellen vieler Nationen, jeder möchte einen Tip von ihr, wie man schnell zu Geld kommt! Aber sie ist undurchsichtig, und bislang rettet sie sich aus jeder gefährlichen Lage!

Um die Hyänen an Banken und Börsen, um die Spekulanten solltet ihr euch kümmern!

Sieh doch unsere Bauern an! Sie sind wohl jetzt ihre Schulden los durch die Einführung der Rentenmark im No-

vember, aber wenn jetzt die Frühjahrsbestellung losgeht, haben sie keinen Pfennig Geld! Seit 1918 sind die Höchstgrenzen für Zinssätze aufgehoben worden durch die neuen Volksbeauftragten, und zwar haben sie gehorsam gehandelt im Auftrage des Finanzkapitals, weißt du das nicht? Und jetzt wird den Bauern im Auftrag des Bankkapitals zugeredet, sie sollen Kredite aufnehmen! Und die Bauern tun das in ihrer Not und bezahlen 30 und 40 Prozent Zinsen dafür. Jetzt beginnt erst der wirkliche Raubzug! Nun geht es dem Boden und dem Bauern an den Kragen! Du wirst sehen, in ein paar Jahren ist der Bauer wieder völlig verschuldet!"

Die alten Machenschaften des von ihr schon als Kind bekämpften Josef Jakobsohn wurden erneut gehandhabt! Erst ausrauben, dann leihen! - Und sie fuhr fort, auf Änne einzureden:

„Bisher warst du doch im Bibelkreis bei unserer Religionslehrerin, bist du da ausgetreten? Nein? Auch aus Angst, sie vor der Prüfung zu verärgern? Dann kennst du ja sicherlich die Bibelstelle 5. Mose 15,6 »Denn der Herr, dein Gott, wird dich segnen, wie er dir verheißen hat; so wirst du vielen Völkern leihen, und du wirst von niemand borgen; du wirst über viele Völker herrschen, und über dich wird niemand herrschen!«

Es ist immer dasselbe: erst werden »gottgewollte« Kriege angezettelt, die Rüstungsindustrie kassiert Milliarden, dann werden die Völker ausgeraubt oder ihre Sachwerte zerstört, dann kommen als erste die Trusts und Banken wieder herein, leihen Gelder und kassieren wieder die Zinsen. Die Völker schuften im Wiederaufbau ihres Landes, sind sie dann wieder wettbewerbsfähig, ist der nächste Krieg fällig!

Ihr fallt doch nur rein auf den Traum von der roten Internationale, dem Staatskapitalismus! Ihr gebt Vaterland, Volk, Familie preis, lernt Lüge, Verrat, Treubruch, du hast es selbst gesagt, und stürzt euch und uns alle mit deutscher

Gründlichkeit und Ahnungslosigkeit ins Unglück! Halfen die sozialistischen Arbeiterbewegungen in anderen Staaten uns, als uns der Friede von Versailles aufgezwungen wurde, der auch unsere Arbeiter traf? Ein paar müde Einwände, das war alles! Ihr internationales Mitgefühl für die deutschen »Brüder« war schwach, ihre nationale Selbstsucht war stärker!

Denk' dran, Lloyd George sagte 1917: »Deutsche können nur durch Deutsche besiegt werden!« Und was tun wir zwei? Genau das, was diese Brüder gern erreichen wollen! Du bist stolz darauf, revolutionär zu sein, nennst dich eine Feindin des Kapitals mit glühender Liebe zum Proletariat! Wieviele »Proleten«, wieviele Arbeiter kennst du denn? In unserm Neubauer-Geschichtsbuch der Oberprima stand eine lächerliche Seite über die Sozialdemokratie, das war alles, und die sollten wir auch noch auswendig lernen. Über die Begründer nur ein Satz: Lassalle war national, Marx international! Man hält uns auch in Bezug auf die Geschichtsbücher absichtlich in Dummheit! Aber statt zu lernen, uns mit der ‚Materie' des dialektischen Materialismus zu beschäftigen, sollen wir unsre Zeit anderweitig verbringen: auf die Straße sollen wir Jungen gehen, Spruchbänder und rote Fahnen tragen, Krach machen und Aufruhr, ablenken sollen wir von dem, was sich inzwischen an Börsen und Banken ereignet! Warum rennst du in die ausgespannten Netze? Warum läßt du dir deine Flügel umspinnnen? Warum förderst auch du zu deinem kleinen Teil den Kampf zwischen den Ständen, die die Werte schaffen?

Ehe du hinter Fahnen herläufst, gleich welcher Art, kümmere dich erst darum, wer sie hochhält! Lassalle war kein Deutscher, mehrfach war er in Hochverratsprozesse verwickelt, sein Vater war der Seidenhändler Heymann Loslauer, eigentlich Chajjim Wolfsohn. Als angeblicher überzeugter Sozialist und Arbeiterführer spekulierte er in Ak-

tien, umwarb er mehrmals vergeblich adlige Frauen und fiel im Duell gegen den Bräutigam der von ihm begehrten Tochter eines bayrischen Adeligen, der Gesandter in der Schweiz war. Von ihm stammt der Ausspruch: ‚Wäre ich als Prinz oder Fürst geboren, ich würde mit Leib und Seele Aristokrat sein.' Und Marx war auch kein Deutscher, und sollte es auch von beiden so im Lexikon stehen! Sein Vater war der Rabbiner Hirschel Mordechai; er ließ seinen Sohn Karl im Jahr 1818 in Trier christlich taufen. Dessen Freund Friedrich Engels, ein reicher Fabrikant, aber Idealist, hielt Marx dreißig Jahre aus. So praktizierte Karl Marx persönlich seinen Plan von der „Ausbeutung der Ausbeuter" (Expropriation der Expropriateure). 1862 schrieb er über sein Werk ‚Das Kapital', an dem er damals immer noch arbeitete, an diesen stets zur Hilfe bereiten deutschen Freund: ‚Ich dehne diesen Band mehr aus, da die deutschen Hunde den Wert der Bücher nach dem Kubikinhalt messen.'

Er heiratete das schönste Mädchen von Trier, Jenny von Westphalen, Tochter eines Geheimes Regierungsrates und wurde dadurch Schwager des konservativen Innenministers von Preußen, Ferdinand von Westphalen. Das konnte er vereinen mit der Tatsache, daß er der Verfasser des kommunistischen Manifestes war und Propagandist für revolutionären Terrorismus bei einem abgrundtiefen Haß gegen Deutschland." - - Änne schwieg.

Da fuhr Ilse fort: „Du siehst, sie haben ein anderes Erdreich als wir, dazu hat Marx die meiste Zeit seines Lebens im Ausland verbracht, nicht in Deutschland. Sie führen die Völker auf Grund von Theorien, die mit vielen Fremdwörtern gespickt sind; was weiß der Arbeiter wirklich von ‚dialektischem und historischem Materialismus'? Das Leben besteht nicht nur aus Materie! Aber zur Materie gehört auch das Gold, gehören die Bodenschätze der Welt!

Wem gehören sie? Wer hat den Schlüssel zu ihrer Erschließung? Und wer hat die Macht, Inflation herbeizuführen? Darum wollen wir Jungen uns kümmern! Denn die Älteren sind vollkommen verbraucht durch die mörderischen Schlachten und seelisch zerstört durch die Niederlage!

Aber das merke dir: wer planmäßig Kluften aufreißt zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, der kann kein Freund des Volkes sein!"

Ihr fiel ein Erlebnis des Vaters ein, das er mit Kommunisten hatte, und sie erzählte es Änne: Da waren eines Tages drei führende Mitglieder dieser Partei bei ihm erschienen; sie wollten den schönen Schützenplatz der uralten, traditionsreichen Gilde - deren Vorsteher der Vater war und in diesem Jahr auch ihr Schützenkönig - für eine große festliche Versammlung ihrer Partei mieten. Es waren Männer voll eingeimpftem Haß gegen die „Bourgeoisie", klassenbewußt und kämpfend für die Diktatur des Proletariats, sie waren Arbeiter in der riesigen Fabrik der Stadt, die damals schon 15tausend von 25 tausend Einwohnern beschäftigte, und die ein jüdisches Unternehmen war, das als eins der ersten vorbildliche Freizeitplätze für die Arbeiter auf seinem Gelände schuf.

Der Vater grüßte die Mißtrauischen freundlich, wie es seine Art war. Er nahm sie mit in den Garten, ging mit ihnen die Wege entlang und zeigte ihnen seine Bäume und die Weinspaliere, die sein Stolz waren. Dann saßen sie um den uralten runden Marmortisch, der dort schon in des Großvaters Jugend gestanden hatte; er holte ein paar gute Flaschen Wein für seine Gäste aus dem Keller und füllte die Gläser. Unmerklich führte er sie im Gespräch weg von dem künstlichen Graben, den ihre Partei zwischen ihnen und dem Bürgertum und den „Ausbeutern" aufgerissen hatte, er brachte die zuerst leicht Gehemmten dazu, ihre

Ansichten zu sagen, ihre Probleme zu schildern. Vom Fenster aus sah Ilse - es war in den Ferien - wie die vier Männer sich zutranken, wie die Gesichter der Arbeiter sich mehr und mehr entspannten.

Der Vater erfüllte ihnen ihre Bitte, sogar unentgeltlich sollten sie den Platz haben, nur sollte er sauber wieder übergeben werden, ohne Papierreste und zerbrochene Flaschen. Das versprachen sie mit strahlenden Gesichtern. Und als sie gingen, gab es ein großes Händeschütteln, und sie hörte, wie der Sprecher sagte: „Also, wenn alle so wären wie Sie, dann gäbe es bei uns keinen Kommunismus!"

Sie war sehr glücklich und stolz auf des Vaters Art, Feinde in Freunde zu verwandeln, in dem er überall das Positive, das Aufbauende, das Gemeinsame aufzeigte. - -

Änne hörte aufmerksam zu, sie schien alles verstanden zu haben und auch zu bejahen. Und Ilse gab ihr das Versprechen, ihr zu helfen, Zusammenhänge und Hintergründe aufzuspüren, auch einmal in kommunistische Versammlungen mitzukommen. Dafür wollte Änne vorläufig noch keine rote Fahne nähen, sie war ganz erleichtert, so schien es; denn sie hatte zwei linke Hände, wie sie zugab.

So schieden sie denn friedlich von dem schwarzen Wachstuchsofa, die Aufregung des roten Umzugs lagen hinter ihnen, die langen Gespräche auch, - geblieben war der feste Vorsatz, erst ein Wissen aufzubauen, um klarer zu sehen; denn Wirrköpfe gab es genug in diesen Jahren, und Treibholz war auch reichlich vorhanden in der Stadt. - -

Die Tage und Wochen gingen dahin mit viel Arbeit, die Abschlußprüfung rückte näher und näher. Als ihre Privatschüler längere Zeit krank waren, konnte sie endlich die Hausarbeiten auch schon nachmittags erledigen, wie die andern aus der Klasse es seit Jahren gewohnt waren; die brauchten auch kein Geld zusätzlich zu verdienen, nicht einmal abtrocknen brauchten sie zuhause!

Nun hatte sie auch öfter einen freien Abend. Die Dichterin drängte dann meistens auf Entdeckungsfahrten, sie „brauchte Anregung für ihr Schaffen", wie sie sagte, sie wollte „Typen" erleben, und die glaubte sie vor allem im Hafenviertel zu finden, das zugleich wie in allen Hafenstädten das große Vergnügungsviertel war. Aber sie traute sich nicht allein hin und konnte so reizend bitten, wenn sie wollte, daß Ilse der Zimmergenossin ihre Bitte erfüllte und mit sehr wachen Augen den langen Weg mit ihr zusammen antrat.

Als Schutzmaßnahme legte sie sich eine eisige und hochmütige Miene zu, was ihr mit Mühe gelang, damit sie beide nicht angerempelt würden.

Es war ein Lärm wie auf dem Jahrmarkt, ein unruhiges Lichtermeer - und aus allen „Etablissements", aus allen Kneipen und Bouillonkellern scholl die Musik der goldenen zwanziger Jahre. In den Hausecken standen grellgeschminkte Mädchen, Strandgut des Lebens, und Matrosen, in langer Kette untergehakt, schlendeten singend und gröhlend die breiten Straßen entlang.

An einer Ecke auf einem kleinen freien Platz war eine Ansammlung von Menschen, aus deren Mitte flotte Musik erklang. Sie gingen näher. Um die Gruppe herum schoben sich Männer in blauen Rollkragenpullovern, sie hatten alle billige und willige Mädchen im Arm, und während sie „Backe an Backe" mit ihnen tanzten, gröhlten sie nach der Musik, die aus dem Innern des Kreises erklang:

„Komm' se rein, komm'se rein,
Herr Jesus wird sich freun!
Lasst uns noch einen ver-lö-hö-ten!"

Sie schienen nicht betrunken, hatten anscheinend aber einen ungeheuren Spaß an ihrem Gesang und der Musik.

Ilse drängte sich zwischen den Menschen hindurch und sah das erste Mal in ihrem Leben Männer und Frauen der berühmten Heilsarmee. Die Frauen hatten vielfach feine, schmale, blasse Gesichter, unter den großen Schutenhüten sah sie blonde Haare, alle waren in dunkelblauer Uniform, einige hielten Zupfgeigen in den Händen, machten Musik, und alle sangen dazu.

Sie sangen nach bekannten, weltlichen Melodien, teilweise schienen diese sogar Schlager zu sein, es waren flotte Weisen, oft mit einem Kehrreim, den manche Umstehenden leicht verlegen mitsangen. Die Männer und Frauen der Heilsarmee sangen mit ernsten Mienen, die in seltsamem Gegensatz zu den fröhlichen Weisen standen. Es war so kalt an diesem Winterabend, sie hatten blaue Hände und zupften doch unermüdlich ihre Instrumente:

„Jesus starb auf Golgatha, jummheidi, jummheida,
Jesus starb auf Golgatha, jummheidi, heida!"

Sie sangen und sangen, um sie herum ertönten unflätige gemeine Worte, aber manch einer stand auch in sich gekehrt oder sah die Soldaten Christi nachdenklich an. Und wiederum ertönte ein neuer Gesang:

„Schon wieder eine Se-he-le vom Alkohol geret-tet-tet!"

Das Mädchen stand in der Kälte und sah immerfort diese Männer und Frauen und Mädchen an, die eine verschworene Gemeinschaft zu bilden schienen. Sie wußte, daß die Heilsarmee die Gründung eines Engländers war, des General Booth, daß ihre Divisionen und Korps sich besonders der Großstadtbevölkerung annahmen, die sich dem Christentum entfremdet hatte, daß sie in ihren vielen Sozialanstalten Männer, Frauen und Kinder betreuten, entlassene

Sträflinge und Suchtgefährdete. Sie wußte, daß sie auch in Kaschemmen und Bouillonkellern sangen, aber nie bei Mißerfolg die Arbeit dem Heiligen Geist überließen, wie sie es noch vor zwei Jahren auf der großen Versmmlung der Bekenntnisschule gehört hatte. Vor diesen singenden Idealisten hatte sie große Hochachtung. Auch das in der Schweiz gegründete Blaue Kreuz und der Guttemplerorden, in den USA gegründet, über die ganze Welt verbreitet als internationale Vereinigung zur Bekämpfung des Alkoholismus, wirkte segensreich. Aber was nützt heißes Bemühen, die Aufopferung ihrer Mitglieder, wenn der Staat ihre Arbeit blockiert, indem er ungehemmt Werbung für den Alkohol zuließ und die riesigen Steuern gern einsteckte! Wie würde wohl die Welt aussehen, wenn in den Regierungen auch die Frauen und Mütter zu sagen hätten? Sie hatte blasse Kinder gesehen, die ihre Väter, sinnlos betrunken, sorglich an der Hand aus solch einer Kaschemme geholt hatten, draußend stand eine vergrämte Frau, sie hatte die Kinder vorgeschickt. Vielleicht regte sich noch ein Funke Verantwortung in dem Trunkenbold, wenn er seine blassen Kinder sah?

Immer noch sangen die Soldaten Christi, schoben sich die „Löwen" mit ihren Mädchen um das Rund, warfen die unruhigen Lichtreklamen bunte Streifen über die Gesichter der Menge, lockten die Ausrufer vor den Lokalen!

Sie mußte an ihren Aufsatz denken, „Feierstunden" hatte das Thema geheißen, in dem sie einen Tanzabend in der Großstadt geschildert hatte, und für den sie eine runde Fünf erhalten hatte, weil sie die „Heilstatsache" des „lebendigen Gottes" außeracht gelassen hatte und von dem „Einen, dem Unnennbaren" gesprochen hatte.

Was für eine Welt war dies, in der sich ein junger Mensch zurechtfinden sollte, was für eine Welt! Hier in diesem Vergnügungsviertel wurde das Erb-Gut des Volkes

vertan, das Erbe an Gesundheit und Anstand, an Maßhalten und Verantwortung vor der Zukunft!

„Sie haben einen viehischen Verstand, sie können wohl sehen, aber nicht vorausschauen!" hatte der große kluge alte Mann gesagt, der sein Volk dazu gebracht hatte, das Erbe von Jahrtausenden zu hüten in strengen Gesetzen, die doch nicht als Zwang empfunden wurden, weil das Volk ihre Notwendigkeit einsah; im wahrsten Sinne sollten diese Gesetze die Not des Volkes wenden, das nirgends eine wahre Heimat mehr hatte.

Aber wer dachte in diesem Vergnügungsviertel wohl an die Ungeborenen? Sie hatten einst alle in der Schule die Verse sinnlos dahergeplappert von der „Rache bis ins dritte und vierte Glied", aber es war nichts davon haften geblieben. Und doch schien auch hier eine Umkehr der fast verlorenen Gestrauchelten nur möglich, indem die Soldaten Christi ihnen das Himmelreich versprachen, den Blick von der Flasche weg nach oben lenkten, zum „Herrn", zum „gnädigen Gott", dem die Schwachen lieber zu sein schienen als die Starken und ein im Staub Kriechender lieber als ein Aufrechter.

Warum kassierte der Staat die Millionen an Steuern für Alkohol, duldete eine ungeheuere Reklame für diese Betäubungsmittel und überließ die Betreuung der Alkoholiker nachher privaten Hilfsorganisationen oder den Kirchen?

Was für eine unvollkommene Welt! dachte sie; eine Welt, in der seit Jahrtausenden Männer regieren und auf dies Regieren noch stolz sind! Wie oft blähten welche von ihnen sich eitel in der neuen Erfindung, dem Rundfunk, der jetzt schon aus so vielen Häusern herausplärrte!

Inzwischen tauchte die Dichterin wieder auf und schleifte die Kameradin noch in das hellerleuchtete Panoptikum, wo es viel zu sehen gab. Eine Wachsfigur in Lebensgröße, ein junges, mondsüchtiges Mädchen darstellend, balancierte

mit geschlossenen Augen auf einem Dachfirst, so echt, daß sie ihr hätte zurufen mögen: „Fall nicht!" Aber sie taten es natürlich nicht, sie wußten, daß kein Mondsüchtiger angerufen werden durfte, und bei einer Wachsfigur war das sowieso nicht angebracht.

Es waren sehr viele Matrosen in den Räumen; in ganzen Scharen standen sie vor dem schaurigen „Ritt auf dem Rasiermesser" aus Dantes „Göttlicher Komödie"; hier waren die höllischen Strafen anschaulich und blutrünstig dargestellt; die männlichen Besucher machten ihre Witze über die kleinen, nackten Wachsfiguren, die mit angstvoll verzerrten Gesichtern das riesige Rasiermesser hinuntersausten und dabei wenigstens ein Bein bestimmt verloren. Keiner der Beschauer schien beeindruckt davon, was ihn vielleicht in der Hölle erwarten könnte. Ob die christliche Lehre von Himmelswonne und Höllenpein sie gar nicht beeindruckt hatte? Dann würde vielleicht stimmen, was sie zu ahnen meinte, daß eine Lehre das Blut nicht umformen kann, das als Strom seit Urtagen in den Menschen pulst, das schon in den Geschlechtern der Vergangenheit geklopft hatte und auch ihr selbst immerfort heiß zum Herzen drang und wieder von ihm fortströmte, das Gut des Erbes, das „God" im Menschen! Das erst das Christentum zu einem Manne machte, der mit einer Jungfrau ein Kind zeugte!

Gerade vor ein paar Tagen hatte sie sich gefreut über den zehnjährigen Sohn aus einer glücklichen Arztehe, der um die Weihnachtszeit empört aus der Schule heimgekommen war und zu seiner Tante, einer Biologin, gesagt hatte, weil die Scheu ihn hinderte, zu den Eltern zu sprechen: „Also, daß der Josef sich das hat gefallen lassen, daß die Maria vom lieben Gott ein Kind bekam, das verstehe ich nicht!"

„Auch einer, der wach ist", hatte Ilse gedacht, und in

ihr war die Hoffnung: Eines Tages werden die Menschen wach werden und mündig; so wie sich im Einzelleben jeder lösen muß von Vater und Mutter, wenn er reif ist, so werden einst auch die Kinder und die Schafe des lieben Gottes mündig werden, keinen persönlichen Gott mehr brauchen, wieder zurückkehren zu hohen Anschauungen und wieder auf die eigene Kraft vertrauen, die Seele zum Guten, zu Gott hin zu entfalten, wie schon die Indogermanen das Got, das Gute verehrten, das indische brahman, das römische numen.

Ihr fielen wieder die Stunden des Suchens in den stillen Sälen der Büchereien ein und jene Glücksstunden, als sie sich zurückgetastet hatte in das Dunkel der Zeiten, bis hin zu „Agni", dem Lichtkind aus dem Feuerstab, als sie eine erste Ahnung verspürt hatte von den hohen Ebenen kosmischer Religion.

Erneut hatte sie wie damals ein Gefühl des Glücks, ihr war, als wüchsen ihr Flügel, - sie wollte sie sich niemals beschneiden lassen! Von keiner Gewalt! Aber sie wollte auch nicht, daß sie umsponnen würden oder ihnen der Schmelz der Unberührtheit vor der Zeit genommen würde! Und inmitten all des wüsten Treibens um sie her hier im Hafenviertel dachte sie an des gefallenen Walter Flex' mahnende Worte: „Rein bleiben und reif werden!"

Das Wort „rein" dabei mochte sie nicht, sie empfand es als eine christliche Eierschale; das Christentum hatte ja die „unbefleckte Empfängnis" zum Ideal erhoben; sie wußte genau, daß die Einsegnung der Mutter nach der Taufe ihres Kindes ganz etwas anderes bedeutete als diese glaubte: es war ein Wiederaufnehmen in die kirchliche Gemeinschaft, nachdem sie durch das Empfangen in sinnlicher Liebe unrein geworden war. Der Pastor hatte die entsprechenden Stellen nur leise gemurmelt bei dieser Segnung.

Wie oft hatten sie im Osten - vor dem Kindergottesdienst -

wenn sie sich schon im Kirchenschiff versammelt hatten, teilnehmen müssen an Taufe und Müttersegnung. Jetzt wurden diese Stellen der Feier oft fortgelassen, die zeigten, daß die Mutter aus der „Unreinheit" durch den „Segen" wieder rein wurde.

Das Mädchen mochte in dem Zusammenhang weder das Wort rein noch das Wort unschuldig, auch wenn sie wußte, was Walter Flex damit gemeint hatte. Aber dies andere: erst reif werden vor der Erfüllung des Mädchenlebens durch Mannesliebe - das schien ihr wichtig und zwingend für sich selbst, um des Göttlichen willen, des Guten willen, das sie ahnend erlebte.

So ging sie beschwingt und glücklich den langen Weg zum Annaheim zurück, neben sich die Dichterin, die von ihren Beobachtungen im Vergnügungsviertel, besonders von der Männerwelt berichtete, und die Kameradin bemühte sich, zuzuhören, wenn auch ihre Gedanken gelegentlich abirrten zu dem, was ihr selbst wichtiger war.

Vor der Haustür angekommen, betätigten sie das sandgefüllte Tintenfaß, oben schepperte leise die Glocke, das „Ritual" lief wie üblich ab, und bald lagen sie beide, mit ihren Beobachtungen, Erlebnissen und Gedanken zufrieden, in den harten und kalten Betten des ebenso kalten „Blauen Wunders". Denn sie hatten wegen des geplanten Ausfluges die drei Briketts aufgespart für den nächsten Tag.

In den Wochen danach war nicht viel Zeit, über das „sündige Großstadttreiben" nachzudenken, die Nachhilfestunden fingen wieder an, sie lernte wieder von 8 - 10 abends auf der Bodentreppe vor der Lattentür, durch die ständig ein kalter Luftstrom zog, und überließ gern das durchgesessene Wachstuchsofa der Dichterin, die glaubte, der Blick aus dem kleinen Mansardenfenster des Zimmers, vom Sofa aus, könnte ihre Phantasie beflügeln. Oft aber war sie nicht zu Hause, dann hatte Ilse das kleine Reich für

sich allein und genoß dies sehr, auch wenn sie noch so gerne fröhlich war mit den lustigen Mädchen aus dem „Paradies" nebenan, die immer noch unentwegt das ehrwürdige Spinett bearbeiteten.

In der Klasse hatte sich ihr nun doch eine der Schülerinnen angeschlossen, die schon seit dem sechsten Lebensjahr die gleiche Schule besuchte. Es war ein rundes, rosiges Mädchen, das gut durch die Hungerjahre gekommen war, weil seine Verwandtschaft auf dem Lande lebte. Traute strickte aus feinem Garn große runde Decken, die sehr modern waren und die sie verkaufte. Sie strickte auch im Unterricht unter dem Tisch, und Ilse bewunderte ihre Geschicklichkeit, die große Rundnadel zu handhaben, ohne die Schultern und Oberarme im geringsten zu bewegen. Selbst bei dem allgewaltigen Direktor tat sie das, niemals in all den Monaten wurde ihr Arbeiten entdeckt, und dabei saß sie höchstens drei Meter vom Fenster entfernt, gegen das der Vortragende sich lehnte. Ihre Augen hingen wie gebannt am Munde des Lehrers, der sie für höchst aufmerksam halten mußte; sie konnte stricken und die Maschen zählen für das schwierige Muster ohne hinzusehen. Aber wenn Ilse den Kopf, unbemerkt vom Direktor, etwas zur Seite wandte nach hinten, sah sie, daß Trautes große blaue Augen gleichsam nach innen gekehrt waren, zugewandt dem Strickmuster, und sie auch nicht das geringste aufnahm von dem geistreichen Vortrag. Dann machte Ilse um so eifriger Notizen für Traute mit; sie wußte, daß diese zum Unterhalt ihrer Familie beisteuerte durch den Erlös aus ihren Decken.

Und in den Pausen hämmerte sie ihr dann in großen Zügen den Inhalt des Vortrags ein, den sie leider nirgends nachlesen konnten; denn trotz eifrigen Wälzens fanden sie die „Quelle" nicht, die der gefürchtete kluge Mann sicherlich benutzte. Erst nach der Prüfung, als es für Bestehen

oder Durchfallen bedeutungslos war, entdeckten sie die Fundgrube seines Wissens. Der sehr stark links gerichtete Direktor hatte trotz seiner durch Parteibuch ausgewiesenen politischen Meinung anscheinend Gefallen gefunden an Houston Stewart Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", die sie danach dann voll Interesse las.

Das Werk war zwar schon 1899 zuerst erschienen, aber vor fast zwei Jahren, 1922, war gerade die vierzehnte Auflage herausgekommen, die erste wieder nach dem Kriege, und es war zeitgemäß, das Buch zu lesen. Sie verstand, warum der Direktor Titel und Autor des Werkes vor ihnen verheimlichte, es war wohl besser für seine Laufbahn. Infolgedessen konnten die Mädchen zur Zeit der Examensnöte den Born der direktorlichen Weisheit noch nicht kennen, und Ilse notierte und notierte und hämmerte dem Strickdeckenmädchen ahnungslos die Erkenntnisse des großen Engländers ein. So schaffte diese die gefürchteten Termine, zu denen die Decken fertig sein mußten.

Zum Dank lud die Kameradin sie einen ganzen Sonntag zu ihrer Familie ein, zu seelischer und körperlicher Erbauung. Die seelische sollte bestehen aus einem Gottesdienst einer besonderen Gemeinde, zu der Trautes Familie gehörte, - die körperliche aus einem Mittagessen wie aus den Friedenszeiten der Kindheit, wo sie im Osten des Reiches an den „Fleischtöpfen Ägyptens" gesessen hatten, das Pfund Schweinefleisch zu 80 Pfennigen.

Trautes ägyptische Fleischtöpfe waren den Verwandten auf dem Lande und dem Lohn aus harter und gefährlicher Strickarbeit zu danken, keinem himmlischen Vater, „der sie nährte", wie sie als Kind gelernt hatte.

Die Familie war reizend und liebevoll zu dem Gast; so tat Ilse ihnen gern den Gefallen und ging mit zur Kirche. Sie war erstaunt über den großen, schönen Bau, aber Traute erzählte voll Stolz, daß die Gemeinde schon neunzig Jahre

bestand, und daß sie alle willig opferten für ihr schönes Gotteshaus. Das sonst so stille Mädchen wurde ganz lebhaft, als sie erzählte, warum keine Kindertaufe bei ihnen üblich war. Der Mensch könne sich erst frei entscheiden für oder gegen eine Taufe, wenn er körperlich und geistig herangewachsen sei; das schien Ilse sehr vernünftig und einleuchtend. Diese freiwillige Erwachsenentaufe war kein bloßes Benetzen, sondern ein vollständiges Untertauchen. Dazu war ein großes Becken in der Kirche in der Höhe der Kanzel angebracht, und zu ihm hinauf führten von zwei Seiten Treppen, auf denen die zu Taufenden feierlich hinaufschritten.

An diesem Sonntag war zwar keine Taufe, und der Gottesdienst erschien ihr nicht wesentlich anders, als er bei „Piep" gewesen war: Wechselgesang, Predigt und Gebetsgemurmel.

Aber dann kam etwas für sie Schreckliches. Gegen Ende des Gottesdienstes standen oder sprangen hier und da Mitglieder der Gemeinde auf, verdrehten die Augen und die Glieder, schüttelten oder schrien laut und sanken danach wieder erschöpft auf ihre Sitze. Die Gemeinde saß lautlos wie gebannt, und starrte hingegeben auf die „Auserwählten", über die der „Heilige Geist" gekommen war! Da war er wieder, der Freund aus dem Internat, der nie über sie gekommen war, nicht über sie kommen konnte, weil sie ihn kennengelernt hatte als „Vaju, den Windhauch" *), den der Priester dem Lichtkind Agni zugefächelt hatte! Sie starrte erschrocken auf die „Besessenen", nicht in gläubiger Andacht wie die Gemeinde, sondern voller Entsetzen. Und neben ihr saß Traute, das gute fleißige Mädchen, mit ihrem hellen Haar und den Augen, blau wie ein Berg-

*) Im NT je nachdem übersetzt mit Wind, Gespenst, Geist, (z.B. Joh. 3,8) – Saladin, „Jehovas gesammelte Werke", Seite 19.

see des Nordens, dieses Nordlandes, aus dem einst die Lichtreligion gekommen war in kosmischer Erhabenheit!

Hier saß - Jahrtausende danach - ein junger Mensch, der noch aussah, als sei seine Heimat das Land der Fjorde und Gletscher und der Mitternachtssonne, und sah gläubig und andächtig auf diese armen Besessenen, als warte er auf eine Offenbarung. Was für eine Welt, was für ein Niedergang! dachte sie erschüttert und fühlte überwältigend die Enttäuschung dieser Stunde und die große Einsamkeit ihres Herzens.

Auf dem Nachhauseweg war sie still und nachdenklich, aber Traute sprach lebhaft und ging hochbeglückt von dem Erlebnis der sichtbaren Ausgießung des Heiligen Geistes neben ihr, und Ilse störte sie nicht; sie dachte an die „trennenden Ebenen", die bedingt sind durch die verschiedene Entwicklung der Menschen; es wäre ihr wie Mord vorgekommen, dies gute Mädchen aus seiner Welt der Geborgenheit zu reißen. Sie bedankte sich am Abend herzlich für die große Gastfreundschaft der Familie und ging ins Heim zurück und in ihr leeres „Blaues Wunder"; denn die Dichterin war nicht da.

Lange saß sie noch am Fenster des Mansardenzimmers, schaute den Mond und die Sterne an, dachte an die alten Lieder des Matthias Claudius, an dessen Grab sie oft gestanden hatte, und an seine „Sternseherin Lise":

„Ich sehe oft um Mitternacht,
wenn ich mein Werk getan
und niemand mehr im Hause wacht,
die Stern' am Himmel an.

Sie gehn da, hin und her zerstreut
als Lämmer auf der Flur;
in Rudeln auch und aufgereiht
wie Perlen an der Schnur.

Und funkeln alle weit und breit
und funkeln rein und schön;
ich seh' die große Herrlichkeit
und kann nicht satt mich sehen ...

Dann saget unterm Himmelszelt
mein Herz mir in der Brust:
„Es gibt was Bessres in der Welt
als all ihr Schmerz und Lust."

Ich werf' mich auf mein Lager hin
und liege lange wach,
und suche es in meinem Sinn;
und sehne mich darnach."

Von Jesus zu Rathenau

Jesus ein Arier? - Der „Rolladen" - Durchkreuzte Pläne - Eine jüdische Familie - Intellektuelle und Börsenjobber - Spinoza - Rathenaus „Dreihundert Männer" - Die unsichtbaren Väter - Hoffnungsvoller Anfang - Auch ein Jakobs-Sohn - Die Sportschule - Jüdischer Rasseinstinkt - „Dünn aber glücklich"

In den Weihnachtsferien, den letzten vor der zweiten Prüfung, war sie mit ihrer Familie einen ganzen Tag lang eingeladen auf einem schönen Pfarrhof an einem großen See. Der Pfarrer war ein Freund der Arztfamilie, die in Ilses Geburtsdorf wohnte und mit dem Vater schon jahrzehntelang Freundschaft hielt. Auch der Arzt und seine Familie waren dazugeladen, und es gab ein allgemeines frohes Begrüßen in dem romantischen Pfarrhaus, das ganz mit Efeu bewachsen war.

Drinnen gab es viele heimelige Stuben mit alten Möbeln und uraltem Geschirr hinter Glas. Da gab es noch eine Tasse, aus der vor über hundert Jahren die Königin Luise getrunken hatte, als sie kurz Rast machen mußte wegen eines Radbruchs; jedes Ding hatte eine kleine Geschichte, die weit zurückging in das Dämmer verklungener großer und schwerer Zeit.

Der Pfarrer war ein sehr kluger aufgeschlossener Mann, er war ein begeisterter Anhänger der neuen „Deutsch-Kirche", die im Kommen war, wie er sagte, und einen Siegeszug antreten würde, wie er glaubte. Jeden Monat einmal fuhr er in die Hauptstadt, dort war ihm eine Kirche

zur Verfügung gestellt worden, in der er predigte im Sinne dieser Glaubensrichtung.

Die „neue Bewegung", wie der Pfarrer sagte, wollte beweisen, daß Jesus kein Jude gewesen sein könne. Er sprach von der „Gemme", die es noch von dem Profil des Heilandes gebe und die einen charakteristisch germanisch-arischen Hoch-Langschädel-Typus zeige. Ilse wußte von dieser Gemme; die Lehrerin, die kein Erzengel werden konnte, hatte von ihr gesprochen, als das Mädchen sie einmal fragte, warum Jesus auf allen Bildern das gleiche schmale Antlitz habe.

„Die Gemme ist zu Jesu Lebzeiten entstanden und noch heute vorhanden, sie befindet sich im Besitz der italienischen Adelsfamilie Cäsarini", sagte die Lehrerin, „man hat sie als Vorbild genommen für Bildnisse und Skulpturen des Heilands." Von germanisch-arischem Hoch-Langschädel hatte sie natürlich nichts gesagt.

Der Pfarrer sprach auch lebhaft von den Forschungen Gustav Kossinnas, des viel bekämpften, noch lebenden Vorgeschichtsforschers, den ihr Vater persönlich kannte und ob seines Wissens hochschätzte. Nach Kossinnas Forschungen waren die Galiläer, die Urbevölkerung Galiläas, aus dem Eiszeitnorden gekommen und nach Süden und Südosten gewandert.

Und nun sprach der Pfarrer von vielem, was ihr schon geläufig war, und versuchte zu beweisen, daß Jesus weder körperlich noch geistig zum Volk der Juden gehört haben könne. Er meinte, daß man zwischen Staats- und Volkszugehörigkeit unterscheiden müsse, daß Jesus wohl zum jüdischen Staat gehörte, aber deshalb nicht auch zum jüdischen Volk zu gehören brauchte. Er lehnte ab die Ansicht des berühmten französischen Professors der vergleichenden Religionsforschung, Albert Réville, der noch 1896/97 in seinem Buch „Jesus de Nazareth" gesagt hatte: „Die Frage,

ob Christus arischer Herkunft sei, ist müßig. Ein Mann gehört der Nation an, in deren Mitte er aufgewachsen ist."

Dem gegenüber stellte der Pastor den großen Chamberlain, der in seinen „Grundlagen" betonte, „daß die Form des Kopfes und die Struktur des Gehirns auf die Form und Struktur der Gedanken von ganz entscheidendem Einfluß" sei.

Der Pfarrer sprach begeistert von dem Erlösungsgedanken, der rein arisch sei, der schon in den deutschen Märchen seit vielen Jahrhunderten oder Jahrtausenden wirke; die Deutsch-Kirche wolle das deutsche Märchen in ihren Glaubensplan einbauen und Jesus und das Neue Testament trennen vom Alten. Darum bringe seine Kirche Neuauflagen von Luthers letzten Schriften heraus, die er ein paar Jahre vor seinem plötzlichen Tode schrieb und in denen er gefordert hatte, das Alte Testament nicht mehr in den Schulen zu lehren. Ein „Schweinebuch" hatte er es gegen Ende seines Lebens in seiner derben Art genannt. Diese drei Abhandlungen waren aus Luthers Gesammelten Werken schon lange verschwunden, sie hatte oft danach gesucht in den Büchereien.

Der Pfarrer sprach voll Begeisterung, er holte den „Chamberlain" aus dem Regal und las ihnen aus dem Kapitel „Die Erscheinung Christi" einige Stellen vor, welche verschiedenen, mehr oder weniger gemischten Völkerschaften damals in Palästina lebten. Und dann las er eine ihm wichtig erscheinende Stelle im Wortlaut vor:

„Nur e i n e Behauptung können wir also auf gesunder historischer Grundlage aufstellen: in jenem ganzen Weltteile gab es eine einzige r e i n e Rasse, eine Rasse, die durch peinliche Vorschriften sich vor jeder Vermengung mit anderen Völkerschaften schützte - die jüdische; daß Jesus Christus ihr n i c h t angehörte, kann als sicher betrachtet werden. Jede weitere Behauptung ist hypothetisch. Dieses Ergebnis, wenngleich rein negativ, ist von großem Werte; es

bedeutet einen wichtigen Beitrag zur richtigen Erkenntnis der Erscheinung Christi."

Er schlug das Buch zu und sah sich in der Runde um: „Dies gilt es nun durchzukämpfen", sagte er, „den arischen Christus!"

Die Unterhaltung wurde nun sehr lebhaft. Auch das Mädchen beteiligte sich daran: „Mir scheint, sie würfeln wie damals die Soldaten unter dem Kreuz um Jesu Rock - sie zerren den Rock hin und her, arisch oder jüdisch, wem gehört der Rock?

Ich denke, daß dies alles ganz unwichtig wird, wenn wir nicht stehenbleiben bei der Erscheinung Jesu, sondern den langen Weg ins Dunkel weiter zurückgehen bis zu den Ursprüngen all der Hunderte von Lichtreligionen.

Dies Dunkel weiter aufzuhellen, wäre eine würdige Aufgabe einer deutschen Kirche: von den verstaubten obersten Regalen der großen Weltbüchereien alles herunterzuholen, was verboten, entstellt, verschwiegen oder vergessen wurde, neu aufzuzeigen die kosmische Wahrheit der Einheit im All! Seit über tausend Jahren will diese Wahrheit die dunkle Decke durchstoßen, alle großen Geister haben dazu helfen wollen, sie sind hängengeblieben in den Dornenhecken wie im Märchen, gefoltert, vergiftet, verbrannt worden, und das Königskind schläft immer noch! Und mit ihm schlafen die Völker!

Wenn Sie schon das Märchen in Ihren Glaubensplan einbauen wollen, dann sprechen Sie bitte zur Jugend auch von der Tragik des stummen Mädchens im deutschen Märchen, dessen Brüder verwandelt werden in Tiere, in Schwäne oder Raben, und die nur erlöst werden können, wenn das Mädchen viele Jahre stumm bleibt in feindlicher Welt, die seinen Tod will; wenn es Brennesseln brechen muß, Schmerzen erleiden, um seinen Brüdern ein neues Gewand zu nähen, also eine neue Form zu geben!

Die stumm gewordene Seele des Volkes, die leidende oder schlafende, gilt es zu wecken! Wenn sie aufhört, leiden zu wollen für Dinge, die sie nicht verbrochen hat, wenn sie aufhört mit dem Schlafen, wenn sie hellwach wird und redet, daß die verzauberten Brüder wieder zu sich selbst finden, zur eigenen Art zurück, ihre eigene Sprache wieder sprechen - was geht uns dann noch ein Christus an, arisch oder jüdisch?

Aufbruch von innen her, das ist das Entscheidende! Quellen sprudeln immer nur aus dem Innern hervor! Die Gründung Ihrer Deutschkirche ist sicher ein zu lobender Versuch, aber ich fürchte, er wird auch nur wie einer der Prinzen sein und in der Dornenhecke steckenbleiben."

Sie schwieg, und auch die anderen saßen stumm. Sie stand auf und gab dem Pastor die Hand. „Ich wünsche Ihnen trotzdem von ganzem Herzen Erfolg", sagte sie leise, ging hinaus und hinunter zum See und sah über das Wasser hin. Hatte sie recht getan, dies alles zu sagen? War sie nicht wieder „aufgestanden", wo sie hätte sitzen bleiben sollen? Sie dachte an ihre Kindheit und hörte wieder Fräulein Spiros schrille Stimme: „Setz dich, Ilse, setz dich! Du mußt es abwarten können! Er wird ganz bestimmt noch geläutert!" Hatte sie das Recht, einem viel älteren, studierten Theologen all dies zu sagen? Noch kürzlich bei Traute hatte sie zu allem geschwiegen nach des Vaters Grundsatz, den er schon vertreten hatte, als sie noch ein Kind war: „Ihr sollt nicht lächerlich machen, was anderen noch heilig ist", und er hatte die Betonung auf das „noch" gelegt. Es war damals um Schwester Lotte gegangen und den Ausspruch ihres Religionslehrers, daß Gott wohl ein gasförmiges Säugetier sein müsse!

Aber mußte man nicht bei dem Gebot der Duldsamkeit einen Unterschied machen zwischen einem gläubigen jungen Menschen, wie es Traute war, den nur Elternhaus und

Religionsunterricht ausgerichtet hatten auf eine bestimmte Glaubenseinstellung - und einem Pastor, der nach einem langen Studium der Wissenschaft eine Glaubenslehre vertrat, die den Anspruch auf Wahrheit erhob und teilweise sogar auf „Alleinseligmachung", und doch sovieles totschwieg oder verdunkelte, was drängend ans helle Licht wollte?

Plötzlich sah sie sich wieder im Kirchenschiff mit dem harten roten Läufer, ein kleines Mädchen, so stand sie vor dem großen gewaltigen Superintendenten und fragte nach Josefs unheilvoller Tätigkeit unter dem ägyptischen Bauernvolk. Sie fühlte noch die Hand auf ihrem Kopf, sie hatte so enge Berührung durch Fremde schon als Kind nicht gern gemocht, und sie hörte wieder seine freundliche Stimme: „Das stimmt nicht, Kind, sonst wüßte ich das, ich habe nie davon gehört!"

All ihre Streitgespräche mit „Gottesgelehrten", wie der Vater sie nannte, fielen ihr wieder ein; wie oft hatten sie ihr nicht antworten können und von den von ihr ins Feld geführten Tatsachen anscheinend nichts gewußt. Aber nie hatten sie dies zugegeben oder gar sich aufgeschlossen gezeigt für das Neue. Es war ihr immer vorgekommen, als ob sie plötzlich einen Rolladen vor Hirn und Augen niederließen, wie bei Geschäftsschluß. Solch einen Rollladen hatte sie als Kind einmal an den Nacken bekommen, als sie versuchte, noch etwas für die gestrenge Mali zu besorgen, und diese sie erst in der letzten Minute losgeschickt hatte. Der plötzliche, unerwartete Schlag hatte lange Zeit rote Striemen auf ihrem Hals hinterlassen, es war ein Schmerz gewesen, wie wenn sie geköpft werden sollte.

Solch ein Rolladen war also eine gefährliche Sache; sollte es nicht auch gefährlich sein können, für einen kleinen Menschen im geistigen Kampf, wenn der Gegner plötzlich einen Rolladen herunterließ? War dieser Rolladen, der einen Menschen erschlagen konnte, nicht dasselbe wie die

Dornenhecke im Märchen? Beide wurden sie zum Verhängnis für die Eilenden, die Stürmenden, die eindringen oder durchdringen wollten!

„Setz dich, Ilse, setz dich! Du mußt es abwarten können!" hatte Fräulein Spiro gesagt. Vielleicht hatte sie recht gehabt? Vielleicht war es auch im geistigen Bereich so wie im körperlichen, daß alles Wachstum nur in Schüben vorankam nach den Naturgesetzen? Daß aber diese immerwährenden vorzeitigen und erfolglosen Anläufe der Eilenden und Stürmenden auch im Naturgesetz vorgesehen waren? Damit der endliche Durchbruch gesichert war? Sie spürte, daß es so und nicht anders sein mußte! Dann hatten also geistige „Rolläden und Dornenhecken" auch ihre Berechtigung, waren eingebaut im großen Plan der Entwicklung als Hindernisse, um die Stürmenden anzuspornen, nicht zu erlahmen, und um ihren Willen zu stählen! Aber es dauerte so lange! „Du mußt es abwarten können", hatte die Lehrerin gesagt, als „Jakobs Läuterung" immer noch nicht eintraf, und sie hatte recht gehabt, in einem viel höheren Sinn, als es ihr wohl bewußt gewesen war! Denn hier wurde nicht in Ellen gemessen, sondern in Sternenweiten, – und „Tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist und wie eine Nachtwache!"

Sie schaute noch immer über den See und war wieder im Gleichgewicht. Sie fühlte, daß sie eingebaut war in ein Großes, als ein winziges Etwas, dessen Kampf aber nur berechtigt war gegenüber den Vertretern jener starken Mächte, die die Unfehlbarkeit gepachtet hatten und sich fühlten als Hüter der „unveränderlichen Heilstatsachen". Als ob nicht alles in Bewegung und Wandlung war in dieser Welt!

Der Vater hatte so recht: diese Art des Kampfes bejahte auch er, mahnte aber immer wieder zur Duldsamkeit auf allen Gebieten, gegenüber dem Einzelnen, auf daß die

Gräben im Volkstum nicht tiefer würden, die jetzt im sozialen, religiösen und politischen Bereich planmäßig aufgerissen wurden, die die Menschen blind machen und schwächen sollten für den einzigen notwendigen Kampf, den Kampf gegen die „Rolläden und Dornenhecken" der großen internationalen Machtblöcke!

Sie schaute ein letztes Mal über den See, dann ging sie langsam den Weg zum Pfarrhaus zurück, noch etwas bedrückt und unsicher, wie sie dem Pastor, der ja auch eine Kämpfernatur war und um Neues rang, gegenübertreten sollte.

Warum mußte sie sich nur soviele Gedanken machen um all diese Glaubensdinge? Das war nun seit ihrer Kindheit so, als sie mit der schönen jungen Tante zu den Kindergräbern mit den Porzellanengeln gegangen war und den „Herrn" nicht begriffen hatte, der ein kleines Kind auf die Erde sandte, gleich wieder fortnahm und dafür noch gelobt werden mußte.

Als sie die große Diele betrat, hörte sie voll Erleichterung, wie drinnen fröhlich gescherzt und gelacht wurde. Und als sie, sich entschuldigend, zu ihrem Platz am Kaffeetisch ging, stellte der Geistliche ihr mit warmem Blick die Tasse der Königin Luise hin, und seine Frau schenkte ihr liebevoll lächelnd ein; ihr fiel ein Stein vom Herzen, sie wurde fröhlich mit den anderen, und noch nach vielen Jahren dachte sie gern und voll Dankbarkeit an diesen Tag bei den wertvollen Menschen in dem alten Pfarrhaus am See.

Es kamen die letzten drei Monate vor der Abschlußprüfung. Sie behielt notgedrungen die Privatstunden bei, so daß sie weiterhin nur abends lernen konnte; es wurde eine harte Zeit, sie hatte sich besondere Arbeitsmethoden ausgedacht, um in kürzester Frist eine große Menge Wissen aufzunehmen und zu behalten.

Als die Prüfung vorbei war, gab es keine Stellen für die

dreizehn Mädchen. Änne war wieder durchgefallen trotz eifriger Schützenhilfe. Gerade an diesen Ostern wurden im ganzen Reich Beamte vorzeitig entlassen, angeblich aus Sparmaßnahmen. Auch an ihrer Schule mußten einige ältere Lehrkräfte gehen, die sich wohl mit der neuen Zeit nicht abfinden konnten.

Sie wäre nun gern auf die Universität gegangen, wie es einige aus der Klasse taten, deren Eltern am Ort wohnten, aber der Vater konnte es geldlich nicht schaffen, er empfand es auch als ungerecht gegen die anderen Töchter.

Einige Mitschülerinnen versuchten, als Hauslehrerinnen unterzukommen, oder sie wechselten in einen anderen Beruf über. Sie selbst war glücklich, als ihr schon vor dem Examen eine Stellung als Gesellschafterin, Reisebegleiterin und Sprachlehrerin für eine siebzehnjährige Griechin aus reichem Reederhaus angeboten wurde. Sie setzte wunschgemäß ihre Bewerbung in Englisch und Französisch auf und wartete auf Nachricht, malte sich schon in glühenden Farben das Leben im Winter in Athen und im Sommer auf einer griechischen Insel aus. Die Frau Professor, mit der sie sich nach der gewonnenen Wette um die „typisch französischen Volkslieder" jetzt gut verstand, holte sie aus ihren Träumen von Akropolis, Olympia und weisser Säulenwelt; sie war in Griechenland groß geworden und erzählte ihr trocken von den Wanzen, die es dort in den Häusern auf den Inseln gab, und die den freien Fall von der Schlafzimmerdecke auf die Betten hinunter besonders liebten.

Es wurde nichts aus ihren Plänen! Noch ehe sie Nachricht hatte, ließ der Direktor sie am Tag nach der Prüfung kommen und bot ihr eine Stelle an als Lehrerin an seiner Schule, an der sie noch bis gestern Schülerin gewesen war und nun durch die Prüfung die Berechtigung erworben hatte, an einem Gymnasium in allen Fächern bis einschließlich zur Untersekunda zu unterrichten.

Sie erbat sich Bedenkzeit und fuhr nach Hause. Nein, sie wollte in die Welt hinaus, nicht schon so spießig und bürgerlich als angehende Beamtin in diesem großen grauen Kasten sitzen, unter einem Kollegium, dessen jüngste Lehrerin noch zehn Jahre, die meisten aber 20 bis 40 Jahre älter waren als sie. O, sie wollte es dem Vater schon klarmachen, und sie war ja auch seit einem halben Jahr mündig!

Zu Hause empfing sie gedrückte Stimmung und ein schwer getroffener Vater, zu tiefst in seiner Ehre und seinem Stolz verletzt. Man hatte ihn abgebaut, zehn Jahre zu früh, wenn auch mit Pension. Man hatte ihm bescheinigt, der tüchtigste Beamte des ganzen Betriebs zu sein - also wohl auch tüchtiger als sein Direktor, der in einer linksgerichteten Partei war und erklärt hatte, nicht mehr mit ihm zusammenarbeiten zu können.

Der Vater gehörte keiner politischen Gruppe an, er war nur ein Deutscher mit gesundem Menschenverstand und ausgeprägtem Rechtsempfinden; er hatte nichts verbrochen. Aber er war sehr beliebt bei all seinen Unterbeamten, die er wie seinesgleichen behandelt hatte und die sich seine Art als Vorbild genommen hatten. Er dachte und handelte immer sozial, hielt aber nicht viel von sozialistischem Denken. Den feinen Unterschied, den er da machte, hatte sie durch seine Lebensführung ganz klar begriffen. Der Direktor hatte diese Art des Vaters schlecht verkraften können. Nun machten die andern das Rennen, die nach 1918 schnell in eine genehme Partei eingetreten waren. -

Es war erschütternd, den Vater leiden zu sehen. Seine Laufbahn, die ihn in zehn Jahren noch höher hätte bringen können, war abgebrochen und erledigt. Er empfand es im Dunkel seiner Enttäuschung als Lichtblick, daß der Tochter in dieser Zeit des Notstandes eine Stellung als Beamtin angeboten wurde und bat sie inständig, dies „sichere

Brot“ anzunehmen, obwohl er selbst gerade eine Probe von der Sicherheit dieses Brotes bekommen hatte! - -

Dahin die Träume von Akropolis und Olympia, von blauem Himmel und märchenhaften Reisen, sogar die Wanzen im freien Fall wären ihr noch sympathisch gewesen! Nun hieß es, ein kleines Grab zu graben für die Träume und „das Land der Griechen nur noch mit der Seele zu suchen“, frei nach Goethe. Sie kehrte bedrückt zurück und „gab ihr Jawort“.

Da eröffnete ihr der Direktor, er würde sie sicherer an der Schule halten können, wenn sie noch zusätzlich eine Ausbildung als Sportlehrerin machen könnte, ein günstiger, nur einjähriger Kursus bei einem berümten Sportlehrer finge gerade an. Das bedeutete soviel Anspannung, daß nicht einmal zum Suchen eines eigenen möblierten Zimmers Zeit blieb. Also wohnte sie weiter im Annaheim, es entsprach auch eher dem winzigen Gehalt, daß sie bekommen würde.

Sie wurde Klassenlehrerin einer Sexta mit - wieder einmal 46 Schülerinnen von 10 und 11 Jahren, einige so groß wie sie selbst, ein paar sogar noch größer. Am zweiten Tag stand eine vor dem Pult, groß und blond, Thorhild hieß sie - die neugebackene Lehrerin hatte noch gar keine Zeit gehabt, eine Liste der Vor- und Familiennamen anzulegen - und bat um zwei Tage Urlaub für die Hochzeit ihrer Schwester. Am fünften Tag stand sie wieder vor dem Pult. „Ich soll Sie fragen, ob Sie Lotte oder Ilse heißen?“ Die Lehrerin gab verwundert Antwort. „Dann sind Sie die Jugendfreundin meines Schwester Lena, die gestern geheiratet hat!“ sagte die Blonde strahlend. „Seit Jahren hat sie nach Ihnen gesucht. Und Sie möchten sie recht bald besuchen!“

So hatte Ilse eine Gefährtin wiedergefunden, die zwar nicht als Kind in ihrer eigenen Klasse gewesen war, aber

mit der sie während der Kriegsjahre eine gute Freundschaft verbunden hatte, vermittelt durch Schwester Lotte. Sie hatten sich nicht oft sehen können, aber immer gut verstanden.

Lotte und die vier Jahre jüngere Lena hatten sich kennengelernt auf dem kleinen Dampfer, der sie nach der großen Stadt brachte, in der sie verschiedene Schulen besuchten. Es war Kriegszeit und das Schiff immer überfüllt mit Menschen, Milchkannen, Körben mit Butter und Obst und Fischen, die zum Markt gebracht wurden, aber harten Prüf- und Abgabebestimmungen unterstanden. Überall standen kleine Karren im Wege, und die angebundenen Ziehhunde bellten oder heulten auf, wenn plötzlich ein Brecher auf das Deck klatschte.

Lotte mußte sich schon um 1/2 5 Uhr morgens auf den Weg machen, der eine halbe Stunde lang über einen Deich führte, mitten durchs Marschland hindurch, an einer Seite Schienen mit leeren Güterwagen. Eine Viertelstunde ging sie dann noch durch das Reihendorf bis zur Anlegestelle.

Lena hatte auch bis dahin einen weiten Weg durch ihr langes Marschendorf. Dreiviertel des Tages ging beiden verloren, und die wenige übriggebliebene Zeit mußten Schularbeiten gemacht werden. So vermißte Lena sehr eine Freundin, und Lotte versprach, mit ihrer jüngsten Schwester zu sprechen. Die zog ein langes Gesicht, als sie den Namen Lena Jakobssohn hörte. „Ausgerechnet", sagte sie trocken und dachte an Fräulein Spiros Jakob, auf dessen Läuterung sie vergeblich gewartet hatte. „Sie ist sehr nett", meinte die Schwester. Ilse erwiderte, sie habe doch genug Freundinnen, für die sie schon zu wenig Zeit habe wegen der vielen Nachhilfestunden bei den schwerfälligen Kindern des Milch- und Gemüsehändlers. Aber Lotte brachte sie eines Tages doch mit zur Schwester, und es entstand eine gute Freundschaft.

Lenas Vater war jüdischer Abstammung, aber schon sein Vater hatte sich evangelisch taufen lassen, er selbst war auch evangelisch; er war ein stattlicher Mann mit blonden Haaren, Lenas Mutter war Nordfriesin. Ilse hatte die beiden nur kurz kennengelernt, als sie die Tochter einmal abends bei ihr abgeholt hatten. Lena selber war dunkelhaarig, hatte braune Augen und war ein lebhaftes, fröhliches und sehr intelligentes Mädchen.

Nach dem Krieg mußten die beiden Freundinnen ihren Wohnort verlassen und verloren sich aus den Augen in den unruhigen Zeiten der Inflation, der Streiks, der Krawalle und politischen Putschversuche. Und nun hatten sie sich wiedergefunden, und es gab ein großes freudiges Begrüßen. Lena hatte inzwischen eine zweite Mutter bekommen; ihre rechte Mutter war nach der Scheidung in ihre Heimat zurückgekehrt und hatte auf einen nordfriesischen Bauernhof am Meer geheiratet. Die beiden Freundinnen schmiedeten gleich Pläne, sie einmal zu besuchen.

Lena war glücklich mit ihrem zehn Jahren älteren, gut aussehenden Mann; er entstammte einer Bauern- und Handwerkerfamilie, die seit Generationen in einem kleinen Ort am großen Fluß wohnte und deren letzter Sproß sein beachtliches künstlerischen Talent in dem ererbten Betrieb einsetzte. Sie erzählte von ihren drei Brüdern und Schwester Thorhild, auch von den vier Halbgeschwistern, die sie inzwischen bekommen hatte und mit denen sie sich gut verstand.

An Lenas Geburtstag war auch Ilse geladen, und sie lernte nun die ganze Familie näher kennen, auch die schlanke und aparte junge Stiefmutter. Oft sahen sie sich nun alle in den nächsten Jahren, bei Lena oder auf der schönen Marscheninsel, die dem Vater gehörte. Er war stolz auf seine große Familie, für die er unentwegt hart arbeitete, und in der es immer liebevoll zuging.

Er hatte sich inzwischen selbstständig gemacht und ein Vermögen erworben. So konnte er seinen Traum vom eigenen Grund und Boden, von Acker und Pferden wahrmachen. Ilse fand dies besonders sympathisch an ihm; er hatte gar nichts von jenen jüdischen Intellektuellen, die die Großstädte und den Asphalt liebten und die in diesem Jahr in den literarischen Cafés das große Wort führten, wie sie es bei Verwandtenbesuchen in Berlin erlebt hatte.

Er redet nicht viel, war eher ein stiller, bäuerlicher Mensch, aber was er sagte, war immer treffend. Mit ihr unterhielt er sich gern, und sie selbst hatte auch Freude daran. So saßen sie oft in einer stillen Ecke zusammen und sprachen „über Gott und die Welt", wie der Volksmund so treffend sagt.

Sie konnte mit ihm über alle Themen sprechen, die ihr am Herzen lagen, auch über den für den deutschen Menschen besorgniserregenden, zunehmenden Einfluß des Ostjudentums auf allen Gebieten des Lebens.

Auch er verabscheute das gewissenlose Treiben der Börsenjobber, die mühelos und betrügerisch zu Geld kommen wollten; er hatte sich vom Handwerker hochgearbeitet zu seiner jetzigen geachteten Stellung. Er lehnte auch die Mode seiner Stammesgenossen ab, sich ihrer jüdischen Familiennamen zu entledigen, und erwähnte zornig den berühmten Zeitungsmann Maximilian Harden, der ursprünglich Isidor Witkowski hieß, und dessen 1923 eingegangene Zeitschrift „Die Zukunft" er nicht hatte leiden mögen.

Bei dem Thema Antisemitismus-Semitismus teilte er zu ihrer Freude die Ansicht des Vaters. Ohne vorhandenen Semitismus könne es auch keinen Antisemitismus geben. Aber das Wort Antisemitismus sei falsch gewählt. Im Grunde müsse es Antijudaismus heißen. Und dieser bräche überall da auf, wo sich die Juden für auserwählt vor allen andern Völkern hielten. Dies sei eine natürliche Reaktion.

Lenas Vater war ein Anhänger Baruch Spinozas, des großen jüdischen Philosophen des 17. Jahrhunderts, der in seinem Werk den Dualismus, die Lehre von der Zweigeteiltheit der Welt in körperliche und geistige Substanz, zu überwinden suchte: er lehrte eine „einheitliche, göttliche Allwirklichkeit in allen Dingen; alles Geschehen ist streng kausal, ursächlich bestimmt; der Geist des Menschen kann sein Leben vernünftig gestalten, wenn er die einheitliche Gesetzlichkeit alles Seins einsieht". Spinoza übte scharfe Kritik an den Offenbarungsreligionen, auch am politischen Absolutismus, und seine Ideen hatten zu seiner Zeit den Gedanken der Toleranz - der Duldsamkeit - und des Naturrechtes stark gefördert.

Seine Philosophie war in der Oberprima besprochen worden, und schon damals hatte Ilse sich empört, daß die portugiesisch-jüdische Gemeinde in Amsterdam ihn in den Bann getan hatte. Nun freute sie sich sehr, daß Lenas Vater ein Anhänger Spinozas war, das brachte ihn ihr noch näher, und ihre Gespräche in Lenas Haus oder auf seiner schönen stillen Insel erweiterten und vertieften sich zugleich.

Eines Tages kamen sie im Zusammenhang mit Gesprächen über Spinoza auch auf Walther Rathenau, den letzten Außenminister Deutschlands und klugen jüdischen Schriftsteller, zu sprechen, der vor zwei Jahren, im Juni 1922 ermordet worden war. Ihr war inzwischen eingefallen, was Rathenau über Spinoza gesagt hatte in seinem berühmt gewordenen persönlichen Brief vom 29. 11. 1919 an seinen Freund Leutnant Hanns Breisig. (Walter Rathenau, Briefe Neue Folge, 1928 Carl Reissner Verlag Dresden, S. 201) Der Brief war damals durch einen Teil der Presse gegangen, sie wußte die betreffende Stelle darin auswendig. Rathenau hatte geschrieben:

„Sie lieben das alte Testament und hassen, nein, miß-

billigen uns Juden? Sie haben recht, denn wir haben unsere Sendung noch nicht erfüllt. Wissen Sie, wozu wir in die Welt gekommen sind? Um jedes Menschenantlitz vor den Sinai zu rufen. Sie wollen nicht hin? Wenn ich Sie nicht rufe, wird Marx Sie rufen, wenn Marx Sie nicht ruft, wird Spinoza Sie rufen, wenn Spinoza Sie nicht ruft, wird Christus Sie rufen!"

Sie sprachen darüber. Lenas Vater meinte, daß Rathenau nur gemeint haben könne, daß diese drei Ideologien von drei großen Juden geschaffen wurden und daß die Menschen, die diese Ideologien bejahten und für sie kämpften, also die Arbeiterklasse, die liberale Schicht der Intellektuellen und die gesamte Christenheit, dadurch dem „Sinai", bildlich gesehen, näherkämen.

Sie aber sah in dem Ausspruch: „einst alle Völker vor den Sinai zu rufen", ein Programm, das eine Bedrohung der Eigenart dieser Völker in sich schloß und zugleich einen Herrschaftsanspruch des Judentums. Sie fragte ihn auch nach dem Zionistenkongreß am Ausgang des letzten Jahrhunderts, dessen nach 1919 veröffentliche Geheimsitzungen viel Staub aufwirbelten und ein Programm darstellten, von dem schon vieles eingetroffen war - ein Engländer hatte es zuerst übersetzt, auch in Deutschland war es gedruckt worden, aber schnell wieder verschwunden. Lenas Vater wußte davon.

Zu ihrem nächsten Besuch brachte sie Rathenaus „Kritik der dreifachen Revolution" mit, die 1919 herausgekommen war, und las ihm einige in die Zukunft weisende Stellen daraus vor:

„Prometheus Deutschland! Auch wenn Du niemals wieder von Deinem Felsen Dich entkettest, wenn Dein dem Gotte verschuldetes Blut in Schmach und Schmerzen über die Erde strömt, leide, leide den großen Segen, der den

Wenigen, den Starken erteilt wird. Ringe nicht mehr um Glück, denn Dir ist anderes beschieden. Nicht Rache, nicht Einrichtungen, nicht Macht und nicht Wohlstand kaufen Dich los. Sei, was Du warst, was Du sein sollst, was zu sein Du niemals vergessen durftest. Sei gehaßt und hasse nicht, sei verhöhnt und verteidige Dich nicht.

Simson Deutschland! Dein Auge ist blind. Deine Stirn ist kahl. Wende Deinen Blick in Dich, wende Deine titanische Kraft gegen Dich selbst. Du wirst die Säulen der Erde nicht zerbrechen, das Gericht ist nicht Dein. Drehe die Mühle der Philister und singe das Lied Gottes.

Ahasver Deutschland! Du hast nicht Macht zu sterben. Deutsche Füße werden über die Erde ziehen und Heimat suchen. Du wirst ein bitteres Brot essen, und Deine Heimat wird nicht Deine Heimat sein. Von fremden Türen werden sie Dich jagen wegen des Abglanzes in Deinem müden Auge.

O Du Deutschland! Geliebt in Deinem törichten Wahn, zehnfach geliebt in Deinem gottvergessenen Irren und Laster, zehntausendfach geliebt in Deinem schmachvollen Leiden, was weißt Du von Deinem Schicksal? Was weißt Du davon, daß Du um des Geistes willen da bist, um Deines Geistes willen, den Du nicht kennst, den Du vergessen hast, den Du verleugnest? Wehe Dir! Um seinetwillen darfst Du nicht sterben und nicht ruhen. Du bist verhaftet und verfallen, und wenn die Hände der Menschen Dich loslassen, so fällst Du in die Hände Gottes!"

Sie hatte geendet und atmete tief. Lenas Vater hatte die Hände auf die Kniee gestützt und sah vor sich hin. „Dies ist uns zugedacht", sagte das Mädchen, „und Rathenau hat es gewußt. Schon während des Krieges hat er einmal gesagt: ‚Die Weltgeschichte würde ihren Sinn verlieren, wenn der Kaiser mit seinen Paladinen auf weißen Rossen als Sieger durch das Brandenburger Tor reitet!'

Das sagte ein Mann, der im Kriege Leiter der Rohstoffabteilung war und von dem die Versorgung des Volkes mit Lebensmitteln abhing. Und ein anderes Mal hat er gesprochen von den „dreihundert Männern, die die Welt regieren, dreihundert Männer, von denen jeder jeden kennt!*)

Nur die Völker und vielleicht auch ihre Regierungen kennen diese Dreihundert nicht, es müssen sehr weise Männer alter Kultur sein, die hoch stehen über den kleinen Eitelkeiten des Lebens, denen nichts daran liegt, daß man ihren Namen kennt, wenn sie nur wissen, die Macht ist in ihren Händen! Sie kommen, wie die Engländer in Indien durch die Hintertür des Palastes kommen, in dem der Maharadscha als sichtbarer Herrscher thront, und das ahnungslose Volk hält ihn auch dafür.

Die Dreihundert halten Könige und Kronen an unsichtbaren Fäden, sie helfen ihnen mit Rat und mit Geld und lassen sie fallen, wenn sie unbotmäßig werden. Sie schrekken nicht davor zurück, in ihren eigenen Reihen zu strafen, wenn sie es um der großen Idee willen für nötig halten, eben dieser Idee, einst alle Völker vor den Sinai zu rufen. Zwei nationale Terroristen, so werden sie genannt, haben Rathenau erschossen und wurden dann selber zu Tode gehetzt. Aber der Tod Rathenaus war sicherlich diesen dreihundert Männern sehr willkommen, zu denen er vielleicht selbst gehört hatte, und seine Mutter muß dies gewußt haben. Wir haben ja selber die erschütternde Versöhnung der Mutter des Ermordeten und der Mutter des Mörders erlebt. Was für eine entsetzlich hintergründige Welt!“ sagte das Mädchen. Ihr Gesicht drückte Verzweiflung aus.

„Nur unsern Geist will man haben zum Ausbeuten!“ fuhr sie fort. „Unsere Ideen, unsere Erfindungen, die ganze

---

*) W. Rathenau in der „Wiener Neuen Freien Presse“ am 25. 12. 09

schöpferische Kraft unserer Volkssubstanz. Ohne Bezahlung natürlich, und wir sind so dumm und fühlen uns geschmeichelt als Retter der Menschheit. Das Germanin haben Deutsche erfunden und umsonst zur Bekämpfung der Schlafkrankheit in den afrikanischen Kolonien hingegeben, aber weiterhin gelten wir als unwürdig, Kolonien zu verwalten. Dabei haben wir sie nie ausgeraubt, sondern wirklich verwaltet und die Eingeborenen gefördert; noch immer denken sie dort voll Dankbarkeit und wünschen wieder deutsche Verwaltung.

Er war ein kluger, weit voraussehender, wissender Mann, der Minister Rathenau, und seine seherischen Worte werden eintreffen für Deutschland:

‚Du wirst die Säulen der Erde nicht zerbrechen, das Gericht ist nicht Dein! Drehe die Mühle der Philister und singe das Lied Gottes!' - Dieser Gott aber ist s e i n Gott, der Gott der Thora, des Moses! Und das Lied seines Gottes sollen wir singen, wenn wir vor den Sinai gerufen werden! Er hat den Schleier gelüftet von einem verhüllten Bildnis!"

Sie schwieg. - Lenas Vater hob den Kopf und sah sie an. „Er hat zuviel geplaudert", sagte er hart. Und sein sonst so gütiges Gesicht wirkte streng. Sie erschrak und dachte: „So steht auch er noch unter dem Gesetz, trotz allem, trotz der Taufe"! Es überkam sie eine Ahnung von der Größe dieses Gesetzes und seiner Unerbittlichkeit zum Wohle des Volkes, und einen Herzschlag lang dachte sie, mit gleichzeitigem Erschrecken: wenn du nicht Deutsche wärest, möchtest du Jüdin sein! Dies kleine Volk hatte etwas, was allen anderen Völkern fehlte: es hatte einen Gott und einen Glauben, der sozusagen maßgeschneidert war, allein nur für seine Art. Und es hatte ein Ziel, dem seine Führung seit bald dreitausend Jahren still, unauffällig und hartnäckig zustrebte! Dies Ziel war das „Tausend-

jährige Reich des Friedens", das „Jehova Gott" noch in diesem Jahrhundert aufrichten würde. Schon verkündeten dies die ahnungslosen Ernsten Bibelforscher, die jetzt wieder von Tür zu Tür gingen, und deren Erklärungen sie aufmerksam gelauscht und die sie sehr gut behalten hatte. Danach war 1914 das Jahr gewesen, von wo ab seine irdische Herrschaft aufgerichtet würde und deren Krönung Harmagedon, die furchtbare Endschlacht, sein sollte. Sie fragte Vater nach den Bibelforschern, aber er hatte noch nie mit einem von diesen Menschen gesprochen, die wie durchleuchtet von ihrer Verkündigung waren. Er hielt die Sekte für eine harmlose, wie es ja soviele gab.

Was die dreihundert Männer betraf und die seherischen Weissagungen Walther Rathenaus, so sprach er aus, was sie soeben und auch schon früher gedacht hatte. Er redete beruhigend zu dem erregten Mädchen, seine Stimme war warm und seine Worte ehrlich, das fühlte sie:

„Du mußt dir das so vorstellen, Ilse", sagte er, „so wie ihr eine Regierung habt, die dem deutschen Volk auch nicht alles sagt, was sie, wohl zu seinem Besten, für die Zukunft plant, so mußt du dir vorstellen, haben wir, obwohl wir über die ganze Welt verstreut sind, auch eine Regierung, die eben eine Weltregierung ist, und diese wird auch für unser Volk Dinge planen zu unserem Besten, von denen wir nicht alles wissen. Nur wir sind sicher, wir können uns geborgen fühlen im Schutz dieser Regierenden, die für uns wie unsichtbare Väter sind."

„Und wir können uns nicht geborgen fühlen", sagte die junge Lehrerin bitter und fuhr fort: „Darin sind sich die Engländer und das auserwählte Volk gleich: right or wrong, my country! Darum verstehen sie sich auch so gut, zumal ja die Britische Krone ihren Stammbaum bis auf David zurückzuführen glaubt. Aber die Engländer haben gern die jüdischen Millionen von Amerika genom-

men, damals, 1917, um den Krieg gegen uns fortzusetzen, aber ihr Versprechen, dem jüdischen Volk die verlorene Heimat wiederzugeben, erfüllen sie nicht! Wenn aber alle Völker das Land zurückbekommen sollten, das sie vor zweitausend Jahren innehatten, so würde das Unruhe und Kriege auslösen in unvorstellbarem Maße, und die Welt käme nie zur Ruhe!"

„Du hast recht", sagte Lenas Vater, „Lüge, Verrat und Unduldsamkeit schaffen immer neues Leid in der Welt, wir können nichts tun, als aufgerissene, trennende Gräben immer wieder zuzuschütten. Sieh, wir beide tun es schon, und das ist im kleinen ein guter, hoffnungsvoller Anfang!"

Er gab ihr fest die Hand, und sie gingen durch das schöne Haus in den Garten, wo die vier blonden Kleinen mit Lena und Thorhild spielten und seine Frau ihm liebevoll lächelnd zunickte, als er mit dem Gast daherkam. Sie wanderten über die Wiesen, überquerten einige Brückenbohlen über sumpfige Gräben, an deren Rändern Sumpfdotterblumen golden leuchteten, und standen dann am Strom, der im Glanz der untergehenden Sonne lag und dessen Breite das Meer ahnen ließ. - - -

Es war Sommer geworden, da mußte sie eines Tages wieder hinüberfahren zu der Insel. Diesmal hatte sie keine Freude an der Fahrt über den breiten Strom und auch keine Freude auf das Wiedersehen mit der Jakobssohn-Familie. Sie kam in einem ihr peinlichen Auftrag, der ihrem Stolz gar nicht recht war. Ihre Schule wollte als erste ein Landheim im Gebirge kaufen, das war ein bahnbrechender Gedanke des Direktors, und alle „kapitalkräftigen Eltern" sollten von den einzelnen Klassenlehrern besucht werden.

Wer diese Listen aufgestellt hatte, war ein Geheimnis, sie wurden den Lehrkräften überreicht, und die neue Lehrerin fand in der ihren auch den Namen Jakobssohn.

Der Gedanke war ihr schrecklich, bei Menschen zu betteln, an die sie eine innere Bindung hatte. Aber es mußte sein. Als sie ihren Besuch drüben angekündigt hatte, ohne den richtigen Grund anzugeben, war sie gleich erfreut für das Wochenende eingeladen worden, und am Sonnabend nachmittag holten die Mutter, Thorhild und die vier Kleinen sie an der Anlegebrücke ab. Es gab viel zu erzählen, und beim fröhlichen Geplauder merkte niemand, daß sie viel stiller war als sonst. Lena war bei ihrem Mann geblieben, sie erwartete ihr erstes Kind, und die Dampferfahrt bekam ihr nicht gut.

Nach dem Abendbrot saßen das Ehepaar und Ilse noch gemütlich beisammen. Die sonst nicht feige Lehrerin nahm mehrmals einen Anlauf zu ihrer Bitte; es gelang ihr nicht.

Lenas Vater sah sie hin und wieder forschend an, dann fragte er so nebenbei, wie weit denn die Pläne für das Landheim gediehen seien. Sie faßte sich ein Herz, und nun stürzten ihr die Worte heraus, wie schrecklich es ihr sei, daß sie im Auftrag des Direktors um eine Spende bitten sollte. Sie verschwieg aber, daß sie böse war über die Schulleitung und den jüdischen Vorsitzenden des Landheimverbandes: hätten die nicht von sich aus ein Bittschreiben an die reichen Eltern richten können? Aber nein, psychologisch war das fein ausgedacht: einem Klassenlehrer persönlich konnten die Eltern wohl schlecht etwas abschlagen und ihm auch nicht zu wenig in die Hand drücken! Sie war froh, daß Thorhild eine gute Schülerin war. Wie mancher Vater, der ein mit Fünfen gesegnetes Kind sein eigen nannte, würde wohl weit über seine Verhältnisse geben!

Sie erzählte, daß alle Lehrer in diesen Wochen jeden Nachmittag auf den Beinen sein müßten, um Geld zu erbitten, und daß manche Ehrgeizlinge sich überboten, um das meiste zu haben. Wohl ging es um eine gute Sache,

aber sie fand nicht, daß das Jesuitenwort vom Zweck, der die Mittel heiligt, in diesem Fall berechtigt war.

Herr Jakobssohn hörte aufmerksam zu, als sie sprach, sie sah nicht den leisen Schalk in seinen Augen, seine Stimme klang gleichmütig: „Nun da wünsche ich dir, das du recht viel zusammenbekommst!" Damit war dieses Thema für ihn erledigt, und er sprach von anderen Dingen.

Nachts lag sie lange schlaflos im Gästezimmer und schämte sich sehr, daß sie gezwungen worden war, um Geld zu betteln. Ob er ihr etwas mitgeben würde?

Am nächsten Morgen war alles wie sonst, wenn sie drüben war; sie spielte mit den Kindern, sie tobten gemeinsam über die Wiesen, sie brachte ihnen neue Turnspiele bei, die sie gerade im Kursus gelernt hatte, und dachte doch immerfort an ihren peinlichen Auftrag.

Den Hausherrn sah sie heute nur bei den Mahlzeiten, er war freundlich wie immer, scherzte mit den Kindern und merkte wohl nichts von der Unruhe, die in ihr war.

Die Zeiger der Uhr auf der großen Diele mit den geschnitzten Bauernmöbeln rückte weiter und weiter vor; bald mußte sie fort. Lenas Vater war nirgends zu sehen. Sie half noch, die Kinder ins Bett zu bringen, verabschiedete sich schon in den Schlafzimmern von der Mutter und ging hinunter, wo Thornhild schon wartete, um sie ans Schiff zu bringen. „Einen Augenblick", sagte sie mit gepreßter Stimme, „ich will mich noch von deinem Vater verabschieden."

Sie klopfte an die Tür zum Arbeitszimmer und ging hinein. Er saß vor dem großen Schreibtisch. Sie hätte ihn um ihr Leben nicht erinnern mögen an die „Spende". So sah sie ihn nur stumm und erwartungsvoll an. Er lächelte leise und gab ihr einen großen verschlossenen Briefumschlag, an den Direktor adressiert. Was mochte darin stehen? Sie bedankte sich, etwas unsicher und ent-

täuscht, und ging mit Thorhild zur Anlegestelle, innerlich hin- und hergerissen. Auf dem Schiff zog sie den weißen Umschlag hervor und wog ihn in der Hand. Er war sehr leicht. Geld schien nicht darin zu sein.

Am nächsten Morgen stand sie in der Pause im Arbeitszimmer des Direktors und gab ihm den Brief. Er öffnete ihn, sie sah, daß ein Scheck darin lag. Er starrte darauf, dann wandte er sich ihr zu: „Sie haben den Vogel abgeschossen, kleines Mädchen, wie haben Sie das nur geschafft? Das ist ein Scheck über fünftausend Mark! Wir haben bisher immer nur Summen von zehn bis fünfzig Mark erhalten! Herzlichen Glückwunsch! Wir sind damit dem Kauf ganz nahe gerückt!"

Sie ging glücklich und froh hinaus und mußte plötzlich an den Josef Jakobssohn ihrer Kindheit denken, den sie mit Recht nicht hatte leiden können. Und dies hier war - wohl dreitausend Jahre später - auch ein Jakobssohn! Aber keiner, der wie Josef zuerst an sich dachte, einen Becher in einen Sack schmuggelte, das ägyptische Volk von seinem ererbten Boden trieb, sondern ein Jakobssohn, der half, daß Großstadtkinder in der Natur gesunden konnten. - - Sie hatte das Gefühl, als ob sie nun Frieden schließen konnte mit allem, was Jakob hieß.

Als sie bald darauf wieder drüben eingeladen war und sich nochmals herzlich bedankte - die Schule hatte schon ein Dankschreiben geschickt - sagte Lenas Vater:

„Eigentlich habe ich das Geld deinetwegen gegeben. Ich habe es wohl gemerkt, wie bedrückend dieser Auftrag für dich war, darum bitten zu müssen. Und dies war mir ein seltenes Erlebnis, daß jemand dazu zu stolz ist und sich dann doch um der guten Idee willen überwindet. Viele Menschen betteln ganz ohne Scham nur für sich selbst, und immer nur ums Geld, das sie mühelos haben möchten und das der andere hart verdienen mußte. Du hast nur

einmal gebeten und dann nicht wieder. Ich wartete immer, ob du mich nochmals erinnern würdest. Du tatest es nicht. Daran konnte ich sehen, wie groß dein Stolz war, und zugleich, wie groß dein Vertrauen zu mir. Das wollte ich gern wissen, darum ging ich dir aus dem Wege. Es tat mir leid, daß du keinen schönen Sonntag hattest und keine gute Heimfahrt mit dem verschlossenen geheimnisvollen Briefumschlag. Nun ist alles überstanden. Und ich danke dir auch!"

Die Sonntage auf der Insel und die Sonntage bei Lena waren in diesem Jahr die einzige Erholung für sie. Es war ein schlimmes Jahr der Arbeit und Anstrengung. Morgens die Schule bis 1 oder 2 Uhr, dann half sie noch der einzigen Sekretärin bei Schreibarbeiten, weil diese wegen Vorbereitung eines Schuljubiläums die Arbeit nicht allein schaffen konnte. Der Vater hatte gemeint, so könnte sie ihre Dankbarkeit abtragen, daß sie als einzige eine Anstellung erhalten hatte. Sie war allerdings der Meinung, daß sie die Stellung bekommen hatte wegen ihrer guten Abschlußprüfung und wegen ihres persönlichen Mutes; „sie hat sich die Butter nicht vom Brot nehmen lassen", wie die Mitschülerinnen gesagt hatten, in dieser Zeit, wo Butter Fehlanzeige war, und wo Kunsthonig und Kriegsmus noch immer den Belag der kargen Brotschnitten bildeten.

Oft konnte sie erst um 3 Uhr das warmgehaltene Essen aus dem Herd holen, die munteren Kakerlaken allerdings hatten durch die nun wieder vorhandenen Vertilgungsmittel das Zeitliche gesegnet.

Nach dem Essen stieg sie die vielen Treppen hinauf, sie wohnte jetzt wieder im Paradies, legte sich 5 Minuten vor 1/2 4 Uhr ins Bett, bat eine anwesende Pensionärin oder eine von nebenan, sie in 5 Minuten zu wecken und schlief diese fünf Minuten - manchmal waren es nur drei - traumlos und tief. Dann ein Fußweg von 20 Minuten

durch die lauten, verkehrsreichen Straßen der Stadt, ohne Baumgrün und mit viel Geklingel der elektrischen Bahnen, bis hin zu dem Gymnasium, das in kleiner, stiller und grüner Oase lag. Um 4 Uhr standen die künftigen Sportlehrerinnen, zwölf an der Zahl in ihren schwarzen Trikots vor dem Sportlehrer, der schon alt an Jahren, aber jung in den Methoden war. Es folgten 2 1/2 bis 3 Stunden Turnen und Spielen, immer an 3 bis 4 Geräten zu gleicher Zeit, so daß man alle 1 bis 2 Minuten „drankam".

Später ging es hinauf ins Klassenzimmer der nachmittags und abends menschenleeren Schule, und dann wurde bis 1/2 10 Uhr Turn- und Sportgeschichte, Gerätebau, Psychologie und Pädagogik, Erste Hilfe und der Bau des menschlichen Körpers gelehrt und besprochen. Sämtliche Muskeln waren auswendig zu lernen, ihr Sitz war genau zu bestimmen, und die angehenden Sportlehrerinnen, obwohl alle um die 20 Jahre alt, hatten Spaß an dem „Glutäus maximus", dem großen Gesäßmuskel, der ihnen in der ersten Zeit oft so weh tat, daß sie kaum sitzen konnten. Seine „Glut" erinnerte sie unentwegt daran, daß sie ihn tatsächlich im wahrsten Sinne des Wortes „besaßen".

In den ersten Tagen und Wochen klagten alle über die furchtbaren Turnschmerzen. Ilse harfte sich die ersten Tage stöhnend die drei Treppen im Heim hoch und rutschte von oben auf dem Geländer abwärts bis auf die Diele hinunter zur Freude der Hausbewohner; denn hinuntergehen war weitaus schmerzhafter als hinauf.

Bald hatte sie kein Gramm Fett mehr am Leibe, es war ohnehin kaum was dran gewesen an ihr, auch Träume von zarter Liebe und jungen Männern waren bei allen verflogen, sie hatten sich alle Gefühle zur eigenen Verwunderung „abgeturnt". „Rührt mich gar nicht", dachte auch Ilse oft unbeeindruckt, wenn ein junger Mann sie in der Straßenbahn oder im Zug anstarrte - sie hatte angeblich schöne

Augen und schöne Hände - , „rührt mich gar nicht!"

Abends um 1/2 10 zogen sie müde nach Hause und verschlangen vorher noch in der kleinen Milchbar am Bahnhof große Mengen von Schlagsahnekuchen. Sahne sollte zur Muskelbildung helfen, wie eine von ihnen gehört hatte.

Wenn sie dann todmüde im Paradies ankam, schliefen die anderen schon. Sie zündete die kleine Petroleumlampe vom Vater an, damit die andern nicht gestört wurden durch den Lichtschein, und dann bereitete sie, leise vor sich hinmurmelnd, den morgigen Unterricht vor. Neben ihr auf dem großen Tisch stand eine Blechwaschschüssel voll Wasser bereit, und wenn sie zu müde wurde, steckte sie den Kopf in das kalte Wasser, das ihr nun wirklich zum „gnadenreich Wasser des Lebens" wurde, wie sie es in der Konfirmandenstunde gelernt hatte; denn sie war danach wieder lebendig genug für eine weitere halbe Stunde Arbeit.

Sonntags verlor sie oft den ganzen Tag, weil sie hinaus fahren mußte in das Grün der Vororte, wo sie Pilze sammelte oder Pflanzen, um für den Biologieunterricht Anschauungsmaterial zu haben. Denn auf das Versprechen der Schülerinnen, selbst etwas mitzubringen, konnte man sich in der Großstadt nicht verlassen; es war laufend möglich, daß der Direktor die „wissenschaftliche Hilfslehrerin" plötzlich und unvorhergesehen im Unterricht kontrollierte, weil er einen Bericht über sie für die Behörde machen mußte.

Einmal erleichterte sie mit schlechtem Gewissen die Mauer der kleinen Anstaltskirche etwas von ihrem blühenden Efeu, und die Kletterpartie im schon nächtlichen Dunkel gelang glänzend und unbemerkt dank ihrer geübten Muskeln und Sehnen und ihres leichten Gewichts. Die Biologiestunde geriet mit diesem Diebesefeu besonders. Sie freute sich zu lesen, daß der Efeu einst dem Sonnengott

Osiris geweiht war, dem Sohn der Isis in Ägypten, der eines der Hunderte von Lichtkindern war, mit denen sie sich beschäftigt hatte. Sie vergaß nicht, der Dichterin Elfriede ein paar Blätter in einem kurzen Brief zu schicken, sie sollte wissen, daß bei den alten Griechen der Efeu ein Symbol des Dichters war. Und sie wunderte sich nicht, daß die ersten Christen das grüne Gewächs als Symbol des ewigen Lebens übernommen hatten. Wieder einmal war etwas „übernommen" worden durch diese Lehre, und dabei suchte sie nun seit Jahren nach etwas, was Eigenschöpfung des Christentums war!

Die wenigen freien Sonntage auf der Insel oder bei Lena waren wirklich Erholung und brachten Ruhe, Freude und Anregung. Manchmal aber kamen ihr doch wieder die Probleme nachgelaufen und beschäftigten sie mehr den je.

Lena hatte ihr eines Tages viel aus den Jahren erzählt, da sie sich beide aus den Augen verloren hatten. Sie war wirklich glücklich mit ihrem Mann, aber die große Liebe ihres Lebens hatte sie nicht heiraten dürfen. Das war ein Mann gewesen, der sie auch liebte; er war Volljude und stammte aus einer Seitenlinie eines bekannten und sehr reichen Geschlechtes. Er selbst auch aus wohlhabender Familie, tüchtig und gut, aber schon in seiner Jugend vorbelastet durch einen berühmten Namen. Er hatte ihretwegen harte Kämpfe mit seiner Mutter geführt, die nicht wollte, daß er nur eine Halbjüdin zur Frau nahm, er sollte eine Volljüdin heiraten. Und ihrem Vater wiederum war es nicht recht gewesen, daß sie einen Volljuden zum Mann nehmen wollte, sie sollte überhaupt keinen Juden ehelichen.

Ilse glaubte zuerst, daß auch hier der Fall eintrat, wie sie ihn oft in ihrer Jugend im Grenzland erlebt hatte. Da kämpfte die polnische Mutter darum, daß ihr Sohn wieder eine Polin und Katholikin heiratete, dem Vater dagegen

war es gleichgültig, von ihm aus hätte der Sohn auch eine Deutsche und Protestantin ehelichen können. Sie hatte es damals so oft beobachtet bei den älteren Brüdern und Schwestern der polnischen und jüdischen Freundinnen und Schulkameradinnen: immer die Mütter waren es, die um gleiches Volkstum und gleiche Religion kämpften bei den Ehen der Kinder, die Väter schienen gleichgültig in dem Streit.

Aber dann wurde ihr klar, daß Lenas Fall doch wohl anders lag. Sie wußte, daß die führenden jüdischen Geschlechter im Mannesstamm immer wieder Jüdinnen heiraten sollten, die Töchter dieser Familien aber sehr oft Nichtjuden zum Manne nahmen, erfolgreiche Männer aus Wirtschaft, Wissenschaft oder Kunst.

Da war es wieder, das alte, weise Gesetz, das zur Zeit des Esra das jüdische Volk übernommen hatte, nachdem das alte mosaische Gesetz vergessen und verloren war. Über 2500 Jahre hielt es sich nun schon, und Familien handelten danach, ohne vielleicht selbst noch zu wissen, warum!

Warum sollten sie es auch wissen? Sie hatten die Kompaßnadel, den Richtungssinn, den Instinkt im Blut, sie brauchten den Verstand nicht dazu! Das Blut und der Gehorsam gegen das Gesetz führten sie sicherer!

Eine große Hochachtung überkam sie, als ihr dies alles klar wurde. Sie sprach auch mit Lena darüber, und sie, die von diesen Dingen nichts wußte, schien danach getröstet und zufrieden, sich eingefügt zu haben in die große Schicksalsgemeinschaft langer Geschlechterreihen des Volkes, zu dem ihr Vater gehörte.

Und wenn sie in den Tagen danach beide das Baby ausfuhren, waren sie froh und glücklich und lebten ihre kleine umfriedete Gegenwart, nicht belastet von einem Gesetz aus dem Dunkel von Jahrtausenden. Und als Lenas Vater das nächste Mal zu Besuch kam, fragte sie ihn

nicht nach dem Warum. Sie wußte, daß er in seinem Sinn wohl recht getan hatte.

Eines Sonntags bat Lena die Freundin, ihren Mann zum Fußballspiel zu begleiten. Sie willigte ein, zumal sie noch nie ein solches bewußt erlebt hatte und dies sicher ein Mangel war für eine zukünftige Sportlehrerin. Es gab keine Tribünen um den Platz, man stand nur am Rande, aber die Aufregung und Begeisterung waren ungeheuer. Eine solche geballte Männeransammlung in Hochstimmung war dem Mädchen etwas völlig Neues. Schnell hatte sie die Regeln begriffen. Und nun erlebte sie, daß sie sich völlig verwandeln ließ durch den Ball, wie die Hunderte von Zuschauern es auch taten. Sie pfiff und schrie mit den anderen, sie schalt und lobte und fuchtelte mit den Armen, bis das Spiel zuende war. Da erwachte sie wie aus einem Rausch und fand zu sich selbst zurück. Sie konnte nicht lachen über diese Rückwandlung, sie war über sich selbst erschrocken. So etwas war also möglich! Und dies erlebten Millionen männlicher Wesen jeden Sonntag als Zuschauer.

Auf dem Heimweg sprach sie mit Lenas Mann darüber, der gar keinen Sport trieb, aber begeisterter Zuschauer und Kenner war. Er freute sich über ihr Verständnis, teilte aber auch ihre Ansicht, daß zwanzig Kniebeugen täglich wohl gesünder seien, als einmal die Woche Zuschauer beim Fußball zu spielen.

„Es gibt nicht genug Möglichkeiten zu einem billigen, gesunden Volkssport, es fehlt an Plätzen, an Schwimmbecken, an Stadien, an Geräten! Und du darfst nicht vergessen, man braucht beim Wettkampf die tragende Menge der Zuschauer, sie gibt den Auftrieb und das Geld!

Sie versprach ihm, für ihren eventuellen Fußballer-Ehemann später Verständnis zu zeigen, blieb aber doch lange nachdenklich wegen dieses Themas. Bei dieser Betätigung

als bloßer Zuschauer fehlte die eigene körperliche Leistung und die Freude daran, aber für viele Stunden konnte auch der Geist nichts anderes mehr denken als „Fußball".

Auf diese Weise hatten auch die Römer in der Zeit des Niedergangs ihre brodelnden, unzufriedenen Menschenmassen, ihre „Proles", abgelenkt durch „Brot und Spiele", panem et circenses! Dies war zu allen Zeiten so gewesen: die ahnungslosen Massen mußten abgelenkt werden, daß sie Mißerfolge im Innern nicht zur Kenntnis nahmen; von der Innenpolitik weg wurde der Blick der Völker nach außen gerichtet, auf den „drohenden Feind", auf die „gelbe oder schwarze Gefahr", auf den „Antichrist", zuletzt auch auf die „Boches", die bösen Deutschen, - und dann fingen die „Spiele" an, nur jetzt die grausigen des Krieges, das Blut floß reichlich, aber das Brot wurde knapp, und die Rüstungsgewinne der internationalen Leichenfledderer stiegen ins Riesenhafte!

Gerade kürzlich hatte sie eine Gegenüberstellung der Gesamtkosten des letzten Krieges und der Gefallenen aller Völker gelesen. Danach hatte die Erziehung eines jungen Mannes durch Familie und Staat bis zum Eintritt ins Berufsleben mit etwa 15 Jahren ungefähr 15 000 Mark gekostet, die Tötung dieses jungen Mannes als Soldat im Kriege hatte hunderttausend Mark gekostet, davon aber waren mindestens fünfzigtausend Mark Reingewinn für die internationale Rüstungsindustrie. Diese aber war eng verknüpft mit der Politik. Ihre Aufsichtsräte und Großaktionäre saßen zugleich in hohen Stellungen, wo sie politischen Einfluß hatten, und umgekehrt bekleideten Politiker hohe Posten in der Rüstungsindustrie, von deren Dividenden sie profitierten.

Sie dachte plötzlich an den Hintermann des großen Krieges, den „Mann im Dunkel", Sir Basil Zaharoff, und zu gleicher Zeit sah sie den Soldaten im Lazarett vor sich,

der so grauenhaft verstümmelt gewesen war und dem sie die erste Zigarette ihres Lebens angeraucht hatte. Was für eine verworrene Welt! Wann würden die Völker endlich aufwachen und merken, was es mit den „gottgewollten" Kriegen auf sich hatte?

Ihr fiel wieder das Wort des großen alten Mannes ein: „Sie haben nur einen viehischen Verstand, sie können wohl sehen, aber nicht vorausschauen!"

Brot und Spiele! Und als grausiges Ende: k e i n Brot, aber T o d e s spiele! Als sie nach der Heimkehr vom Fußballfeld im „Paradies" schlafen gegangen war, nahm sie sich vor, nie mehr wieder auf einen Fußballplatz zu gehen als Zuschauer; sie fürchtete sich vor der Verzauberung wie vor einem wohlschmeckenden Gift - aber gleich morgen wollte sie den Direktor bitten, Speere anzuschaffen, um den Wurf zu üben und danach diese von ihr sehr geliebte Sportart den älteren Schülerinnen beizubringen. Und zehn Kniebeugen jeden Tag und .... da schlief sie schon.

Als das Schuljahr zu Ende war, stand wieder ein Examen vor der Tür mit Lehrproben und Prüfungen in den theoretischen Fächern. Diesmal war eine Befreiung vom Mündlichen nicht erlaubt, da der Kurs sowieso schon verkürzt war gegenüber den Lehrgängen der Hochschule für Leibesübungen. Aber die junge Lehrerin kümmerte das nicht, sie hatte jede Woche schon 12 Turn- und Sportstunden geben müssen und hatte auf diese Weise reichlich Übung, die ihr sehr zugute kam.

Nach bestandenem Abschluß saßen sie noch einmal alle zusammen in der gemütlichen Milchbar bei Bergen von Sahnekuchen, und eine faßte den Zustand aller zusammen in die Worte: „Dünn, aber glücklich!" Dann waren sie in alle Himmelsrichtungen verstreut. - -

Ach wie lebt ich gern

Der Atheist vom ‚linkesten Flügel" - Diskussionen - Intellektualismus und Intelligenz - Wiedersehen mit Änne - Plato und die Jugend - Anarchisten und Kommunisten - Die Bibel des Mordechai - Die Neunte Symphonie - Tucholsky - Das neue Lied - Die Kündigung - „Ach, wie lebt ich gern!"

Die junge Lehrerin packte wieder einmal; sie hatte mühsam ein teures Nordzimmer in einem schönen, vierstöckigen Haus an einer schmalen Grünanlage am Stadtrand gefunden bei einem kinderlosen Ehepaar. Der Abschied vom Heim, vom „Paradies" und „Blauen Wunder", von den freundlichen Schwestern, den lustigen Mädchen aus dem „Massengrab", vom Tintenfaß am langen Bindfaden fielen ihr doch schwer. Drei Jahre Freud und Leid, Hunger und Geldknappheit hatten sie eng verbunden. Aber nun war es richtig, denen Platz zu machen, die noch in der Ausbildung waren und für die das Heim gedacht war. Sie versprach, oft zu Besuch zu kommen, und bezog das neue Zimmer für 60 Rentenmark, das war fast die Hälfte ihres Gehaltes.

Der Wohnungsinhaber war ein leitender Beamter der Stadtverwaltung, er war sicherlich tüchtig, hatte aber auch das richtige Parteibuch. Die zweite Frau, die er nach einer gescheiterten Ehe geheiratet hatte, war mehr als zwanzig Jahre jünger und seine frühere Sekretärin. Sie mußte einmal sehr schön gewesen sein, nun hatte sie eine schwere Gesichtslähmung und litt unter Depressionen. Ilse erfuhr bald

nach ihrem Einzug durch den Hausherrn, daß seine Frau schon Selbstmordversuche unternommen hatte. Um sie möglichst nie ohne Aufsicht zu wissen und ihr eine Ablenkung zu bieten, hatte er einen jungen Menschen ins Haus genommen. Und das war nun sie, die nach den vielen körperlich und seelisch so beschwerten Jahren so gern unbelastet hätte leben mögen!

Wieder einmal stob ein Traum dahin! Aber sie war froh, ein Zimmer ganz allein für sich in einem stillen Haus zu haben.

Jetzt kam die Erschöpfung nach den vielen Jahren von Krieg und Hunger, Inflation, Geldverdienen und geistiger Schwerarbeit bis in die Nächte. Das letzte Jahr war das schlimmste gewesen. Wenn sie nun gegen 3 Uhr abgespannt nach Hause kam, warf sie sich auf ihre hübsche Liege und schlief oft bis abends um acht, und dies wiederholte sich täglich für lange Monate bis in den Herbst hinein. Endlich war sie wieder in Ordnung, das Interesse für ihre Umwelt wurde wieder wach. Auch ihren Wirtsleuten kam sie nun näher und wurde von ihnen wie eine Tochter behandelt.

Er stand kurz vor der Pensionierung, ein kleiner rundlicher Mann, der den Nachmittag bis tief in den Abend und die Nacht hinein alle Sender seines neuerworbenen Radios ausprobierte; das quietschte und piepte unentwegt, wenn er pausenlos daran drehte oder stöpselte. Es machte ihm ungeheuren Spaß, daß er die Macht hatte, die Stimmen darin zum Tönen oder Schweigen zu bringen. Er konnte leicht in Zorn geraten und übte viel negative Kritik, aber ihr gegenüber war er höflich, oft auch freundlich und unterhielt sich gern mit ihr, solange sie nicht widersprach. Für sie aber waren solche Gespräche immer aufregend. Er verkörperte eine ihr fremde Welt; er war überzeugter Atheist, wie er sagte, Gottesleugner in jeder Beziehung und gehörte zum „linkesten Flügel", wie er gelegentlich be-

tonte. Er schwor auf Marx, Lassalle und Engels, auf Liebknecht und Rosa Luxemburg, auf Lenin und Trotzki ebenso. Seine Lektüre waren neben sozialistischen und kommunistischen Tageszeitungen die Wochenzeitschriften „Tagebuch" und „Weltbühne", die er ihr nach dem Lesen sofort in die Hand drückte.

Der Kinderlose sah in ihr eine Art Sohn-Ersatz, an den der Vater seine Lieblingsideen weitergeben wollte. Sie aber war kein geduldiges und kritikloses Objekt mehr, wie einst als Kind, als ihr die Schwestern den ersten Lesestoff in Gestalt der Jesus-Geschichten vorsetzten.

Abends bat er sie oft, nach vorn zu kommen, wo seine Frau handarbeitete und der Diskussion der beiden zuhörte. Er paßte sehr genau auf, ob sie auch alles gelesen hatte, stellte Fangfragen, auf die sie achten mußte wie ein Tier auf die Falle, in der es gefangen werden soll.

Nun erfuhr sie, was das ihr verhaßte Wort „Diskussion" wahrhaft bedeutete. Es wurde jetzt viel verwendet, dies Wort, einst hatte man „Streitgespräch" dazu gesagt. Aber nun waren Fremdwörter die große Mode, und das Buch von Engel: Sprich deutsch! wurde oft verspottet. Der Vater aber und der Doktor, sein streitbarer Freund, mahnten weiterhin bei jedem Fremdwort ihre Familien oder die Gäste: „Engel, sprich deutsch!" und weideten sich an deren Verwunderung, daß sie als Engel angesprochen wurden; denn sie kannten das Buch schon nicht mehr.

In diesen „Diskussionen" flogen die Fremdwörter nur so durch den Raum, es schadete nicht, sie hatte in Bezug auf „moderne Bildung" einen Nachholbedarf aus Kriegs- und kaisertreuen Internatszeiten, wo peinlich auf deutsche Ausdrucksweise geachtet worden war. Sie mochte alle Wörter auf „Dis" nicht, diesen Hinweis auf Zerlegung, Zerstörung, Zerreißung, Zerstreuung und Zersetzung.

Herr Walter aber legte es darauf an, ihr Weltbild zu

zerstören; er kam mit Hohn und beißendem Spott und tat so, als ob ihre Familie noch im vorigen Jahrhundert lebte und nicht mit der Zeit mitgegangen wäre. Er wollte nicht verstehen, daß sie keiner Partei angehörte, auch niemand sonst in ihrer Familie, daß sie sich dabei noch wohlfühlen konnten; er schwor auf Coudenhove-Kalergi, den paneuropäischen Grafen, und auf Hello von Gerlach, den Pazifisten, und er war im großen Weltkrieg zu Hause gewesen.

Nun trat sie mit blanken Waffen an, und viele Diskussionen verliefen ähnlich wie einst die mit den Lehrern. Ihrer beider Ansicht über das kommende Europa, das sie ja auch bejahte, waren natürlich grundverschieden, im wahrsten Sinne dieses wunderbaren Wortes, nämlich verschieden im G r u n d e, im Erdreich. An diesem Mann wurde ihr deutlich, was intellektuell heißt. Sie begriff, daß nicht jeder Intellektuelle intelligent zu sein braucht. Die Kaffeehaus-Literaten in Berlin, die sie durch die Glasscheiben hatte sitzen sehen, waren das beste Beispiel dafür.

Er verlangte, sie solle diese beiden Begriffe, Intellektualismus und Intelligenz, definieren. Das war eine schwierige Aufgabe. Sie sagte ihm, daß sie in Fremdwörtern nicht sehr zu Hause sei, der Weltkrieg und „Engel, sprich deutsch!" waren schuld daran. Aber sie wollte sich dieser Aufgabe stellen unter einer Bedingung: „Ich will nur vorerst wissen, was amtlich über diese beiden Begriffe gesagt wird."

So holte sie den „Duden" aus ihrem Zimmer, schlug ihn auf und blätterte darin. Dann las sie laut: „Intellektualismus - eine philosophische Lehre, gibt dem Intellekt Vorrang vor den andern Kräften der Seele; einseitig verstandesmäßiges, zergliederndes, enges Denken; geistige Haltung, die den Intellekt als wesentliche Kraft im gesellschaftlichen Denken ansieht. Das dazugehörige Eigenschaftswort ‚intellektuell' bedeutet: einseitig verstandesmäßig, geistig."

Sie las weiter: „Intelligenz ist die Gesamtheit der geistig

Schaffenden, der Intelligenten; das dazu gehörende Eigenschaftswort ‚intelligent' heißt: verständig, klug, begabt."

Sie klappte das Buch zu: „Das sagt der Duden!"

Ihre Stimme hob sich: „Und ich selbst sage Ihnen dazu: „Mit dieser Definition im Duden ist dem Intellektualismus das Urteil gesprochen. Wenn der Intellekt einmal die wesentlichste Kraft im gesellschaftlichen Denken sein wird, und das erstreben alle ‚Ideologien', also alle Theorien, ‚die mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen', dann sind die Völker verloren.

Das ‚einseitige, zergliedernde, enge Denken' führt zur Zer-setzung dessen, was dem Menschen bisher unantastbar war, zur weiteren Zersplitterung der sich bekämpfenden Parteien und zur Zerstörung der Familienbande, der kleinsten Aufbauzelle des Volkes. Intellektualismus wuchert auf Asphalt, bläht sich auf Steinen und zwischen hohen Mauern, er hat seine Wurzeln nicht im Erdreich, sondern lebt von Denkprozessen des Gehirns.

Intelligenz aber, die ‚Gesamtheit der geistig Schaffenden, der Verständigen, der Klugen, Begabten', wächst langsam empor aus Wurzeln im Erdreich, wird gespeist aus Quellen der Tiefe, lebt im Mythos in des Wortes tiefster Bedeutung.

Diese Intelligenten aber gibt es in allen Schichten des Volkes, in stärkerem oder geringerem Maße.

Der Intellektualismus kann nur zur Zerstörung alles Einheitlichen, alles Ganzen, alles Organischen führen, also zur Auflösung und damit letzten Endes zur Anarchie; dahinter aber folgt dann ganz sicher die härteste Diktatur!

Die Intelligenz aber, die Summe aller schöpferischen Menschen, die Maler, Musiker, Dichter, Erfinder und Forscher, dazu auch die namenlosen bäuerlichen und handwerklichen Menschen, die eine reiche Volkskunst schufen und schaffen, sie alle wurzelten und wurzeln in den Tiefen

des Volkstums und gehörten und gehören dennoch allen Nationen der Erde zu eigen; ihre geschaffenen Werte sind also international, besser müßte man sagen: übernational. Diese Breitenwirkung über die eigenen Grenzen hinaus aber können sie nur haben, weil die Quelle ihrer Kraft in der eigenen Nation liegt, im eigenen Volkstum. So wie es keine Antithese ohne These gibt, so kann es auch nur Internationales oder Übernationales geben, wenn es Nationales gibt. - -

Der Intellektualismus führt folgerichtig zur Ideologie; nach dem Duden" - sie schlug mit der Hand auf das Buch - „zur ‚Lehre von der Entwicklung und dem Inhalt der gesellschaftlich bedingten Gedankenwelt', oder, wie er es auch noch nennt, ‚zum geistigen Überbau sozialer Tatsachen'.

Die Intelligenz aber, die Summe der geistig Schaffenden, führt hin zum Idealismus, der im Gegensatz zum Materialismus steht.

Die Ideologie des Intellektualismus führt nun, wie der Name schon sagt, hin zum ‚logos', zum Wort, und daraus folgere ich, daß der Intellektualismus das Wort in den Mittelpunkt des Seins stellt, er ist also logezentrisch. Damit aber ist der Intellektualismus ein Nachfolger der drei Offenbarungsreligionen: Judaismus, Christentum und Islam, der drei Wüstenreligionen, bei denen auch das Wort im Mittelpunkt der Lehre steht, die also auch logozentrisch sind.

Der Idealismus der schöpferischen Menschen aber führt folgerichtig zum Ideal, zum ‚Vorbild', zum ‚Wunschbild', zum ‚Hochziel', wie der Duden sagt. Daraus folgere ich, daß der Idealismus das Vorbild in den Mittelpunkt des Seins stellt. Das Vorbild, mag es nun noch lebendig oder schon tot sein" - sie dachte dabei schnell an Vater und Mutter, an die Königin Luise und den streitbaren Luther, die Vorbilder ihrer Kindheit und Jugendzeit - „das Vorbild ist ein Teil des Lebens, also steht das Leben im Mittelpunkt des Idealis-

mus, wohlgemerkt: das vorbildliche Leben! Also ist der Idealismus nicht logozentrisch, sonden biozentrisch! Und dies hat der Idealismus mit den Naturreligionen aller Zeiten gemeinsam. Im Gegensatz zum Intellektualismus und den logozentrischen Offenbarungsreligionen!"

Sie schwieg. „Was zu beweisen war!" sagte sie aufatmend zum Abschluß und klappte den Duden zu, den sie während ihrer lebhaften Beweisführung unbewußt in der Hand gehalten hatte.

Herr Walter sagte noch nichts, da fuhr sie schnell fort: „Damit Sie es wissen: Ich möchte nie eine Intellektuelle werden, die mit halbverdauten Fremdwörtern um sich wirft; ich kenne welche von ihnen", und sie dachte an Änne und die Dichterin Elfriede, „ich will auch keiner Ideologie nachlaufen, sondern weiter Ideale haben, wie ich sie schon als Kind hatte.

Sie, Herr Walter, nennen sich Atheist, Sie hassen sogar die christliche Lehre, ich nicht, aber Ihre Partei und Ihre Weltanschauung und Ihr Intellektualismus stammen aus jüdisch-christlicher Wurzel! Sie schmähen meinen Vater, weil er keiner Partei angehört, und mich, weil ich in allen Parteien von links nach rechts Gutes und Schlechtes finde und mir keine wert erscheint, ein Ganzes um ihretwillen zu teilen -- meines Vaters ‚Partei' ist die Ganzheit des Volkes, und meine Weltanschauung hat das Leben zum Mittelpunkt!"

Nun schwieg sie endgültig, aber sie fühlte sich wie krank und spürte beinahe körperlich, daß sie in diesen Monaten bei dem Ehepaar Walter noch sensibler geworden war als in den letzten Jahren der körperlichen Entbehrungen und geistigen Überanstrengung.

Dieses Mannes Gedanken waren wie eine Krankheit, wollten sie vergiften, kamen wie eine fremde, ätzende Welt als etwas Kaltes, tödlich Zerstörendes auf sie zu: sie mußte sich wehren! Aber ihre Kräfte waren noch lange nicht

wieder hergestellt, und nach diesen von ihm so begehrten Diskussionen schlief sie schlecht und war morgens wie zerschlagen.

Sie sprach mit Frau Walter, die selbst viel litt in ihrer Ehe, aber die bat sie inständig, ihrem Mann doch weiter die Freude zu machen und mit ihm zu diskutieren. Sie hätte dann so schön ihre Ruhe vor seinen Launen, hörte zu und bereicherte nebenher ihr Wissen. Aber die junge Lehrerin machte ihr klar, daß sie aufbauen wolle und nicht zerstören, zusammenfügen und nicht zersetzen; sie wolle leben und arbeiten, aber nicht diskutieren. - Sie fühlte sich nicht in der Rolle des stummen Mädchens, das verzauberte Brüder erlösen mußte.

Für diesen Atheisten, dem nichts heilig war, schienen ihr die eigenen Kräfte zu schade. Auch war er ihr die Antwort noch schuldig auf ihre von ihm gewünschten Ausführungen über Intellektualismus und Idealismus. Er hatte damals plötzlich angefangen, an seiner Lärmtruhe zu stöpseln und seine tägliche Flasche Wein auszutrinken. Da hatte sie erschöpft Gute Nacht gesagt und war in ihr Zimmer gegangen in einer gesunden, wohltuenden Wut auf diesen Mann.

In den Wochen darauf vermied sie es, mit Walters zusammenzusein; sie fühlte, wie wohl das ihren Nerven tat. Oft, wenn es ihre Zeit erlaubte, folgte sie den vielen Einladungen der früheren Kameradinnen oder machte Wanderfahrten mit befreundeten Studenten. So sah sie auch Änne wieder, die Edelkommunistin, Anarchistin und Atheistin. Diese war nun auch seit Ostern fertig als Lehrerin; da sie das Gymnasium wegen nochmaliger Nichterreichung des Zieles hatte verlassen müssen, war es für sie nicht mehr möglich, an einer Staatsschule die Prüfung abzulegen; ihre Eltern hatten alles versucht! Da war ihr großer Rettungsanker die private Oberschule gewesen, in der Ilse zwei Jahre unter

„der Furcht des Herrn" gelebt und gelernt hatte. An dieser Schule hatte Änne das Praktikum gemacht und bestanden.

Sie sprach über das dortige Lehrerkollegium, sie lebten alle noch, und nichts hatte sich geändert. Änne hatte dort nicht gelitten; sie hatte zu allem geschwiegen, weil ihr das Bestehen der Prüfung nun doch wichtig war.

„Ich habe in der frommen Schule auch einmal erwähnt, daß ich mit dir in einer Klasse war ", erzählte sie. „Aber da hättest du die Mädchen hören sollen! ‚Von der sage hier nur ja nichts, da schadest du dir, die hat doch mal am Geburtstag den kürzesten Bibelspruch aufgesagt, der überhaupt möglich war: Seid allezeit fröhlich! Darüber kommen sie hier nicht hinweg!' - - Nun, ich habe es mir gemerkt! Und habe mein Examen Ostern bestanden!"

Sie schien sehr erleichtert, hatte auch schon eine Stellung gefunden an einer kommunistischen Versuchschule, die den Namen eines berühmten Führers dieser Partei trug. Sie erzählte begeistert von all dem Neuen, was dort ausprobiert wurde. Jeden Morgen „diskutierte" sie mit den zehnjährigen Schülern, was sie an diesem Schultag tun und welche Fächer sie haben wollten. Dabei ging es laut her, man stritt und schrie sich an, prügelte sich auch mal. Das Ergebnis der oft halbstündigen oder noch länger dauernden Auseinandersetzungen war fast immer das gleiche: die Klasse einigte sich, auf dem Schulhof zu toben und zu spielen, auch gelegentlich geregelten Sport zu treiben.

„Ich mache wie jedes Schulkind mit", sagte Änne begeistert, und Ilse dachte bei sich: du bist ja auch noch ein großes Kind mit deinem Wirrkopf, unzugänglich jeder Einsicht.

„Autorität lehnen wir ab," sagte Änne stolz. Ilse erwiderte: „Du verwechselst wohl die Achtung vor der Autorität mit dem Kadavergehorsam der Jesuiten. Autorität ist etwas Angeborenes, man hat sie oder man hat sie nicht, aber sie wächst nur in

der Lehrerpersönlichkeit, die sich selbst in Zucht nimmt und laufend an sich arbeitet. Ich bin der Meinung, daß ein Lehrer dann Disziplin in seiner Klasse halten kann, wenn die Schüler spüren, daß da ein Mensch ist, der an sich selbst arbeitet und sich um der ihm Anvertrauten willen strebend bemüht! Kinder haben ein feines Gespür dafür! Ein junger Mensch braucht die Geborgenheit auch in der Schule, er braucht einen ruhenden Pol, einen Gradmesser! In unruhigem, ewig bewegtem Erdreich kann keine Pflanze wachsen, blühen und fruchten! Ihr aber wühlt mit euren Methoden das Erdreich um, wieder einmal meint ihr, ihr müßt ‚anti' sein und glaubt, ihr seid damit eurem politischen Ziel näher!

Erinnere dich doch, wir haben in der Pädagogikstunde von Plato gesprochen, was er über Lehrer und Schüler gesagt hat in seiner ‚Politeia', die er etwa 400 vor Zeitenwende geschrieben hat. Ich habe mir das Jahr damals genau gemerkt! Das ist jetzt rund 2330 Jahre her! Ihr macht mit eurer antiautoritären Erziehung ganz genau dasselbe, was damals gemacht wurde im Zeitalter des Niedergangs des Griechenvolkes! Weißt du es nicht mehr? Dann will ich dir den Schluß seiner damaligen Rede sagen, den hat uns unser Direktor allerdings zum Teil vorenthalten! Ich habe ihn damals auswendig gelernt und gut behalten, schließlich habe ich jahrelang soviel auswendig lernen müssen! Darf ich es dir aufsagen?" Und sie zitierte:

„Wenn Väter ihre Kinder einfach gewähren und laufen lassen, wie sie wollen, und sich vor ihren erwachsenen Kindern geradezu fürchten; wenn Söhne schon sein wollen wie die Väter, also ihre Eltern weder scheuen noch sich um ihre Worte kümmern, sich nichts mehr sagen lassen wollen, um ja recht erwachsen und selbständig zu erscheinen; wenn die Lehrer vor ihren Schülern zittern und ihnen lieber schmeicheln, statt sie sicher und mit starker Hand auf einen

geraden Weg zu führen, so daß die Schüler sich nichts mehr aus solchen Lehrern machen; wenn es überhaupt schon so weit ist, daß sich die Jüngeren den Älteren gleichstellen, ja gegen sie auftreten in Wort und Tat, die Alten sich aber unter die Jungen setzen und sich ihnen gefällig zu machen versuchen, indem sie ihre Albernheiten und Ungehörigkeiten übersehen oder gar daran teilnehmen, damit sie ja nicht den Anschein erwecken, als seien sie Spielverderber oder auf Autorität versessen; wenn auf diese Weise die Jungen allmählich aufsässig werden und sich alsbald verletzt fühlen, wenn ihnen jemand auch nur den mindesten Zwang antun will; wenn sie am Ende auch dann die Gesetze verachten, um nur ja keinen Gebieter über sich zu haben, so führt dieser Mißbrauch der demokratischen Freiheit geradewegs zu der Knechtschaft der Tyrannis."

Sie hielt inne und atmete tief. „Dies also ist aus der Politeia, Änne, geschrieben um 400 vor Zeitenwende. Und nun frage ich dich: Wie wollt ihr einen kommunistischen Staat schaffen ohne Disziplin? Sieh dir doch unsern russischen Nachbarn an! Noch keine zehn Jahre ist drüben der kommunistische Staat alt - aber welche Disziplin! Welcher Kadavergehorsam! Und du erziehst deine Schüler zu schrankenlosen Individualisten, die nie zu lernen brauchen, sich um des Gesamtwohles willen einzuordnen, vielleicht auch sich willig unterzuordnen! Ihr seid wie die Sophisten, die Jugendverführer des griechischen Unterganges, wie die Feinde des weisen Sokrates!

Und nun schaffe einmal Klarheit in deinem Kopf, Änne! Seit ich dich kenne, betonst du immer wieder: ‚Ich bin Atheistin, Anarchistin und Edelkommunistin!' Aber du kannst nicht Anarchistin und Kommunistin zugleich sein, höchstens im zeitlichen Nacheinander! Erst mußt du Anarchistin sein, das heißt, du kämpfst für Zusammenbruch und Zerstörung aller bestehenden Ordnung, und wenn alles zer-

schlagen ist - denk an die Millionen Ermordeter in Russland; das wird uns auch blühen, wenn ihr im Kampf siegt! -, dann baut ihr einen Staat wie drüben auf, und in demselben Augenblick bist du keine Anarchistin mehr, sondern Kommunistin! Nur noch das! Und du wirst lügen müssen für deine Partei und es gern tun, wie du ja so oft betonst!

O du Ahnungslose! Ein Staat, der von Lügnern getragen wird, kann sich nicht lange halten, schon das alte Sprichwort weiß, daß die Wahrheit die Lüge schnell einholt!

Ihr spielt soviel mit Fremdwörtern in euren Diskussionen, ihr jongliert und brilliert mit euren schillernden Sätzen und berauscht euch an eurem vermeintlichen hohen Intellekt, ach, wäret ihr nur einmal ein wenig klug!

Eure Schüler werden von euch zur Nichtachtung des Bestehenden und des Gewordenen erzogen; ihr reißt ihnen die unsichtbare Nabelschnur ab, die sie mit der Vergangenheit verbindet: wie wollt ihr eine Zukunft bauen, die keine Wurzeln hat? Ihr werdet eines Tages geschlagen werden von den ehernen Gesetzen der Natur, die ihr mißachtet!

Und eines Tages wird euch der Kommunismus, für den ihr kämpft, erziehen zum eiskalten Denken; er wird dann keine Wirrköpfe mehr dulden! Ihr wart dann als Anarchisten gut genug, Handlanger zu sein und das Zerschlagen, Zerstören und Ausrotten zu besorgen. Als Kommunisten werdet ihr gehorchen müssen, wie man in Russland jetzt gehorchen muß! Und eure Schüler werden leiden müssen und es schwer haben, weil sie nicht gehorchen lernten!"

Sie schwieg und sah Änne an. „Ich glaube, du mußt deinen Weg allein gehen, ich habe es gut gemeint, aber ich rede bei dir wie gegen eine Wand. Es ist wie eine Krankheit, die dich ergriffen hat, und dabei stammst du aus einer gesunden Familie und deinem Vater ist es schwer geworden, dich auf eine hohe Schule zu schicken! Und du

bist sein Stolz und seine Hoffnung; er hat mir selbst erzählt, daß er nur die Volksschule besuchte und so gern mehr gelernt hätte. Aber er ist ein so tüchtiger Handwerker und hat ein eigenes Haus und den schönen Garten durch seiner Hände Arbeit erworben.

Du willst Kommunistin sein und siehst in geistigem Hochmut auf deine Eltern herab. Schaffe doch erst mal das, was dein tüchtiger Vater schaffte! Und deine Mutter leidet so unter deinen Ansichten von freier Liebe und Kameradschaftsehe und Weltrevolution!

Ach Änne, es ist so schade, daß wir zwei verschiedene Sprachen sprechen und gehören doch zum selben Volk! Ich bejahe durchaus vieles von euren Zielen! Aber eure Methoden! Und du hattest mir doch versprochen, dich um Entstehung von Marxismus und Kommunismus zu kümmern! Hast du das in diesen 1 1/2 Jahren getan?"

„Nein", antwortete Änne, „ich wollte nicht, außerdem hatte ich keine Zeit dazu, wir diskutieren viel, aber ich habe auch Teile aus dem ‚Kapital' von Karl Marx gelesen oder Vorträge darüber gehört", vollendete sie mit leisem Stolz. „Und falls du mich noch weiter fragen solltest, warum ich auch Atheistin bin, so sage ich dir, ich habe der christlichen Bibel abgeschworen; meine Bibel ist jetzt das ‚Kapital' von Marx!"

„Also wieder eine Bibel, Änne, diesmal nur eine mosaische von Mardochai oder Mordechai, wie sein Name auch geschrieben wird. Weißt du, wie er selbst diese ‚Bibel' nannte? Gerade vor ein paar Tagen habe ich es gelesen! Fast zwanzig Jahre schrieb er nach der Revolution von 1848 daran, und am 14. August 1867 schrieb er aus London an seinen Freund Engels: ‚Diese Woche wird also die Scheiße fertig.' Änne fuhr tief empört auf: „Das glaube ich dir nicht! Und du willst mir weismachen, daß sogar das Datum stimmt? Daß du das behalten hast?"

„Der 14. August ist der Geburtstag meiner Schwester Lotte, und 1867 wurde mein Vater geboren, das ist des Rätsels Lösung, Änne", sagte Ilse trocken. „Und du kannst nachprüfen, was ich sagte, in der Bücherei deiner Partei müßt ihr wohl die Briefe des Marx besitzen, vielleicht fragst du auch einen führenden Genossen; aber ob er dir die peinliche Wahrheit sagen wird, ist die Frage, da du ja zugibst, daß ihr zum Wohle der Partei auch lügen dürft!

Aber, Änne, wir haben uns nun genug ‚auseinandergesetzt', laß uns hinausfahren in den Wald oder an den Fluß, daß wir spüren, wir haben auch viel Gemeinsames, Erde, Wald und Wasser, Sonne und Sturm, und viele liebe Menschen, die wir gemeinsam kennen! Wir wollen uns ‚zusammensetzen' draußen, wir könnten die Mundharmonika mitnehmen und Volkslieder singen, und du sollst mir auch euer Lied beibringen: ‚Völker, hört die Signale!' Ich möchte es kennenlernen, um die Zaubermacht zu verstehen, die Melodie und Text ausüben! Und ich bringe dir Melodie und Text der Marseillaise bei, die Melodie ist großartig, mitreißend, der Text allerdings watet im Blut, trotzdem ist sie immer noch das französische Nationallied - und wir sollen möglichst unser Deutschlandlied nicht singen, weil die andern Völker das: ‚Über alles in der Welt!' als Weltmachtanspruch ansehen! Und dabei will es doch nur sagen, daß uns unsere Liebe zu Deutschland über alles gehn soll!" -

Dann zogen sie beide los mit der Mundharmonika. Und das Beisammensein klang doch noch gut aus; unter den Bäumen hoch über dem Strom wirkte Änne gelöst und fröhlich, als ob eine verborgene Quelle in ihr aufgebrochen war. Und beim Abschied gaben sie sich das Versprechen, sich um das politische Anliegen der Kameradin zu kümmern, einzudringen in die gegnerische Welt, um vielleicht den trennenden Graben zuzuschütten. - -

Eines Tages brachte Frau Walter ihr eine Einladung ihres

Mannes zu einer Aufführung der Neunten Symphonie, und die junge Lehrerin nahm sie dankend an, obwohl sie sehr viel zu tun hatte und das Ehepaar selten sah. Sie wunderte sich nur, daß sie in der Woche davor abwechselnd die beiden immer mit einem gelben Büchlein sah, es schien ein Reklameheft zu sein, in dem sie eifrig lasen. Sie hatte noch nie eine Symphonie gehört und freute sich sehr darauf. Ihre musikalischen Kenntnisse waren kümmerlich, es war nie Zeit und Geld dafür vorhanden gewesen; so zehrte sie noch von den großartigen Musikstunden der obersten Lyzeumsklasse, als sie im Krieg im Madrigalchor der Schule war und der Gesangslehrer, ein ehemaliger Opernsänger, den Vater gedrängt hatte, ihren hohen Sopran kostenlos ausbilden zu dürfen. Der Vater hatte nicht gewollt, er mochte dies Anerbieten nicht annehmen, auch hielt er nichts vom Künstlertum als „brotloser Kunst". Er wollte seine Töchter in einem sicheren Beruf sehen. - -

Der Abend nahte, und festlich gekleidet zogen die Drei in den schönen Kongreßsaal, in dem die Aufführung stattfand. Und dann kam etwas noch nie Erlebtes für das Mädchen. Sie saß überwältigt da, hielt die Hand vor Augen, um nicht abgelenkt zu werden; die Gewalt der Töne brauste über sie dahin, drang in sie ein, ließ sie erschauern; vor ihren Augen stiegen Bilder auf, Urgewalt der Schöpfung, himmelstürmende Felsen, brandende Wogen, die an den grauschwarzen Steinwänden tobend hinaufrauschten, und in den Buchten kreisende, schäumende Wasser in rasenden Strudeln! Immerfort sah sie neue Bilder, das ganze menschliche Sein, mit Freud und Leid, mit Aufbau und Zerstörung durch wilde Kräfte in großen Revolutionen, und immer wieder hörte sie die Sehnsucht des taub und einsam werdenden Beethoven heraus, den bettelnden Ruf nach Liebe, nach Verstehen, nach Brüderlichkeit, nach Menschlichkeit . . .

Dann rauschte vielstimmig das Lied an die Freude auf - sie wußte, daß Schiller es im Überschwang seines Glaubens an die französische Revolution gedichtet hatte und später - ernüchtert - es als eins seiner schlechtesten Gedichte empfunden hatte.

Sie gingen zu dritt nach Hause, das musikverständige Ehepaar unterhielt sich angeregt, lobte, kritisierte und sprach über die einzelnen Teile der Symphonie. Die junge Lehrerin blieb stumm. In der Nacht wurde sie vom Fieber geschüttelt und erlebte die ganze Aufführung noch einmal; die Bilder, die sie im Geist gesehen hatte, waren wie eine Woge, die über ihr zusammenschlug. Trotzdem ging sie am nächsten Tag in die Schule. Aber viele Tage lang lief sie wie krank und verzaubert umher, saß in dem kleinen Park vor dem Hause, um von niemand angeredet zu werden und sah nicht die verstohlen besorgten Blicke des Ehepaares.

Aber dann baten die beiden sie eines Abends zu sich in ihr Wohnzimmer. Sie ging auch, ungern, aber sie bedankte sich nochmals herzlich. Man fragte sie vorsichtig aus, wie sie die Aufführung gefunden und was sie sich dabei gedacht hätte. Sie spürte wieder einmal, daß sie „getestet" werden sollte. Aber die beiden waren so freundlich, daß sie sich nicht verschließen konnte. Sie sprach von dem, was sie gesehen hatte, von den grauschwarzen Felsen, an denen die riesigen Wogen hochbrandeten, von den Strudeln in den Buchten, von dem Erleben des menschlichen Seins. - Herr und Frau Walter sahen sie erstaunt an.

„Haben Sie eine Einführung in die Symphonie gelesen?" Sie verneinte. „Haben Sie je dies gelbe Reklamheft gelesen?" Und Frau Walter holte das gelbe Heft, das Ilse lange vor der Aufführung so oft in den Händen der beiden gesehen hatte, wenn sie eifrig darin lasen.

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Warum fragen Sie mich

danach?" Frau Walter schlug statt einer Antwort das Büchlein auf und wies auf mehrere Stellen. Da standen die Erklärungen für die einzelnen Teile des Werkes, was der Komponist mit der Musik hatte ausdrücken wollen, da stand etwas von den Felsen und den riesigen Wogen und von der Brandung in den Buchten und vieles fast so, wie sie es gesehen hatte.

Die beiden sahen sie fassungslos an. Sie hatten sich viele Tage auf die „Neunte" vorbereitet, hatten gelesen und gelesen, hatten während der Aufführung nichts „gesehen" und waren auf dem Heimweg schon in der Lage gewesen, darüber zu diskutieren mit immer wachem Verstand.

Für das Mädchen aber war die Musik wie ein Naturereignis gewesen, war in sie eingedrungen und mußte in ihrem Innern diese Bilder hervorgerufen haben. Wenn dem so war, dachte sie, dann mußten Wahrheit und Erkenntnis tief aus dem Innern kommen, nicht aus den grauen Zellen des menschlichen Gehirns, die doch die jüngsten waren in der Entwicklungsgeschichte des Menschen. Es mußte im Genie eine Sphäre geben, deren unsterbliche Kräfte in seinem Werk weiterlebten und die Fähigkeit hatten, im unverbildeten Menschen noch nach Jahrhunderten verwandte Saiten erklingen zu lassen, wenn auch schwächer. Das waren die „Gleichgesinnten", die sich verstanden, ohne je ein Wort miteinander gewechselt zu haben, klein gegen den Großen, dessen Genie über Jahrhunderte leuchtete, und doch im tiefsten angerührt.

Sie glaubte zu ahnen, daß die Intellektuellen dies innere Erleben von sich aus nicht mehr hatten, wahrscheinlich hatten sie es durch die jahrhundertelange Verstädterung verloren; nun konnten sie sich nicht mehr, wie die Naturvölker, o h n e Worte, durch geheimnisvolle innere Kräfte verständigen, sondern nur noch d u r c h Worte oder ihr sichtbares Parteiabzeichen. Hier mußte auch der Schlüssel

liegen zu der Tatsache, daß es Materialisten und Idealisten gab, und daß diese beiden Gruppen durch tiefe Gräben getrennt waren. Sie grübelte noch lange darüber nach, als sie wieder in ihrem Zimmer war, und noch im Einschlafen sah sie die fassungslosen Gesichter ihrer Wirtsleute vor sich.

Einige Tage später schien Herr Walter in freudiger Erregung zu sein, als er sie bat, ein Glas Wein bei ihnen zu trinken. Er fing, fast wie eine Fortsetzung ihres letzten Gespräches, von der Einheitlichkeit des Geistes zu sprechen an, die in seiner Partei herrsche und Ausdruck fände auch in ihren Zeitungen und Zeitschriften. Ein schönes Beispiel sei die heutige Nummer der Weltbühne, in der von fünf verschiedenen Autoren fünf ganz verschiedene Themen kritisch behandelt würden, politischer und weltanschaulicher, künstlerischer und sozialer Art - aber aus welch einheitlichem Guß! Er sprach fast begeistert, und die so hochgelobte Zeitschrift lag wie ein großer Farbfleck am Rande des weißgedeckten Tisches. Ilse hatte das Gefühl, als ob er glücklich war in der Aussicht auf einen Sieg in einem Kampf, den sie gar nicht mit ihm kämpfen wollte.

Er sprach aber nicht weiter über die Aufsätze in der Zeitschrift, sondern schnitt viele Themen an, lief zwischendurch wieder zum Radio, stöpselte, ließ verschiedene Sender kurz ertönen und kehrte wieder zum Tisch zurück. um ein angefangenes Gespräch fortzusetzen. Als das Mädchen Gute Nacht sagte, drückte er ihr die Zeitschrift in die Hand; sie bat darum, sie mehrere Tage behalten zu dürfen, da sie durch Vorbereitung für ein großes Sportfest sehr beansprucht war. Jeden Abend las sie dann in dem Heft - wie gut, daß sie seit Jahren gelernt hatte, mit wachen Augen Hintergründe zu sehen!

Nach einigen Tagen brachte sie das Heft zurück. Er sah sie erwartungsvoll an: „Was sagen Sie nun? Ist das nicht großartig, diese Einheitlichkeit des Geistes?“ Ilse blätterte

das Heft auf. „Ich finde, daß alle fünf Artikel sehr geistreich sind, zwar mehr zersetzend als aufbauend, aber völlig aus einem Guß, Sie haben recht!"

Er lächelte triumphierend. Sie fuhr fort: „Der erste Artikel ist von Peter Panter, dieser hier von Kaspar Hauser, der nächste von Ignaz Wrobel, der vierte von Theobald Tiger und der fünfte von Kurt Tucholsky. Und unter allen fünf Namen verbirgt sich derselbe Schriftsteller: der kluge, geistreiche und witzige Kurt Tucholsky aus dem auserwählten Volk, dessen einheitliches Gefüge erstrebenswert sein sollte für alle anderen Völker.

Dies einheitliche Gefüge lobe ich sehr, aber es ist kein einheitlicher deutscher und sozialistischer Geist, sondern einheitlicher jüdischer Geist! Da müßten Sie mir schon andere Beweise bringen! Aber wenn Sie dies nicht wußten, so können Sie daraus sehen, daß auch Ihre vielen Zeitungen und Zeitschriften Wahrheiten verschweigen! Warum? Die Hintermänner werden ihre Gründe haben und bauen auf die Tatsache, daß die Völker wohl sehen, aber nicht vorausschauen!

Kein Volk ist gutgläubiger als wir; es kann nichts so dumm sein, wir Deutsche glauben es! Und wenn wir so weitermachen, wird man uns eines Tages das Fell über die Ohren ziehen, und wir werden ‚die Mühle der Philister drehen', wie schon Rathenau voraussagte!"

Sie legte das Heft in seine Hände. „Die Gräben werden immer tiefer zwischen den Deutschen", sagte sie leise, „das sehen Sie schon an uns hier im kleinen Kreis. Bald werden wir keine Deutschen mehr sein, nur noch verschworene Mitglieder von Parteien oder Religionsgemeinschaften, die gegeneinanderstehen. Und dabei sollten wir nach dem Naturgesetz Organe in einem Organismus sein, jedes an seinem Platz, gebend und nehmend."

Es lag ehrliche Trauer in ihrer Stimme, sie fühlte auch,

daß durch ihre Eröffnung etwas in seinem Weltbau eingestürzt war, das er erst verkraften mußte. So versprach sie, ihm die gedruckten Beweise für die Namensspielereien des Dichters Tucholsky zu bringen, falls er ihr nicht glauben sollte. Er schien heute keine Neigung zu weiteren Gesprächen zu haben, so verließ sie das Zimmer und warf noch im Hinausgehen einen Blick auf das unschuldige Heft, das nichts dafür konnte, daß sein Papier so explosiv bedruckt war!

In den großen Ferien nahm sie teil an einer vierwöchigen Fahrt in die Hochalpen, die der Verlobte von Schwester Lottes Freundin Elli leitete; sie waren beide Junglehrer mit kleinem Gehalt, sparten auf ein Haus und wollten doch so gern eine billige Reise machen. So organisierten sie eine Gruppenfahrt zur Freude vieler Junglehrer und Studenten; die Fahrt im Personenzug vierter Klasse betrug zwar siebenundzwanzig Stunden, die Lager in den Jugendherbergen waren oft nur Bretter mit Strohsack, so wenige Jahre nach der Inflation, und waschen mußten sich Männlein und Weiblein oft am Brunnen oder der Pumpe im Hof. Nur der Auftakt in der Jugendherberge München war schon erstklassig. Sie wanderten und kletterten täglich wenigstens acht Stunden, schliefen jede Nacht in einer anderen Herberge, auch in Berghütten hoch oben in den gewaltigen Tauern, und standen überwältigt am Rande der Gletscher und überquerten diese auch. Ilse war abends im geselligen Kreis eine der Lustigsten, aber während der Wanderungen ging sie gern allein voraus oder als letzte, sie mochte nicht reden, die Landschaft überwältigte das Mädchen, das noch nie einen richtigen Berg gesehen hatte.

Aber dann gesellte sich eine Gleichgesinnte zu ihr, sie hatte eine sehr klangvolle Stimme, und nun sangen sie beide ihr Glück und ihre Dankbarkeit über die Schönheit der Welt hinaus in die reine Bergluft. Sie brachten sich ge-

genseitig neue Lieder bei, und Ilse lernte von der Wanderkameradin ein ihr unbekanntes des von ihr sehr geliebten Peter Rosegger. Sie formten dazu eine zweite und dritte Stimme, sangen es viele Male am Tage und hatten dabei ein tiefes Daseinsgefühl im Angesicht von Leben und Tod, von Werden und Vergehen in den Gefahren der Berge:

„Gute Nacht, ihr Freunde, ach, wie lebt' ich gern.
Daß die Welt so schön ist, dank ich Gott, dem Herrn;
daß die Welt so schön ist, tut mir bitter weh,
wenn ich schlafen geh'.

Ach wie gerne möcht' ich noch von Bergeshöhn
meine süße Heimat sonnenbeleuchtet sehn,
und den Herrn umarmen in des Himmels Näh',
eh' ich schlafen geh'.

Wie man abends Kinder ernst zu Bette ruft,
führt der Herr mich schweigend in die dunkle Gruft,
meine Lust ist Leben, doch sein Will' gescheh',
daß ich schlafen geh'."

Ihr machte der „Herr" in diesem Liede nichts aus, für sie war schon das revolutionär an dem Dichter, daß er die Schönheit der Welt pries, seine Lust am Leben zugab und bedauerte, daß er „schon schlafen gehen mußte".

Er war ein Kind des 19. Jahrhunderts gewesen, von tiefer, bäuerlicher Frömmigkeit, der das Leben nicht als Jammertal ansah; er war 1918 gestorben. Sie hatte alle seine Bücher schon als Kind gelesen; in der Bekenntnisschule war er nicht gefragt gewesen, um so mehr war sie bestrebt, seine Werke in die Bücherei ihrer Klassen aufzunehmen. Nun hatte sie ein neues Lied von ihm gelernt und nahm es als tiefen Gewinn mit in die Großstadt zurück.

Oft sang sie es abends in ihrem Zimmer, Walters hörten es gern, wenn sie sang, Aber dies Lied erregte sein Mißfallen, er höhnte darüber und verstand nicht, daß sie den Text nicht beanstandete.

Er fing an, über den Inhalt zu diskutieren, über das Kind-Vater-Verhältnis darin. Sie versuchte, ihm etwas von den verschiedenen Ebenen der Gotteserkenntnis zu sagen, daß erst das Christentum den persönlichen, männlichen Gott gebracht hätte, daß aber „das god" der Vorfahren, das Göttliche, etwas sei, das man bejahen könne. Er wußte nichts davon, er haßte „den" Gott, darum war er „überzeugter Atheist". Er haßte auch die Bibel, wie Änne; Marx war seine Bibel, wie er sagte.

Sie gab auf, sang das Lied nicht mehr, wenn er zu Hause war, und hielt sich möglichst fern von ihm, besuchte seine Frau nur, wenn sie allein war, um sie fröhlich zu machen, denn sie verreiste nie und durfte keinen Besuch haben. So war sie glücklich, wenn die junge Lehrerin etwas Lustiges aus der Schule oder Erlebnisse aus den Ferien berichtete.

Ein Jahr ging so dahin, da mußte Herr Walter plötzlich ins Krankenhaus. Viele Monate lag er schwerkrank dort und durfte lange Zeit keinen Besuch haben. In dieser Zeit baten Elli und ihr Verlobter, sie möchte doch zu ihnen ziehen; in etwa einem halben Jahr sei ihr Haus fertig, und sie säßen auf hohen Lasten. Das Angebot war sehr verlokkend, eine eigene kleine Wohnung von zwei Zimmern mit großem Balkon und Badbenutzung zu bekommen. Sie fuhr hinaus, den Rohbau zu besichtigen; er lag draußen im schönsten Vorort der großen Stadt; hinter dem Hause dehnten sich noch weite Wiesen, ein kleiner Ententeich war da, ein großes Gartengrundstück gehörte dazu, und die Allee, an der das Haus lag, war ein Bogengang von uralten, rauschenden Linden. Sie sagte zu, mochte aber der sorgenvollen Frau Walter noch nicht davon sprechen.

Aber eines Tages fragte diese so nebenbei: „Ihre Freundin baut doch ein Haus, ich habe mir den Bau angesehen; wenn mein Mann wieder gesund ist, kann er ja die vier Treppen nicht mehr steigen. Vielleicht könnten wir bei ihr die kleine Wohnung oben mieten? Oder ist sie schon vergeben?"

Ilse klopfte das Herz. ‚Jetzt oder nie', dachte sie und nahm ihren Mut zusammen. „Ich ziehe dort ein, meine Freundin bat mich drum!" - „Warum haben Sie das verschwiegen?" - „Ich wollte Sie jetzt noch nicht belasten damit; denn es ist erst in einem halben Jahr etwa soweit." - „Und wir dachten, Sie würden wie eine Tochter unser ganzes Leben bei uns bleiben!"

Ilse schwieg. Dies schien ihr denn doch zuviel verlangt. Auch ging es ihr gegen die Ehre, daß Frau Walter denken könnte, sie wollte nicht heiraten? Oder traute sie ihr nicht zu, einen Mann zu finden? Sie hatte Freunde und Kameraden genug, seit sie auf der Universität noch neben dem Beruf Vorlesungen hörte, auch wenn sie nicht darüber sprach. Nein, sie wollte nun endlich nur jung sein, ohne sich länger mit Problemen anderer Menschen zu belasten.

„Was wird mein Mann dazu sagen!" hörte sie die klagende Stimme Frau Walters. „Sie können es ihm doch noch verschweigen, es ist ja noch lange hin?" Damit war das Thema beendet.

Einige Tage später kam Frau Walter von einem Besuch in der Klinik zurück. „Darf ich Ihren Gatten auch bald besuchen?" fragte die junge Lehrerin. „Er wünscht Sie nicht zu sehen; er ist außer sich, daß Sie uns verlassen wollen, wo wir Sie wie eine Tochter behandelt haben!"

Ilse war erschrocken und empört zugleich. „Aber Sie hätten mich doch auch verlassen, wenn Sie die kleine Wohnung bei meiner Freundin bekommen hätten! Für uns drei wäre doch nie Platz gewesen, das wußten Sie doch!"

„Das ist etwas ganz anderes!" sagte Frau Walter.

Ilse ging in ihr Zimmer. Am Tag darauf hatte sie die Kündigung zum nächsten Ersten in den Händen. Sie war fassungslos und lief ratlos zu einer befreundeten Kollegin, einer zehn Jahre älteren Studienrätin, die in der Nähe eine Vierzimmerwohnung hatte, von einer Wirtschafterin, ihrer alten Kinderfrau, betreut wurde und auch ein Gästezimmer besaß.

Ilses Stolz war tief getroffen, sie wollte gern sofort ausziehen und nicht erst bis zum Ersten warten. Das Fräulein Doktor der Biologie war sofort einverstanden. So bezahlte sie kühl ihre Miete bis Monatsende und zog am nächsten Tag aus. Frau Walter hatte vorgezogen, an diesem Nachmittag nicht zu Hause zu sein.

Nun folgte eine schöne Zeit mit der gleichgesinnten klugen Freundin, der ihre studierten Kollegen aber übelnahmen, daß sie sich mit einer „einfachen Oberschullehrerin" angefreundet hatte. Das kümmerte sie aber nicht, sie machte keinen Unterschied zwischen Studierten und Nichtstudierten, zumal ja ein Studium in den harten Kriegs- und Nachkriegsjahren durchaus eine Geldfrage gewesen war.

In den Weihnachtsferien stand die Todesanzeige von Herrn Walter in der Zeitung. Er war auf seinen Wunsch hin verbrannt worden. So hatte er als Freidenker richtig gehandelt, sie hatte Achtung vor dieser Tatsache.

Im neuen Jahr kam eines Tages die Mutter einer lieben Schülerin in ihre Sprechstunde. Die Familie wohnte seit Jahren ein Stockwerk über Walters, und Ilse mochte die fleißige und geduldige Mutter von fünf Kindern sehr gern. Sie erzählte, daß Herr Walter die letzten Tage vor seinem Tod zu Hause gewesen wäre. Er habe in Todesangst tage- und nächtelang immer wieder geschrien und gebrüllt: „Ich will nicht sterben!", daß es durchs große Haus hallte und

die Familien ihre Kinder für diese Tage bei Verwandten oder Freunden unterbrachten.

Sie erzählte auch von der Feier im Krematorium. Sie war großartig gewesen, und alle waren tief erschüttert, als auf ausdrücklichen Wunsch des Toten, wie gesagt wurde, ein Frauenchor das Lied sang:

„Gute Nacht, ihr Freunde,
ach, wie lebt ich gern!"

Ilse saß tief bewegt. Tränen liefen ihr lautlos über das blasse Gesicht. Es war, als strecke ihr der Tote die Hand zur Versöhnung entgegen. Nun war er nicht mehr der Parteimensch „vom linkesten Flügel", der Tod kannte keine Parteien, er kannte nur die Menschen, die zur Erde zurückkehrten im ewigen Wandel. In der Erde des Friedhofs aber gab es keine Gräben, die trennten.

Schutzwall gegen störende Einflüsse

Religionsstunden - Die Sternenfeier - Neid - Volkstanz und Feierstunden - Die orthodoxe Theologin - „Bund für Volksaufartung, Erbkunde und Eheberatung" - Schülermitverwaltung - Es bleibt alles beim alten

In dieser Zeit gestaltete sie ihren Religionsunterricht, den sie vom ersten Tag an hatte geben müssen, mit besonderer Hingabe. Unmerklich hatte sie die zehn- bis vierzehnjährigen Schülerinnen dazu gebracht, sehr aufmerksam an die Geschichten des Religionsbuches heranzugehen und sozusagen in ihnen auf Entdeckungsreise zu gehen. Sie las ihnen aus Richard Lindes Buch „An heiligen Stätten" vor und nahm die Geschichten des Neuen Testaments durch mit Hilfe von Peter Roseggers Buch „INRI". Sie lernten viele volkstümliche religiöse Lieder, auch einmal das altkatholische Wallfahrtslied aus vorreformatorischer Zeit: „Meerstern, ich dich grüße, o Maria hilf!" Die Musikalischen unter ihnen fanden mehrere Stimmen dazu, auch eine Oberstimme, und das Lied erklang dann fünfstimmig zur großen Freude aller. Die anderen evangelischen Religionslehrerinnen warfen ihr vor, daß sie ein katholisches Lied lernen lasse, und es gab deshalb eine kleine Auseinandersetzung. Aber sie ließ sich nicht mehr beirren.

So forschten die Schülerinnen mit Eifer in der Bibel, auch nach den Spuren der zerstörten Naturreligionen. Ihre Meinung wurde nicht gelenkt, sie liebten diese Religionsstunden

am meisten von allen Fächern, und ohne Angst waren sie fähig zu einem gesunden Urteil. Kam die junge Lehrerin etwa wegen einer langen Pausenkonferenz verspätet in den Unterricht, stand sicher eine vor der Klasse, hatte schon alles zu Lernende abgefragt, die betreffenden Schülerinnen beurteilten sich selbst, ob sie es gut oder nur mäßig gekonnt hatten; die ganze Klasse war hellwach bei dieser Beurteilung, und mit Zustimmung aller wurden die Nummern in das Notizbuch der Lehrerin geschrieben; schnellstens mußte das gehen, damit nur ja keine Zeit verlorenging für die Behandlung neuer Themen.

Ein anderes Mal hörte sie schon von weitem vielstimmigen Gesang, als sie sich dem Klassenzimmer näherte; da sangen sie all die schönen Lieder: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud!" oder „Der Mond ist aufgegangen" oder auch „Auf Adlers Flügeln getragen". Wenn sie dann die Klassentür öffnete, sagten die Vertrauensschülerinnen: „Wir können gleich weitergehen, wir haben schon alles geübt!"

Eines Tages ließ sie der Direktor rufen und eröffnete ihr, daß sie auch in Abständen die Montagsandacht halten sollte. Diese Feier war ihr schon als Schülerin derselben Schule ein Greuel gewesen. Da strömten die Hunderte in den schönen, festlichen Raum; die Großen trugen in den Blusen versteckt Vokabelhefte oder Notizen mit mathematischen Formeln oder den Namen der Erdzeitalter, je nachdem, was in den Stunden darauf mündlich oder schriftlich verlangt wurde.

Vorn am schwarzen Brett - wie in der Kirche - stand die Nummer des Gesangbuchliedes, dann setzte die Orgel ein, es wurden 2 bis 3 Strophen gesungen, danach trat ein männliches oder weibliches Mitglied des Kollegiums, immer Religionslehrer, ans Pult, las eine Bibelstelle und die dazugehörige gedruckte Erklärung, setzte sich wieder, es folg-

ten wieder 2 bis 3 Liedstrophen, danach oft noch eine wichtige Ankündigung des Direktors, und wieder schoben sich alle mit gleichmütigen Gesichtern hinaus.

Sie weigerte sich, eine solche Andacht zu halten. Der Direktor stellte ihr frei, sie anders zu gestalten. Sie sagte zu unter der Bedingung, daß ihre Religionsklasse mitwirken dürfte an der Feierstunde. Das wurde bewilligt, zumal gerade in dieser Zeit der „Arbeitsunterricht" etwas ganz Modernes war.

Die Klasse geriet in Begeisterung. O sie wollten zeigen, was sie konnten! Pläne wurde gemacht, wieder verworfen, neue Vorschläge kamen. Eine gute Rechnerin brachte den besten Vorschlag: eine Sternenandacht zu halten!

Die junge Lehrerin hatte gerade die Längenmaße durchnehmen müssen, da hatten sie die Maße aus dem Mittelalter genau so gelernt und sich veranschaulicht wie die nun gesetzlich gültigen; aber auch das Lichtjahr hatten sie kennengelernt, die Entfernung des Mondes und der Sonne von der Erde; sie hatten eine Reise im D-Zug zum Mond berechnet, 228 Tage brauchte man dorthin, zur Sonne aber 248 Jahre, sie wußten, welche Ururur..... enkel wohl auf der Sonne nach Generationen ankommen würden, wenn dies möglich wäre, aber auch, daß man in einer Rakete nur drei Tage zum Mond brauchen würde. Raketen, wenn auch anderer Art, waren ihnen geläufig, ließen sie doch nach jeder Sportstunde für den „Verlierer" eine Rakete steigen, durch Klatschen auf die Oberschenkel, durch Trommeln der Fäuste auf der Brust und durch sausendes Kreisen der flachen Hand vor dem Mund, während dieser ein zischendes Geräusch von sich geben mußte: dann folgte ein Aufwärtsheben der Arme zu Himmel und ein bewunderndes: AAAAAh! Die Geräusche dieser Rakete waren so naturgetreu, daß die am Sportplatz Vorübergehenden verwundert zum Himmel schauten. Das war immer ein Hauptspaß!

Aber eine Andacht gestalten, das war kein Spaß, das war eine ernste und verpflichtende Angelegenheit, das spürten sie alle. Gruppen bildeten sich, die Gedichte über Sterne heraussuchten, andere stellten die zu singenden Lieder zusammen, Berechnungen und Größenvergleiche wurden ausgeführt von den guten Rechnern, um ein wirklich anschauliches Bild von der Größe des Kosmos zu geben: die Sonne als große Apfelsine und die Erde als Stecknadelkopf dazu waren ihnen ganz geläufig.

Dann wurde geübt - - und eines Morgens war es soweit! Da standen sie alle vorn in der Aula, 46 elf- bis zwölfjährige Mädchen, und waren mit ganzem Herzen bei der Sache, sangen inbrünstig, - eine schlug den Takt - sagten ihre Gedichte auf, und die junge Lehrerin stand hinter dem Rednerpult und sprach - mit Herzklopfen - frei, wo sonst nur abgelesen wurde. Hinten wurden die Vokabelhefte und Notizblätter gar nicht erst vorgeholt, es war eine völlig ungewohnte Stille in der großen Aula, und Ilse spürte voll Dank, daß der Eifer und die Begeisterung ihrer kleinen Schar die sonst so gleichgültigen Großen mitgerissen hatte. Sie fühlte beglückt, daß hier eine aufgeschlossene Jugend war, von natürlichem, angeborenen, religiösem Gefühl, fähig, die Weite des Kosmos zu erfassen, und damit den Gottesbegriff von der Kleinheit des blindwütigen, biblischen Jahwe zu lösen. Der Acker war bereitet, nun hieß es, Saat zu säen! Aber wo waren die Theologen, die dies tun würden?

Die Feier war zuende, wie beschwingt zogen die Schülerinnen hinaus, zurück in ihre Klassen; die freudig bewegte kleine Schar der Feiergestaltung ging als letzte.

Die Lehrer holten im Konferenzzimmer ihre Bücher, um den Unterricht zu beginnen. Keiner beachtete die junge Lehrerin, und sie hoffte doch so sehr auf ein freund-

liches Wort. Denn sie selber hatte immer, wenn die anderen oben standen und gelegentlich einige selbst formulierte, eigene Sätze mit eigener Idee dem Vorgedruckten anfügten, diese Selbsttätigkeit empfunden wie einige frischgrüne Halme in der Wüste, war nach der Andacht zu den Betreffenden hingegangen und hatte ihnen gedankt für die Anregung, von der sie innerlich Gewinn haben konnte. Das war ihr ein ehrliches Anliegen gewesen. Dann hatte die oft maskenhafte Starrheit – anerzogen durch vielleicht liebearmes Leben in einer Welt der Scheinmoral - sich gelöst, ein dankbares Lächeln hatte die alten Züge der Kollegen verschönt, und sie hatten der jungen Lehrerin freundlich die Hand gereicht. Später war dieser dann aufgefallen, daß sie die einzige war, die sich für solchen Lichtblick in der Wüstenöde dieser Andachten bedankt hatte.

Heute nun hoffte sie, daß auch sie eine positive Kritik fände, ach, schon ein freundliches Wort hätte ihr genügt, denn sie war ja gar nicht so selbstsicher, wie es oben hinter dem Rednerpult vielleicht ausgesehen hatte! Es war die erste eigene Andacht ihres Lebens, und vor Hunderten von Menschen!

Aber sie sahen alle an ihr vorbei, sie kam sich vor, als habe sie eine ansteckende Krankheit. War sie in dieser Feierstunde wieder einmal „aufgestanden" wie in ihrer Kindheit und Jugend? Und war diese Nichtachtung der Theologen soviel wie die schweigende Aufforderung: „Ilse, setz dich?" Ihre Freude an der gelungenen Andacht war fast dahin. Sie hatte doch keine Revolte gemacht?

Es war eine Feier von tiefer Religiosität gewesen; sie hatte die Hunderte ergriffen, das spürte sie, und nur mit Hilfe ihrer Schülerinnen war dies geschehen. Sie hatte eine neue und doch so uralte Welterkenntnis aufzeigen wollen, das Göttliche im All, dessen Größe die indogermanischen Heidenvölker begriffen hatten, als sie das wunderbare Stern-

bild des Orion zum Spinnrocken Friggas machten und ein anderes zu ihrem Halsband. So groß waren ihre Maße! In Sternenweiten hatten sie gemessen, nicht in den lächerlich kleinen, irdischen Maßen, von denen das einzig würdige große das Lichtjahr war, das ihre Klasse veranlaßt hatte, eine Sternenandacht zu halten!

Am Nachmittag saß sie mit Freundin Hertha, dem Fräulein Doktor der Biologie, bei der sie noch immer wohnte, zusammen. Sie rätselte, was sie wohl falsch gemacht hatte, weil doch niemand ein anerkennendes Wort gefunden hatte. Da sagte diese: „Du bist ein Närrchen, Ilse, Neid ist das, blanker Neid!"

Das Mädchen war tief erschrocken; sie hatte noch nie Neid empfunden bei den geistigen Leistungen anderer, sie konnte sich sehr mitfreuen, wenn ein anderer etwas gut gemacht hatte, das war ihr wohl angeboren und nichts Besonderes. So fragte sie denn: „Aber dann könnten die anderen doch auch solche Andachten machen?" - „Das können sie eben n i c h t", sagte das forsche Fräulein Doktor mit Nachdruck. „Aber sie haben doch Theologie studiert, große Examina gemacht und müssen doch viel mehr wissen als ich!"

„Eben", sagte Hertha ungerührt, „das Wortwissen, das Jonglieren mit Worten ist es und das Dogma, das häuft den Schutt auf die Seele, auf den Geist des lebendigen jungen Studierenden. Unsere Kollegen werden durch dich erinnert an die Zeit ihrer Jugend, als sie vielleicht auch einmal Neues wollten, umwälzende Iden hatten! Aber die Confessio Augustana, auf die der Theologe schwören muß, hat wohl ihre Flügel gestutzt!"

Ilse wurde lebhaft. „Ich habe vor Jahren auch einmal die Absicht gehabt, Theologie zu studieren, um alles anders zu machen, aber als ich von dem Augsburger Glaubensbekenntnis hörte, das man bejahen muß, las ich es aufmerk-

sam durch und wußte, ich könnte es nie unterschreiben und mich danach im Beruf richten. Und mit einer Lüge kann man wohl keinen Beruf beginnen."

„Sei sicher, du wärest als Theologin schnell rausgeflogen aus dem Amt, und dein armer Vater hätte sich gegrämt wegen deiner verlorenen Pensionsberechtigung!" sagte Hertha lachend.

„Und nun mach dir keine schweren Gedanken wegen unserer so gebildeten Theologen, sei glücklich, daß du noch unverbildet bist und in den Fingerspitzen hast, was viele nicht im Kopf haben!" - - -

Der Direktor nahm keine Rücksicht auf die Gefühle der Religionslehrer und ihre Andachten; so hielt sie weiterhin ihre Feierstunden, wenn sie an der Reihe war; es wurden Feiern rund um den Jahreslauf, um Ostern, um Pfingsten, das alte „Hohe Maien" der naturverbundenen heidnischen Völker, um Sommer- und Wintersonnenwenden. Die „Halleschen Jahreslaufspiele" von Hahne waren eine unerschöpfliche Fundgrube, auch für uralte Lieder; sie lehrte ihre Schülerinnen die alten Weisen der Sigurd- und Brünhild-Balladen, die sich über tausend Jahre immer noch erhalten hatten. Wie gesund und kraftvoll waren die Melodien! Im Deutsch-Unterricht und im schönen Schullandheim bildeten sie ein Gegengewicht zu der Flut von Schlagern, die nach dem verlorenen Krieg über das Volk und besonders über die Jugend ausgeschüttet wurden und oft so zweideutigen Inhalts waren, daß sie den Text manchmal nicht erfaßte. Denn kennenlernen wollte sie schon das, was der Jugend da geboten wurde: „...ausgerechnet Bananen, Bananen verlangt sie von mir!" oder: „wir versaufen unsrer Oma ihr klein' Häuschen, und die erste und die zweite Hypothek!"

Sie gründete einen Volkstanzkreis und fügte ihrem Deutschunterricht Volks- und Trachtenkunde bei. Bald hatten die Schülerinnen das Bedürfnis, die alten Tänze nicht

im Turnzeug, sondern in alten bäuerlichen Gewändern einzuüben. Fast alle hatten noch irgendeine Verwandte, die noch eine Tracht besaß, und viele der Mädchen bekamen eine geschenkt oder durften sie nacharbeiten. Bei der Vorbereitung der Tänze wurden deren einzelne Figuren aufgezeichnet, und sie entdeckten, daß in verschiedenen Formen das Wissen vom Kreislauf des Lebens niedergelegt war, von der Einheit, von Bindung und Lösung im Auf und Ab des Schicksals und von der Kette der Geschlechter.

So versuchte sie im kleinen einen gesunden Schutzwall aufzurichten für die ihr anvertraute Jugend gegen die zerstörenden Einflüsse der Umwelt. Während der „Reigen" und „Yoshiwara", ein Freudenhausstück, über die Bühne gingen, Nackttänze den Kabaretts volle Häuser einbrachten und Lokale für Homosexuelle und Lesbierinnen wie Pilze aus dem Boden schossen, stemmte sie sich in ihren Andachten und im Unterricht dagegen; aber keiner der Theologen unterstützte sie. Sie sahen ruhig zu, wie der Atheismus mehr und mehr modern wurde und um sich griff; sie schienen eingeengt durch ihr Dogma, so daß sie keine Kraft besaßen, erfolgreiche Gegenwehr zu leisten.

In dieser Zeit nun suchte eine ganz orthodoxe Theologin zu Ilses Verwunderung ihre Freundschaft. Sie war wohl fünfzehn Jahre älter als sie, streng behütet vom Pastoratselternhaus aufgewachsen, ohne je geblüht zu haben; sie schrieb jeden Nachmittag eine ganze Kladde voll für den Unterricht des nächsten Tages, mit Fragen und Antworten, die sie auswendig lernte. So saß sie täglich bis in die Nacht hinein über den Büchern.

Jede Woche einmal bat sie die viel Jüngere zu stundenlangen Gesprächen zu sich. Sie wußte nichts von all den neuen Forschungsergebnissen berühmter freisinniger Theologen, wollte alles darüber wissen und kam dann doch zum Schluß als überlegene studierte Theologin mit den Argu-

menten: „Das ist wissenschaftlich nicht erwiesen, das glaube ich nicht, davon habe ich nie gehört!"

Ilse wurde an den Superintendenten erinnert, der noch nichts von Josefs Getreidewucher gehört haben wollte und ihr darum nicht geglaubt hatte. Diese Gespräche mit der Kollegin waren anstrengend für sie, weil sie zu keinem Ergebnis führen konnten und doch von der anderen gesucht wurden.

Freundin Hertha meinte trocken: „Du bist ein Dummerchen! Sie erfährt durch dich das Neueste und Wesentlichste auf dem Gebiet der theologischen Forschung wie einen Extrakt; das ist bequemer, als die Bücher selbst zu lesen."

Aber Ilse traute das dem Fräulein Gabeler nicht zu, sie schien durch diese Gespräche aufzuleben; denn sie hatte nur ihre uralte Mutter bei sich, die zwar noch rüstig genug war, sie zu versorgen, aber noch die alte pietistische Frömmigkeit des letzten Jahrhunderts in sich aufgenommen hatte und diese in liebevoller Weise als tiefe Ruhe ausstrahlte. Mit dieser gütigen alten Frau mit großem Herzen und kleinem Horizont und der kindhaften Gottesvorstellung altpreußischer Pfarrhäuser konnte niemand theologische Streitgespräche führen; es wäre ergebnislos und beinahe verbrecherisch gewesen.

Ilse aber war die tiefe Frömmigkeit der alten Mutter lieber als die theologische starre Weisheit der studierten Tochter. Sie wurde an Matthias Claudius erinnert, wenn die alte Dame sie freundlich begrüßte und an seine Worte: „Wer nicht an Christus glauben will, der muß sehen, wie er ohne ihn raten kann. Ich und du können das nicht. Wir brauchen jemanden, der uns hebe und halte, weil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir sterben sollen; und das kann er überschwenglich, nach dem, was von ihm geschrieben steht, und wir wissen keinen, von dem wir's lieber hätten."

So hegte sie eine große Achtung für die gütige alte Frau. Fräulein Gabeler aber betonte sehr das „Gesetz" und das „Dogma" und war ein lebendiges Beispiel dafür, was aus einem Menschen unter dem „Gesetz" und unter „der Furcht des Herrn" werden konnte. Ilse wollte die Kollegin nicht überzeugen in ihren Gesprächen, während die andere geradezu rang um die verlorene Seele der Jüngeren, wenn auch ohne Erfolg. Da war die Freundschaft mit Hertha, der Biologin und Mathematikerin, ein gutes Gegengewicht.

Diese Kollegin war sehr naturverbunden, in allen, auch den teuren Sportarten zu Hause, da sie vermögend war. So konnte sie Hochtouren machen, wenn sie wollte, fuhr zum Skifahren und Schlittschuhlaufen und hatte auf dem großen Strom ein schönes Faltboot, in dem sie die junge Freundin mitnahm und ihr dadurch unvergeßliche Erlebnisse bot. In religiösen Dingen war sie allerdings ganz gleichgültig, aber sie waren beide sehr interessiert an Erbbiologie und traten in den in der Mitte der zwanziger Jahre in Deutschland gegründeten, ganz parteilosen Bund für „Volksaufartung, Erbkunde und Eheberatung" ein, der vom „Kaiser-Wilhelm-Institut" ausging, leider aber durch viele Jahre hindurch bei einem 60 Millionen-Volk nur etwa 800 Mitglieder hatte. Dabei kam es den beiden Freundinnen auf den großen Jahrestagungen im Herbst so vor, als ob die Deutschen wieder einmal als letzte aufkreuzten, wie sie auch im letzten Jahrhundert erst Kolonialanspruch erhoben, als die Welt schon aufgeteilt war unter die Großen. Denn in Amerika gab es schon um die Jahrhundertwende in vielen Staaten wichtige Gesetze, um zu verhindern, daß z. B. Lustmörder und erblich Kranke sich uferlos vermehrten.

Sie beide fanden es wunderbar, daß dieser Bund nur um das Wohl des Volkes ging und nach keiner Parteizu-

gehörigkeit oder Religionsgemeinschaft fragte. Sie sahen darin einen ersten Hoffnungsschimmer für das Heraufkommen einer neuen Zeit, wie Ilse dies so oft mit Lenas Vater, Herrn Jakobssohn, erhofft hatte, und was doch bislang nur das Rote Kreuz, die Heilsarmee und ähnliche Organisationen, die Freiwillige Feuerwehr und die Deutsche Lebensrettungsgesellschaft in die Tat umsetzten:

Hilfe für alle, ohne nach einer Partei oder Religion zu fragen!

Im Kollegium ernteten sie mitleidiges Lächeln oder Spott für ihre Zugehörigkeit zu dem neuen Bund, in dem berühmte Wissenschaftler und nur wenige Laien Mitglied waren. Fräulein Gabler war entsetzt, wie auch andere Theologen.

Sie sprach von den Sünden der Väter bis ins dritte und vierte Glied, die die beiden ja durchaus auch zugaben, wenn sie allein an die Trunksucht dachten und an ihre furchtbaren Folgen bei den Nachkommen, die die Irrenanstalten füllten. Sie führte erregt das Buch Hiob an, auch, daß Gott schwachsinnige Kinder auf die Welt schicke, um die betroffenen Eltern zu läutern ... ach, die Läuterung! Ja, die kannte Ilse schon seit Kindertagen, als sie bei Jakob darauf gewartet hatte!

In dieser Zeit fielen die beiden Freundinnen also unangenehm auf, allein durch die Tatsache, daß sie einem kleinen Bund angehörten, dessen Mitglieder nur einmal im Jahr zusammenkamen, keine Ortsgruppen oder Vereinsmeierei kannten, und der nur einmal im Monat eine Zeitschrift herausgab, die sich allerdings beide an die Schuladresse senden ließen und die in den Postfächern unangenehm auffielen, „Eheberatung" stand noch dazu darauf - was hatten sich zwei unverheiratete Lehrerinnen mit Eheberatung zu beschäftigen?

Zur selben Zeit schuf der Direktor wieder einmal et-

was bahnbrechend Neues. Er stellte seine aufgeschlossene demokratische Gesinnung unter Beweis und kündete eine Schülermitverwaltung an. Eine stimmberechtigte Schulgemeinde wurde gegründet, ein kritischer Schülerrat eingesetzt; je nach Klassengesinnung und Einsicht wurden die Klügsten, die Mutigsten oder auch die Vorlautesten gewählt innerhalb der Klassen, es war eine unruhige Zeit der Sitzungen und Satzungen. Das Kollegium teilte sich in Gruppen der dieser Neuerung Aufgeschlossenen, der Gleichgültigen und der dagegen Kämpfenden. Die Schulgemeinschaft schien zeitweise ein Pulverfaß zu sein. Viele Entschließungen wurden gefaßt, Stellungen bezogen und viel gewählt.

Eines Tages wurde von der Schulgemeinde das Thema „Morgenandacht, ja oder nein" aufgeworfen. Es gab Debatten darüber unter den Schülern, viele Lehrer waren nicht erschienen; bald schon wurden Stimmzettel verteilt und zur Wahl geschritten. Hier und da zwischen den buntgekleideten Schülerinnen sah Ilse Mädchen mit blauen Blusen und roten Schlipsen, sie wußte, wie diese wählen würden als Anhänger der kommunistischen Jugendorganisation; sie waren Fanatiker und hatten Marschrichtung auf Grund ihres Marschbefehls. - Die Zettel wurden eingesammelt und dem Schülerrat zur Auswertung übergeben.

In der nächsten Sitzung wurde das Ergebnis bekanntgegeben. Nur einige wenige bejahten die übliche christliche Andacht, mit überwiegender Mehrheit wurde diese verneint, dafür aber wurden Morgenfeiern gefordert, wie die jüngste Lehrerin sie mit ihren Schülerinnen gemeinsam gestaltet hatte. Die freute sich sehr über dies Ergebnis, weil sie daraus ersah, daß die Jugend noch nicht angekränkelt war trotz allem, was ihr Zeitung, Theater, Rundfunk und politische Schulung zumuteten. Da war noch der weiche Grund in ihren Seelen vorhanden, in den Neues zu pflanzen war, da sprudelte noch ein Quell der Gesund-

heit, der zu Hoffnungen berechtigte. Sie war zu harmlos, um sich klarzumachen, daß sie durch dies Ergebnis herausgehoben wurde aus der Vielzahl der Kollegen; sie war nur glücklich.

Die Freude war schnell dahin, als sie die Mienen der Religionslehrer sah, über deren Andachten nun das Urteil gefällt worden war. Es gab aber keine Aussprachen darüber in einer Konferenz, auch nicht unter Einzelnen, die Wahl wurde einfach totgeschwiegen, die Wünsche der Schulgemeinde wurden nicht erfüllt.

So blieb alles beim alten. Seltsamerweise wurden aber alle freundlicher zu der jungen Kollegin. Als sie Freundin Hertha nach dem Grund fragte, meinte diese sachlich: „Sie haben langsam begriffen, daß es dir um eine Idee geht, daß du selbst dich nicht herausstellen und auch ihnen nicht schaden willst, das ist alles. Vielleicht ahnen sie auch, daß etwas Neues kommen wird, das sie nicht aufhalten können!"

In dieser Zeit erwog Ilse erstmalig, aus der Kirche auszutreten. Sie hatte diesen Entschluß immer hinausgeschoben, sie gab den Religionsunterricht auf ihre Weise sehr gern; sie hatte etwas ergründen wollen, und dies hatte sich nun bewahrheitet: daß die jungen Menschen bereit waren zur Aufnahme des Neuen, daß die Wüste keinen Boden in ihren Herzen gefunden hatte. Der Kern dieser Nachkriegsjugend war in Ordnung; er stellte das Ewige im Volk dar, auch wenn es nicht so aussah; denn die Presse spielte das Kranke, das Wurmstichige, das Süchtige hoch in dieser Zeit. Wie ekelerregend verfolgten die Zeitungsschreiber die Liebeserlebnisse krimineller Schüler bis in die Schlafzimmer hinein, nur, um hohe Auflagen zu erzielen!

Aber sie ließ sich nicht beirren, sie glaubte an das Gute in der ihr anvertrauten Jugend, an das gute Erbe in diesen frischen, sauberen Mädchen, und sie sah ihre Aufgabe wei-

ter darin, einen Damm zu setzen gegen den trüben, zähen Schlamm des Schmutzes. So zog sie während des Aufenthaltes im Schullandheim singend mit ihnen über die waldigen Berge, tanzte, spielte und turnte mit ihnen auf dem großen tannenumsäumten Sportplatz, sammelte Märchen und Sagen gemeinsam mit den Schülerinnen, ließ sie den Waldarbeitern beim Pflanzen der Setzlinge in den Schonungen helfen und stand abends mit ihnen im großen Kreis auf der Waldwiese. Der Mond schien durch die dunklen Wipfel, und sie sangen das Abendlied des Matthias Claudius. Auf den ernsten jungen Gesichtern lag leuchtend der Schein des Gestirns: „Gott, lass uns ruhig schlafen und unsern kranken Nachbarn auch!"

Die Judenfrage

Ein Wandertag und der Talmud - „Eine Aufgabe für uns" - Zwei jüdische Väter und eine offene Aussprache - Entstehung des Jahweglaubens - Der abgeschriebene Noah - Vom Rachegott zum „Gott der Liebe" - Luther und die Bibel

Als sie ihre nun vierzehnjährigen Schülerinnen das dritte Jahr betreute, hatte sie ein Erlebnis, das entscheidend war für den Wunsch seit Kindertagen, von den Fesseln einer fremden Religion frei zu werden.

Sie hatte zwei Volljüdinnen in ihrer Klasse, eine Rabbiner- und eine Rechtsanwaltstochter, die jeden Sonnabend, an ihrem Sabbat, in der Schule fehlten. Ihretwegen waren Hauptfächer auf andere Tage verlegt worden, und die evangelischen und katholischen Religionsstunden wurden am Sonnabend gegeben, dazu auch Sport, Gesang und Handarbeit. Es waren zwei liebe Mädchen, die ganz stark die körperlichen Merkmale ihres alten Volkes trugen, im Gegensatz zu Thorhild, die groß, blond und blauäugig war und bei der höchstens ihre Nase charakteristisch war für das Volk, dem ihr Vater angehörte.

Die zwei Mädchen aus streng orthodoxen Familien hielten fest zusammen, waren fleißig, dabei still und unauffällig. Die Klasse mochte die beiden gern, aber sie blieben am liebsten für sich. Auch zu Thorhild hatten sie kein näheres freundschaftliches Verhältnis. Die Klasse und die Lehrerin wußten, daß die beiden am Sabbat nichts tun durf-

ten, nicht einmal einen Klingelknopf oder einen Lichtschalter betätigen; die Eltern hatten evangelisches Personal, das der Familie am Festtag verbotene Arbeit abnahm. Die beiden Mädchen waren für die staunenden Kameradinnen wie Angehörige einer anderen Welt.

An einem Freitag nun war großer Wandertag angesagt für die ganze Schule. Es war üblich im Kollegium, diesen Tag schon mittags enden zu lassen, eben dann, wenn die Unterrichtsstunden der einzelnen Lehrkräfte abgeschlossen waren. Die junge Lehrerin aber nutzte gern diese neun Wandertage im Jahr dazu aus, möglichst einen ganzen Tag lang mit ihren Großstadtkindern draußen in der Natur zu sein, und die Eltern und Schülerinnen waren froh darüber. Aber um der beiden Jüdinnen willen war diesmal von der Klassengemeinschaft beschlossen worden, vor Beginn des Sabbats um 6 Uhr abends in der Stadt zurück zu sein.

So wanderten sie fröhlich am großen Strom entlang, auf den Höhen der steilen Ufer und durch die grünen Wiesen der weiten Marsch, am frühen Nachmittag suchten sie Schutz in einem Bauernhof vor einem kurzen, aber schweren Gewitter und machten sich, nachdem ein heftiger Platzregen niedergegangen war, auf den Heimweg. Sie mußten zwei Stunden lang über die aufgeweichten Lehmwege mehr glitschen als wandern, der Kleiboden klebte in dicken Schichten an ihren Schuhsohlen, so zogen sie im leisen Regen dahin. Es war schon gegen vier Uhr, und die kleine Stadt, von der aus sie mit dem Zug zurückfahren mußten, lag noch im Dunst der Ferne. Miriam und Hanna wurden unruhig, sie sahen oft auf ihre Armbanduhren, sie gehörten zu den wenigen, die eine besaßen zum gelegentlichen Neid der Mitschülerinnen.

Nun wurden den beiden diese Uhren zu einem Angsttraum. Die Lehrerin rief sie zu sich. Miriam und Hanna baten, schon voraus laufen zu dürfen, um rechtzeitig zu

Hause zu sein. Sie fürchteten, daß sie es sonst nicht schaffen würden bis zum Beginn des Sabbats. Der Regen hatte wieder aufgehört. Ilse schätzte die Entfernung. Der Weg war übersichtlich in den flachen Marschwiesen; am Horizont tauchte jetzt auch im Grau der Kirchturm der kleinen Stadt auf. Es bestand wohl keine Gefahr, die beiden allein laufen zu lassen. Sie baten so dringend und wußten, daß sie auch im Sinn ihrer Eltern handelten.

Die Klasse stand schweigend und erstaunt im Rund. Die junge Lehrerin gab den Bittenden die Erlaubnis, und erleichtert und dankbar schüttelten die beiden Mädchen ihr die Hände. Und dann eilten sie davon, so weit dies möglich war. Sie schlidderten und glitschten dahin, wechselten jeweils auf die festeren Ränder des Weges, in dem die Kühe tiefe Spuren, mit Regenwasser gefüllt, hinterlassen hatten. Es bestand die Gefahr, daß sie bei der Eile in die modrigen Gräben links und rechts vom Wege abrutschen könnten; in diesen Morast konnte man tief einsinken wie im gefährlichen Moor.

Sie verfolgte die beiden mit unruhigen Augen. Nun waren sie schon weit entfernt, sie mußten schweißgebadet sein, ihre Rucksäcke tanzten von links nach rechts, nun waren da nur noch zwei bunte Farbflecke, die langsam aber sicher an Entfernung gewannen - jetzt sah man sie noch wie Pünktchen den Deichweg am Rande der Stadt erklimmen, dann waren sie den Blicken der anderen entschwunden, die weiter mit den kleibeschwerten Schuhen mühsam den Weg unter die Füße nahmen. Als auch sie nach fast einer Stunde den Deich erreichten und die Schuhe mit Gras von dem schweren Lehm gesäubert hatten, gab es lebhafte Unterhaltungen unter den Mädchen. Die junge Lehrerin hörte viele abfällige Bemerkungen über „die Juden mit ihrem blöden Glauben", über „die dummen Mädchen, daß sie solche beschwerlichen Eilmärsche auf sich nahmen, nur um

pünktlich zu Hause zu sein", daß „sie die Klassengemeinschaft selbst an einem Wandertag freiwillig verließen und auf die fröhliche gemeinsame Heimfahrt mit Scherz und Liedern verzichteten".

Die junge Lehrerin sagte nichts dazu, sie hatte Mühe, die weitauseinandergezogene Gruppe wieder zu sammeln und zum Bahnhof zu führen. Am nächsten Morgen dann, dem Sabbat von Miriam und Hanna, brachte sie die Rede auf den abgebrochenen Ausflug der beiden. Durch geschickte Fragen veranlaßte sie die Mädchen nachzudenken. Sie erkannte, daß aus vielen Antworten der „Antisemitismus" der Eltern sprach. Sie machte ihnen den Inhalt dieses Begriffes klar, zeigte ihnen auf, daß Semitismus und Judaismus etwas verschiedenes zum Inhalt haben und sprach dann vom Rassehochmut, der in vielen Völkern zu finden sei, auch bei den Juden, soweit sich viele von ihnen für das auserwählte Volk Gottes hielten.

Die Mädchen wußten durch ihre Eltern und auch durch eigene Erfahrungen von dem überhandnehmenden Einfluß des Judentums in diesen zwanziger Jahren, hatten doch manche schon in „Neu-Jerusalem" gelegen, dem Städtischen Krankenhaus; es hieß im Volksmund so, weil etwa 97 % aller Ärzte Juden waren. Auch die junge Lehrerin hatte schon dort gelegen und wußte um die Berechtigung dieses Namens.

Aber sie hatte immer gekämpft gegen Vorurteile, gegen Abwertung von Menschen oder Völkern, und nun hieß es, gegen eine geliebte und intelligente Klasse zu kämpfen und sie zur Einsicht zu bringen. Sie stand aufrecht vor ihnen, sprach von diesem uralten Volk, das an seine Sendung glaubte, das sich beugte unter ein vieltausendjähriges Gesetz, das Sitten der Urväter noch heute aufrechthielt, dessen Familien noch heil waren, und das seine Kraft schöpfte aus einem Glauben, „der ihm auf den Leib geschrieben war".

„Wenn wir uns als Volk gegen sie behaupten wollen, müssen wir die Eigenschaften, die sie uns voraushaben, auch in uns wecken. Jedes gesunde Volk hatte sie einst in sich, Liebe zur Familie, zum Volk, zur Heimat, Liebe zum eigenen Kulturgut, zu uralten Liedern und Tänzen. Und wir müssen uns auch einen Glauben schaffen, der unserer eigenen Art entspricht! Wir haben gerade von Siegfried gehört im Unterricht; er wurde ein unbesiegbarer Kämpfer, als er aus den Stücken des zerbrochenen Schwertes, das seinem Vater gehört hatte, den Balmung schmiedete! Wenn wir das schaffen wollen, aus Eigenem zu leben, kann das jüdische Volk dabei unser Vorbild sein, es ist das einzige unter den zivilisierten Völkern, das seine Kraft ganz aus dem Ureigenen schöpft. Davor sollten wir Hochachtung haben! Und ich bitte euch, auch vor Miriam und Hanna Hochachtung zu haben! Sie müssen unter ihrem harten Gesetz, dessen Weisheit sie noch nicht ermessen können, vieles entbehren, aber sie nehmen es auf sich!

Und in der ganzen Welt verstreut, unter fremden Völkern lebend, geben sie sich nicht auf und sind alle geeint unter einer Hoffnung: Einst werden auch sie im eigenen Land leben, wenn die Engländer ihr Versprechen von 1917 halten! Und nun wollen wir uns bemühen, Miriam und Hanna zu verstehen, sie haben es schwerer als wir."

Sie schwieg, die Schülerinnen saßen ganz still, sie schienen beeindruckt. Und eine von den Klügsten sagte: „So haben wir zu Hause den Begriff Antisemitismus noch nie gesehen! Das ist also im Grunde eine Aufgabe für uns!"

Die Lehrerin nickte und spürte dankbar, daß sie Liebe und Vertrauen ihrer Klasse durch diese Aussprache nicht verloren hatte.

Am Montag waren Miriam und Hanna wieder da, von der Klasse freundlich begrüßt. Sie waren noch rechtzeitig und heil nach Hause gekommen, und die Eltern waren glück-

lich gewesen, daß die Lehrerin sie vorausgesandt hatte. - -

Am Mittwoch hatte sie Sprechstunde. Da meldete ihr der Hausmeister zwei Herren. Es waren die Väter der beiden Schülerinnen. Sie waren beide in feierliches Schwarz gekleidet mit großen schwarzen Hüten auf dem Kopf, das Gesicht des Rabbiners umwallt von schwarzem Haar und langem, gepflegten Bart. Hinter der Brille blitzten kluge Augen. Der Rechtsanwalt wirkte weltlicher in seiner Eleganz, aber beiden sah man die Herkunft aus ihrem Volk sofort an. Auch ihre Namen waren typisch jüdisch, sie gehörten nicht zu jenen, die sich mit eingedeutschten Namen und Aussehen tarnten, um besser ins Geschäft zu kommen.

Diesen beiden Männer gehörte sofort ihre Sympathie. Sie nahmen Platz, sie waren gekommen, um ihr zu danken. Eine ganze Stunde sprachen die drei miteinander, und die Jakobshasserin von einst bekam einen tiefen Einblick in die Probleme dieses alten Volkes.

Die beiden Männer waren wirklich von tiefer Dankbarkeit erfüllt, das spürte sie. Alles, was sie in der letzten Religionsstunde am Sonnabend mit den Mädchen besprochen hatte, wußten sie; Miriam und Hanna waren gleich am Montag von den Kameradinnen unterrichtet worden. Es freute die Lehrerin, daß die Mädchen anscheinend nichts entstellt hatten von dem, was besprochen worden war, weder aus Dummheit noch aus Gehässigkeit, wie das so oft bei Erwachsenen der Fall war. Diese Jugend war bereitet für eine gute Saat! Wann würde sie aufgehen? Wann würden sich die Völker endlich achten in ihrer gottgewollten Eigenart?

Sie sprach offen mit den beiden Vätern. Sie habe Achtung vor der jahrtausendealten weisen Führung dieses Volkes, ebenso wie vor den Geführten, die sich bis heute unter ihr in der Welt einmaliges Gesetz beugten, so wie Miriam und Hanna es auch getan hatten. Aber sie verhehlte auch nicht, daß es gerade in dieser Zeit jüdische Schriftsteller

mit deutschen Namen gab, die dem deutschen Volk seine toten Soldaten verunglimpften, alles, was diesem noch heilig geblieben war nach dem verlorenen Krieg, in den Schmutz zogen und Begriffe wie Liebe, Ehe, Kultur, Heimat, Volk und Vaterland bei andern verhöhnten, während sie selbst sie in Generationen geradezu hochgezüchtet hatten im eigenen Volk. Es war nicht damit getan, den toten Soldaten zu verhöhnen, weil er für einen „Dreck" gefallen sei, sondern die überstaatlichen Drahtzieher anzuprangern, die Kriege anzettelten. Dies aber wurde peinlich vermieden. Warum?

Es wurde ein fruchtbares Gespräch, sie waren sich in vielem einig, und wo sie es nicht waren, half ihnen die Toleranz darüber hinweg. Auch die beiden Männer waren wie sie der Meinung, daß ein „Menschheitsbrei" keine Lösung biete, eine Nivellierung niemals erstrebenswert sein könnte. Die Völker müßten ihre Eigenart nicht verraten, sondern behaupten.

Sie waren sich einig, daß alle Gottesvorstellungen der einzelnen Völker verschieden sein mußten, weil ihre Art verschieden war. Dies aber entsprach dem großen Gesetz der Natur von der Mannigfaltigkeit aller Lebewesen, das man auch als Gesetz von der Ungleichheit aller Lebewesen nennen konnte. Aber alle „Gottes-Vor-Stellungen" waren eben nur Vorstellungen, sie waren nicht Gott. Es würde ein nie endender Weg sein.

Als es zur Pause läutete, mußten sie sich trennen; aber die beiden Väter baten, noch einmal wiederkommen zu dürfen. Sie wollten ihr Gespräch über das „Gesetz" noch vertiefen, und die Junge erklärte sich bereit, inzwischen zu beobachten, ob sich Miriam und Hanna weiterhin in der Klasse wohlfühlen würden. Dafür versprachen ihr die beiden Herren, auch die ehrlich vorgetragene Ansicht der Erzieherin und ihre berechtigten Bedenken gegen Übergriffe, besonders der jüdischen Literaten, die das deutsche Volks-

empfinden laufend beleidigten, in dem Kreis ihrer Gemeinde vorzubringen.

Sie waren sich alle drei einig, es müßte und könnte eine Basis gefunden werden für ein tolerantes Miteinanderleben der Angehörigen dieser beiden Völker. Sie gaben sich im Einvernehmen die Hand und verabschiedeten sich herzlich voneinander. Ilse sah nachdenklich die beiden schwarzen Gestalten über den langen Flur gehen - Menschen wie sie und andere auch - mit Leid und Freude, mit Sorgen um ihre Kinder in einer im Grunde fremden Umwelt, ohne angestammte Heimat. Sie sah wieder Miriam und Hanna wie kleine farbige Punkte über die schwere Lehmerde der Marschenwege hasten; sie sah wie eine Vision über den Alten und den Jungen dieses Volkes dunkel und drohend, ernst und unerbittlich das starre Gesetz aus uralten Tagen, einst übernommen als ein Lebendiges von fremden Völkern, von diesen aber verspielt und vertan.

Dieses Gesetz aber warf die schweren Schatten seiner Dogmen auch auf das Christentum, die Tochter des jüdischen Glaubens, auf das „Judentum fürs Volk", wie es der große D'Israeli, Lord Beakonsfield, einst genannt hatte. Sie überdachte noch einmal ihr Gespräch mit den beiden Vätern.

Das Gesetz eines fremden Gottes Jahwe konnte nicht das Gesetz anderer Völker sein, es entstammte einem fremden Erdreich und einem Gott fremder Art. Nirgendwo auf der Welt konnte der Gott e i n e s Volkes, den es sich schuf, zum Gott für alle Völker der Welt werden. Missionierung als Weltmachtanspruch war in ihren Augen ein Verbrechen, wozu sonst hätte der Geist der Schöpfung Rassen geschaffen mit völlig verschiedenen Erlebnisebenen? Sie alle konnten einen Gott nur auf ihre eigene Weise erkennen!

In den Tagen nach dem Besuch der beiden Väter holte sie die Notizen hervor, die sie sich vor langer Zeit in der Universitätsbibliothek in vielen stillen Stunden des Lesens

gemacht hatte. Sie wollte noch einmal alles durcharbeiten, wiederholen und ergänzen, was sie über das „Gesetz" und über das Alte Testament wissen wollte, wenn sie mit ihnen sprechen würde.

So verfolgte sie aufmerksam an Hand ihrer Notizen und der einschlägigen Bücher den Schicksalsweg des mosaischen Gesetzes, das schon Jahrhunderte v. Z. nicht mehr vorhanden gewesen war. Angeblich war das Gesetz des Moses mit den zwei Steintafeln vom Sinai zusammen auf Befehl Gottes in die Bundeslade gelegt worden.

„Nehmt das Buch dieses Gesetzes und legt es an die Seite der Lade des Bundes des Herrn eures Gottes." (5.Mose 31, 26.)

Es wurde streng verboten, je in diese Lade hineinzusehen. Das Alte Testament berichtet, daß 50tausend starben, weil einige dieses Verbot nicht beachteten.

Unter König Salomo wurde die Bundeslade erstmals wieder geöffnet. Aber es war kein Buch des Gesetzes darin. „Und war nichts in der Lade denn nur die zwei steinernen Tafeln des Moses, die er hineingelegt hatte am Horeb, da der Herr mit den Kindern Israels einen Bund machte, da sie aus Ägypten gezogen waren." (1. Könige 8, 9)

Auch die Lade mit den Tafeln verschwand später. Jeremias soll sie in einer Höhle versteckt haben.

Nach 350 Jahren wird das Wort Gottes plötzlich gefunden, aber nicht in einer Höhle, sondern im Tempel. Der Hohepriester Hilkia spricht zu dem Schreiber Saphan: „Ich habe das Gesetzbuch gefunden im Hause des Herrn."

„Und Hilkia gab das Buch Saphan, daß er es läse." (2. Könige, 22, 8.) Aber das Buch verschwindet erneut, und 150 Jahre nach seinem Verschwinden schreibt es Esra neu, ohne irgend eine Quelle zu haben, aber nach vorheriger Prophezeiung: „Zu Zeiten des Artaxerxes, des Königs von Persien, (464 - 424 v. Z.) prophezeite Esra, der Levite, welcher

inspiriert worden war, die Herstellung aller alten Schriften."

Nun, Esra's Prophezeiung konnte sich erfüllen, da er das Buch des Gesetzes selbst schrieb, allerdings nur einen Teil davon. Nach dem Buch Nehemia 8 - 10 las Esra „tagelang auf der breiten Straße dem Volk aus diesem Buche vor", obwohl es weder in Kapitel noch Verse, noch Sätze, noch Worte eingeteilt war. Die Esrabibel war eine Aneinanderreihung von Konsonanten, ganz ohne Vokale, von althebräischen Buchstaben, mit etwa 150 000 Lesearten. Im 3. Jahrhundert n. Z. schufen dann die Rabbiner eine hebräische Schrift, die nicht so vielfältig zu deuten war. Sie konnten bei ihrer Arbeit aber nicht mehr auf die eigentlichen Esrarollen zurückgreifen, die waren schon lange verlorengegangen bei der Zerstörung Jerusalems 70 n. Z. In dieser Zeit nun bis ins 11. Jahrhundert hinein arbeiteten die Rabbiner an der Fertigstellung der Bibel, wanderte persisches, indisches, sumerisches und babylonisches Geistesgut in die Bibel hinein neben Einflüssen aus den Religionen des Mittelmeerraumes.

Durch vergessene, totgeschwiegene Bücher auf den hohen, verstaubten Regalen der Universitätsbibliothek gingen der jungen Lehrerin neue Erkenntnisse auf. Da war noch das Buch des englischen Gelehrten Stewart Ross (Pseudonym Saladin *)), der sich später vom Christentum abwandte, dessen Bücher über die Entstehungszeit und Entstehungsart des alten und des neuen Testamentes trotz breiter Veröffentlichung vor dem Krieg nun nicht mehr zu haben waren. Hier oben auf den Regalen dämmerte die aufrüttelnde Weisheit dieses mutigen Mannes dahin, der 1906 völlig verarmt in London starb. Hier nun im stillen Saal, er war immer fast leer, wenn sie kam, hatte sie das Werk

*) Saladin: Jehovas gesammelte Werke, Kapitel XII, S. 58. Nach Prof. Moses Stuart: 800 000 verschiedene Lesarten in den hebräischen Manuskripten, welche untersucht wurden.

in der Hand: „God and his book" oder „Jehovas gesammelte Werke." Sie las auch das große Werk „Kirchliche Fälschungen von dem Tübinger Professor Friedrich Thudichum, das 1906 in Leipzig erschienen war.

In diesen zwanziger Jahren grub der englische Archäologe Sir Charles Woolley im Vorderen Orient, ganz besonders erfolgreich aber in Ur, der angeblichen Heimat des Abraham. Sein soeben erschienenes Buch „Vor 5 000 Jahren" erregte großes Aufsehen, besonders bei den Laien die Tatsache, daß Teile des „Gilgamesch", des großen babylonisch-assyrischen Heldenliedes, darin abgedruckt waren, unter anderem auch die Geschichte von der Arche der Sintflut. Hier hieß der biblische Noah anders: Uta-Napischti. Sie kaufte sich anschließend an die Durcharbeitung des Buches das „Gilgamesch". Noah war in der Schule ihrer Kritik ausgesetzt gewesen, sie hatte es als unanständig empfunden, daß er sich hatte retten lassen und die andern nicht gewarnt hatte. Fräulein Spiro war wieder einmal entsetzt gewesen über ihre Schülerin.

Nun fand sie den biblischen Noah wieder; ach, er war kein Original, seine Geschichte war abgeschrieben aus dem viel älteren Gilgamesch, wie phantasielos und trocken - trotz der Wasserfluten - war sie nacherzählt! Im Gilgamesch aber war sie aufregend poetisch!

...„Ich sandte eine Schwalbe aus, ich ließ sie fliegen,
Sie flog davon und kehrte wieder, meine Schwalbe.
Weil sie kein Ruheplätzchen fand, kam sie zurück.
Ich sandte eine Krähe aus, ich ließ sie fliegen;
sie flog davon, die Krähe, sah, das der Spiegel des Wassers sich senkte;
Sie frißt, sie fliegt umher, sie krächzt und kehrt nicht mehr zurück." *)

*) Woolley: Vor 5 000 Jahren. S. 76. Aus Delaporte: Babylonia S. 207.

Sie lernte die Verse auswendig, und in der Religionsstunde lernten sie auch die Schülerinnen und waren stolz, daß sie etwas so Zeitgemäßes wußten; denn von Woolley und den Sumern wurde in dieser Zeit viel gesprochen, manchem der Älteren aber war es ein Schock, zu hören, daß Noahs Geschichte abgeschrieben war und dazu noch schlecht.

Wieder einmal wurde ihr im kleinen bestätigt, was in den großen totgeschwiegenen Werken zu lesen war: daß nichts, aber auch nichts im Christentum eigenschöpferisch war, wie sie es schon vor Jahren geahnt und zum Teil gewußt hatte.

1477 n. Z. wurde die erste hebräische Bibel gedruckt. Um 1450 vor der Zeitwende hatte Moses gelebt und angeblich 5 Bücher, nach ihm benannt, geschrieben. Dazwischen lagen fast dreitausend Jahre! Diese hebräische Bibel übersetzte der gläubige Luther auf der Wartburg mit der Hilfe von Rabbinern ins Deutsche. Und jedesmal, wo darin das Wort Jahwe - vielmehr das stellvertretende Wort Adonai für diesen heiligen, für einen gläubigen Juden nicht aussprechbaren Namen – oder das Wort „El" (Elohim) – stand, übersetzte es Luther mit „Gott der Herr" bzw. „Gott" – mit dem altnordischen „got" = gut, das althochdeutsch zu „cot" wurde, mittelhochdeutsch zu got, das aber immer sächlich war, unpersönlich, „etwas" und nicht „jemand".

Sie war fassungslos und saß wie betäubt. Von der Straße brandete der Großstadtlärm herauf bis zu den hohen Fenstern der Universitätsbibliothek, aber in den Lesesälen war Stille. Sie saß wieder fast allein in ihrem großen Raum, ein paar Studenten machten, gelangweilt aussehend, Notizen aus dicken Wälzern, sie sprach nie mit ihnen, hielt das Schweigegebot streng inne, aber in ihr war ein Sturm, von dem sie innerlich geschüttelt wurde. Wie sähe die

Welt aus, wenn Luther im alten Testament überall das Wort für den jüdischen Stammesgott hätte stehen lassen? Dann wäre das neue Testament nicht die „Erfüllung" des alten, wie Pastoren und Religionslehrer unentwegt predigten, dann wäre Jesu Wort: ich und der Vater sind eins! von ganz anderer Bedeutung!

Hier war etwas geradezu Furchbares geschehen! Ein Stammesgott war plötzlich zum Gott aller Christen geworden! Ein rachsüchtiger Gott, der gar kein Interesse an anderen Völkern hatte, nur an seinem auserwählten Volk, dem er versprach:

„Alle Völker sollst du fressen, und ich will dir alle Schätze der Welt geben."

Sie kannte auch noch den Vers, den sie in der Internatsschule hatte auswendig lernen müssen, er stand 5. Moses 15,6: „Denn der Herr, dein Gott, wird dich segnen, wie er dir verheißen hat; so wirst du vielen Völkern leihen, und du wirst von niemand borgen; du wirst über viele Völker herrschen, und über dich wird niemand herrschen!"

Wie hatte sie sich auch empört über 5. Moses 14, 21: „Ihr sollt kein Aas essen; dem Fremdling in deinem Tor magst du es geben, daß er es esse, oder verkaufe es einem Fremden; denn du bist ein heilig Volk dem Herrn, deinem Gott."

Und dieser Gott war durch Luthers Übersetzung zum Gott aller christlichen Völker geworden, er war „das Gute" geworden, das Gesetz des Lebens!

Nun konnte sie verstehen, warum den Katholiken nur sorglich ausgewählte Teile des Buches der Bücher nahegebracht wurden! Sie dachte an ihre Schulzeit zurück: wie schwer war das Bemühen ihrer Religionslehrer gewesen, den Schülern überzeugend klarzumachen, daß dieser Gott sich gewandelt hatte vom Rachegott zum Gott der Liebe, daß das neue Testament die Erfüllung des alten sein sollte!

Gewandelt vom Rachegott zum Gott der Liebe trotz so mancher unduldsamer Aussprüche voller Haß?

Gewandelt vom furchtbaren: „Auge um Auge, Zahn um Zahn" zu jenem schwächlichen: „Wenn dir einer einen Streich auf die eine Backe gibt, halte ihm die andere auch hin!"

Sie hatte so oft wegen dieses Satzes mit der Religionslehrerin der oberen Klassen gekämpft; wohl wußte sie, daß Jesus mit diesem „Hinhalten" den Gegner beschämen wollte und das Gute in ihm wecken! Aber wie selten wird in einem Menschen solch feines Ehrgefühl wach, nachdem er gerade kurz vorher im Affekt einen anderen, wahrscheinlich Unschuldigen, geschlagen hat. Diese Aufforderung des Jesus von Nazareth schien ihr lebensfremd zu sein. Wohl aber dachte sie blitzartig an die Schafherde, die sich nicht wehrt, wenn sie gefressen werden soll, weil sie zum Himmel starrt und so der Hals frei ist für den tödlichen Gurgelbiß des Wolfes! - -

Und wenn die Schafe nicht zum Himmel starren, dann trotten sie weiter dahin, schiebend und stoßend, umhetzt von kläffenden Hunden, immer in Angst und ohne Sicht nach vorn! ... „Sie können wohl sehen, aber nicht vorausschauen!"

Sie dachte an Luther und seine Bibelübersetzung, er war ein Kind seiner Zeit gewesen, und Rabbiner hatten ihm geholfen bei der Arbeit. Er war ein Mönch gewesen, hatte sich tapfer herumschlagen müssen in seinem Leben; in den letzten Jahren hatte er sein Werk gekrönt durch drei Schriften voll großartiger Erkenntnisse, danach hatte er plötzlich sterben müssen, und in seinen Gesammelten Werken waren diese Schriften später nicht mehr enthalten. Sie hatte eine von ihnen, vom Bund für Deutsche Kirche neu gedruckt, gelesen; er hatte darin gefordert, das alte Testament nicht mehr in den Schulen zu lehren.

Sie dachte in diesem Zusammenhang an den Pastor, der den „arischen Christus" hatte beweisen wollen, sie dachte an den Frieden seines Pfarrhauses am See; - ob er auch die Bücher kannte, die sie hier im stillen Saal durcharbeitete? Soviel schien sicher: beim Theologiestudium waren diese Bücher nicht mit den Studenten besprochen worden! Sie hätten zu einem Aufstand führen können! -

Der streitbare Luther war ihr schon in der Kindheit ein Vorbild gewesen; sie dachte an die 400jährige Reformationsfeier im Krieg, als ihre Holzschuhe verhindert hatten, daß sie das „männliche" Gedicht über Luther aufsagen durfte. - Als er starb, waren neun Zehntel des deutschen Volkes Protestanten, so ungeheuer war seine Wirkung gewesen. Es war eine Tragik für alle kommenden Jahrhunderte, daß sein Werk nach seinem Tode zum Teil verfälscht oder totgeschwiegen wurde. Für sie aber blieb er das große Vorbild als todesmutiger Kämpfer für eine Idee: „Und wenn soviel Teufel in Worms wären, wie Ziegel auf den Dächern, will ich dennoch hinein!" „Und wenn ich wüßte, daß morgen die Welt untergeht, so wollte ich heute noch einen Apfelbaum pflanzen."

Das Neue Testament

Hundert Heilande und unzählige Legenden - Gottähnlich oder gottgleich? Hüpfende Evangelien - Fälschungen und Manipulationen - Streit um „Herrenworte" - Lessing und Friedrich Delitzsch - Insel der Denklähmung - Die „verlobte" Schwalbe - „Gottgewollter" Untergang? - Der „wahnsinnige" Antichrist Friedrich Nietzsche und seine geheimnisvolle Krankheit als Strafe Gottes

Sie hatte sich vorgenommen, nicht eher aus der Kirche auszutreten, als bis sie auch über die Entstehungsgeschichte des Neuen Testamentes mehr wußte als bisher, zumal Fräulein Gabeler sie noch jede Woche zu sich einlud, und die alte Mutter immer so herzlich ums Wiederkommen bat, daß sie nicht nein sagen mochte.

Die orthodoxe Theologin war der festen Meinung, daß die Teile des Neuen Testamentes ebenso unmittelbar von Gott stammten wie diejenigen des Alten Testamentes. Wie war solch ein Glaube im 20. Jahrhundert noch möglich? Aber die Junge mußte und wollte Beweise bringen für das Gegenteil, so fuhr sie wieder „zu den hohen Regalen", wie sie „ihren" Saal in der Bibliothek nannte. Der Detektiveifer ihrer Kinderjahre, als sie den Listen Jakobs und Josefs auf der Spur war, erwachte wieder in ihr.

Fräulein Gabeler hatte einige Male das Werk: „Geschichte des neutestamentlichen Kanons" erwähnt, das Lic. theol. Dr. phil. Johannes Leipoldt geschrieben hatte und das 1907 in Leipzig erschienen war. Er war ihrer Meinung nach ein überzeugter Christ. Die junge Lehrerin fand das Buch in der Universitätsbibliothek, und sie war sehr erstaunt, darin

auf Seite 113 den Satz zu finden: „Die Urschriften der Evangelien sind uns nicht erhalten; sie galten nach allem, was wir wissen, den ersten Christen nicht als Schätze von besonderem Werte; sie sind alsbald verschollen."

Jesus hatte nichts aufgeschrieben, seine Jünger auch nicht; die Bibelforschung gab für den Beginn der Entstehung der Evangelien das Ende des ersten Jahrhunderts n. Z. an. Die Verfasser mußten also aus mündlicher Überlieferung geschöpft haben und auch sehr vieles abgeschrieben haben, anders waren z. B. die Kindheitsgeschichten Jesu nicht zu erklären, die vielfach fast wörtlich genau so in uralten persischen und indischen Schriften standen; sie dachte an die Geschichte um Agni und Krischna, um Horus und Osiris, um Zoroaster und Tammuz. Dieser war der Erlöser im alten Sumer, ums Jahr 2600 v. Z. erstmals inschriftlich erwähnt. Es war der Sohn der großen Muttergöttin Maja; sein Tod- und Auferstehungsschicksal wird in den Tammuz-Kultliedern besungen. Sie wurden gefunden in der Bibliothek Assurbanipals, des Königs von Assyrien, der auch Babylon eroberte (-668 bis -626).

Sie dachte an die Zeit im Internat, als ihr die großen Zusammenhänge zwischen den Hunderten von Lichtkindern aufgegangen waren, die letzten Endes alle auf die Geburt des Feuers im Majaschoß zur Sonnenwende zurückgegangen waren. -

Am Ende des ersten Jahrhunderts war, nach Aussage der Forscher, die hebräische Sprache in Palästina nicht mehr lebendig, es wurde aramäisch gesprochen in allen Teilen des Landes, wie auch Jesus am Kreuz seinen Gott aramäisch angerufen hatte; aber aramäische Urschriften waren auch nicht vorhanden, nur von griechischen Urschriften war die Rede. Also mußten vor diesen Niederschriften Übersetzungen stattgefunden haben, die immer auch eine Fehlerquelle darstellen.

Im 2. und 3. Jahrhundert entstanden dann unzählige „Heilige Schriften", jetzt wurden das alte und das neue Testament aufeinander abgestimmt, das „Wort Gottes", unter dem ursprünglich nur die 5 Bücher Mose zu verstehen gewesen waren, erhob jetzt durch das Priestertum seinen Machtanspruch; Opfermessen und Zehntansprüche waren zu untermauern, die Weissagungen auf den Messias und die Erfüllung im Neuen Testament mußten aufeinander abgestimmt werden; Arbeit genug! Und dabei kam riesengroß eine Gefahr herauf in den Arianern, jenen hauptsächlich gotischen Anhängern des Bischofs Arius, die Jesus nur als gottähnlichen Menschen, aber nicht als gottgleich ansahen.

Schon in dieser Zeit drohte die Kirche sich aufzulösen, sie hatte noch keine Verfassung, und die Glaubenskämpfe wurden immer heftiger. Dazu entstand eine Fülle von Evangelien und Episteln, lange nach dem Tode der Apostel von unbekannten Menschen geschrieben, aber herausgegeben unter dem Namen der Apostel oder ihrer Nachfolger.

In dieser Zeit griff Kaiser Konstantin ein, berief 325 ein Konzil nach Nicäa im Nordwesten Kleinasiens; denn der Schwerpunkt des Christentums lag damals noch durchaus in Syrien, Palästina, Ägypten und Kleinasien. Es ist bis heute noch bekannt, daß von den 318 dort versammelten Bischöfen 310 aus diesen Ländern stammten, nur 6 - 8 aus Europa, darunter zwei Vertreter des römischen Bischofs, der erst mit Beginn des 5. Jahrhunderts zum römischen „Papst" wurde, nachdem er durch die Christianisierung der Franken, Englands und anderer germanischer Stämme auch in Europa an Macht gewonnen hatte.

Konstantin gab den Christen eine Verfassung und ein Glaubensbekenntnis, das noch heute, wenig verändert, in der Christenheit Gültigkeit hat. Auf diesem Konzil sollten aus der Fülle der Evangelien und Episteln die wahren, die göttlichen, die „kanonischen" ausgewählt werden, und die

unechten, von Menschen gemachten, verworfen. werden.

Dazu sagt der Engländer Stewart Ross in seinem „God and his book", deutsch „Jehovas gesammelte Werke": „Mit andern Worten: Menschen sollten bestimmen, welche Bücher göttlichen, und welche Bücher menschlichen Ursprungs seien.

Das erste aber, was die Bischöfe untereinander taten, war, daß sie sich gegenseitig mit grimmigen, erbitterten Vorwürfen überhäuften. Man schlug vor, diejenigen Bücher für kanonisch zu erklären, zu deren Gunsten die meisten Stimmen abgegeben wurden" (Ross-Saladin, Kap. XXIV, Seite 123).

In seinen weiteren Ausführungen stützt Ross sich auf den Bericht des Pappus in seinem „Synodikon", das dieser bald nach dem Konzil schrieb.

„Pappus erzählt uns in seinem Synodikon, daß die endliche Feststellung des Kanon in ganz anderer Weise geschah. Er sagt, man habe die verschiedenen, schon sehr zahlreichen Bücher, welche Anspruch darauf erhoben, kanonische Bücher zu sein, miteinander unter den Altar gelegt. Darauf habe man gebetet, daß diejenigen Bücher, welche wirklich göttlichen Ursprungs wären, sich selber auf den Altar legen möchten, während diejenigen menschlichen Ursprungs unter dem Tisch des Herrn verbleiben möchten - und siehe, so geschah es!" (aaO, S. 124)

Und der Engländer Ross fügt in seinem Werk hinzu, an die Adresse seiner Volksgenossen gerichtet: „Mögen wir unseren Trost darin finden, daß hüpfende Evangelien die Quelle unserer nationalen Größe und Wohlfahrt sind."

Von hüpfenden Evangelien hatte Ilse schon mehrmals gelesen und gehört, ein freisinniger Religionslehrer hatte auch einst davon gesprochen, sie hatte es gut behalten. Menschen also maßten sich damals an, zu entscheiden, welche Bücher göttlichen Ursprungs waren und welche nicht! Und das „in einer Zänkerei der Bischöfe, die von den bos-

haftesten Schmähungen begleitet war"! Welch ein Schauspiel! Hätte nicht Jehova durch ein Wunder eingreifen können? Aber „die Zeiten, wo Gott zu den Menschen wirklich mit Stimme sprach, waren schon lange vorbei", wie die Internatslehrerin, die kein Erzengel werden konnte, mit tiefem Bedauern gesagt hatte.

Diese auf den Altar gehüpften Evangelien verschwanden genau so, wie die angeblichen Urschriften der Evangelien, auch von den nicht-kanonischen, den nicht-göttlichen Schriften ist nichts mehr vorhanden. Der nachfolgende Kaiser Theodosius war der Priesterpartei völlig hörig. Nach dem Konzil von 381 begann die erste, ganz große Verbrennung häretischer, ketzerischer Schriften, d. h. all der Bücher, die den Priestern gefährlich werden konnten.

Professor Thudichum schreibt in seinem Buch „Kirchliche Fälschungen" in Band I: „Das Aufspüren und Vernichten dieser Quellen ist noch Jahrhunderte lang fortgesetzt worden, und es ist den Priestern geglückt, die ihnen unbequemen Berichte vollständig aus der Welt zu schaffen."

Zehn Jahre später (391 n. Z.) loderte die Riesenbrandfackel über der Bibliothek von Alexandria, die Ptolemäus der Zweite (-285 bis -247) gegründet hatte und die etwa siebenhunderttausend Buchrollen enthielt. Der griechische Geist, dessen letztes Bollwerk nach dem Untergang des einst so stolzen Volkes diese Bücherei war, wurde vernichtet durch christliche Zerstörungswut. Das Leuchtende der Welt, unter anderem die Zeugnisse für die Hunderte von Lichtreligionen, wurde zerstört. Da war er wieder: der schwelende Haß der Wüstenreligion auf alles, was hoch und hell und edel war, und da war wieder die Aufforderung zur Nivellierung, zur Einebnung in den Menschheitsbrei, die sie schon als Kind hatte lernen müssen: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen!" - -

Danach begann für Jahrhunderte eine heftige Tätigkeit, z. B. in der Angleichung der einzelnen Evangelien, „falsche Vaterunsertexte wurden in Übereinstimmung gebracht" (Leipoldt, Band 1, S.114), doch bis in die Gegenwart hinein gibt es immer noch mehrere Lesarten des Gebets des Herrn. Dazu sagt Stewart Ross: „Das Vaterunser ist nichts weiter, als die nur wenig umgemodelte Wiedergabe eines alten jüdischen Gebetes, bekannt unter dem Namen ‚Der Kaddisch', und ist seiner Gänze nach direkt aus dem Talmud gestohlen." (S. 130).

Im elften Jahrhundert waren dann die griechischen „Urschriften" fertig. Diese „Urschriften" verwendete Luther zu seiner Bibelübersetzung. Aber seine Bibel war noch nicht An Verse eingeteilt; dies besorgte im Jahre 1551 der Buchdrucker Robert Stephens, den die Theologen auch Stephanus nennen.

Stewart Ross schreibt in seinem Buch dazu: „Allgemein wird zugegeben, daß die Einteilung schlecht sei, und doch ist sie so allgemein angenommen worden, daß es unmöglich geworden ist, sie zu verbessern. Kurz, das Wort Gottes ist verhunzt ..." (S. 73).

1552 wurde die römische Bibel, die Vulgata, gedruckt. Stewart Ross weist nach, daß hier neue Begriffe eingeführt wurden, die in den Urschriften nicht standen, z. B. Priester, Wallfahrten, Pilger, Sakrament, Messopfer. Auch das Fegefeuer war nun vorhanden: „Er selbst aber wird selig werden, jedoch so wie durch Fegefeuer." (1.Kor. 3, 15.) In der Lutherbibel war nur vom „Feuer" die Rede. Auch die Ketzer tauchten ebenfalls auf, wie auch die Beichte und „irreführenden Geister und Teufelslehren " (S. 75).

Beim Vergleich zweier deutscher, protestantischer Bibeln merkte die junge Lehrerin, wie verschieden die Übersetzungen und dadurch auch der Sinn war, und sie wunderte sich nicht mehr, daß Stewart Ross (Saladin) berich-

tet: „Christliche Gelehrte geben zu, daß die verschiedenen Lesarten in den Manuskripten zum neuen Testament so zahlreich sind, daß man sie kaum übersehen kann. Erst hörten wir von zwanzigtausend verschiedenen Lesarten, dann von fünfzigtausend, und jetzt hat man beim Vergleich der Manuskripte für Griesbachs Ausgabe gar einhundertfünfzigtausend Lesarten entdeckt, wahrlich, es ist doch ein höchst vertrauenswürdiges Buch." (58) Also als Ergebnis: Keine Originale, hüpfende Evangelien, Bearbeitungen, falsche Übersetzungen, Neueinführung von Begriffen, gedacht zur Festigung der Priestermacht. Trotzdem aber der über zweitausend Jahre währende Glaube der Laien an das unverrückbare Gotteswort, an das „Wort des Herrn", an das „Herrenwort". Und um diese Herrenworte wurden Jahrhundertelang erbitterte Theologenkämpfe geführt!

Sie dachte an den vielumkämpften Ausspruch des Herrn beim Abendmahl: „Dies i s t mein Leib", wie es Luther betont hatte, und „das b e d e u t e t meinen Leib", was allein gültig war nach Ansicht der Reformierten. Jahrhundertelange Kämpfe hatte es zwischen den Lutheranern und den Reformierten unter anderem auch um dieses Wort gegeben. In Preußen hatte der Große Kurfürst diese Streitigkeiten gleich nach dem dreißigjährigen Krieg verboten, besonders auch, diese von der Kanzel herunter auszutragen.

Paul Gerhardt hatte sich damals nicht an dies Verbot gehalten; er hatte deshalb sein Pfarramt in Berlin verlassen. Wie herzbewegend hatte Fräulein Spiro diese Haltung gefunden! Ilse aber hatte sich empört, daß Paul Gerhardt nach diesem furchtbaren dreißigjährigen Krieg immer noch keine Ruhe hatte geben wollen um die Auslegung der Bibelworte. Damals soll er auf der Flucht sein Lied „Befiehl du deine Wege" für seine verzweifelte Frau gedichtet haben, und kaum habe er es beendet gehabt, da brachte ihm ein Bote einen Brief mit einer neuen Anstellung. Fräulein Spiros

Schülerinnen hatten alle zwölf Verse des Liedes lernen müssen, Ilse konnte sie immer noch aufsagen, so gut war ihr Gedächtnis geschult worden.

Die „Unierte Kirche" war dann entstanden als Vereinigung aus beiden Bekenntnissen; es war ein Kompromiß geschlossen worden um des Friedens willen, „das ist" und „das bedeutet" war in der unierten Kirche gleichwertig und kein Streitobjekt mehr.

Ilse und die Schwestern erfüllte es schon als Kinder mit Stolz, daß sie als „Altpreußen" evangelisch-uniert waren. Sie gehörten als einzige in der Schule an der Grenze diesem Bekenntnis an und berichtigten sofort höflich, wenn die Klassenlehrer nach Ostern sie unter „evangelisch-lutherisch" in die Listen eintragen wollten. Auch in den höheren Klassen hatten sie ihr Bekenntnis angeben müssen; manche Lehrer wußten gar nicht, was „uniert" war, dachten an eine Sekte dabei, und die drei Schwestern gaben dann stolz ihre Weisheit von sich. Schon immer hatten sie lieber zu den Minderheiten statt zur Herde gehört; es entsprach auch der Art ihrer Familie, das Größere zu sehen und Frieden zu halten.

Aber nun, bei ihrer Beschäftigung mit der Entstehung der Testamente, begriff die junge Lehrerin, um was für „Herrenworte" es damals gegangen war. Herrenworte, die für Jahrhunderte Leid unter die Menschen gebracht hatten. Diese Streitigkeiten der Theologen, ernsthaft und erbittert geführt mit deutscher Gründlichkeit, mußten ja bei den Gläubigen den Eindruck erwecken, als seien es Originalaussprüche Gottes und seines Sohnes. Auch diese Ansicht war also nicht aufrechtzuerhalten; nichts war nachweisbar Original!

Sie arbeitete mehrere Wochen lang nachmittags in der Bibliothek, wenn ihre Zeit es erlaubte, und las auch andere kritische Werke, die das alte und das neue Testament behandelten. Eines Abends schlug sie das letzte da-

rüber gelesene Buch zu und gab es ab. Es verschwand mit den anderen gelesenen auf den „hohen Regalen", wo sie wahrscheinlich auf Jahre hinaus unberührt bleiben würden. Die Studenten der Theologie hatten nie nach diesen kritischen Büchern gefragt, wie ihr die Bibliothekarin erzählte; das war Ilse nicht mehr verwunderlich nach all ihren Erfahrungen, kannten sie doch wahrscheinlich auch nicht „Die große Täuschung" und „Babel und Bibel" des berühmten Professor Friedrich Delitzsch, dessen Bücher sie schon vor einigen Jahren gelesen hatte. Er hatte sie immer sehr interessiert, und in ihrer Familie war, als sie noch ein Kind war, der „Babel- und Bibel-Streit" aufmerksam verfolgt worden. Schwester Lotte hatte das Buch schon mit vierzehn Jahren gelesen, und der Vater hatte eine sanfte Rüge von Bekannten einstecken müssen, daß seine Tochter „solch ein Buch" läse, von dem sie doch noch nichts verstände. Schwester Lotte aber konnte noch nach Jahrzehnten aus dem Inhalt erzählen, so sehr hatte es sie beeindruckt!

Franz Delitzsch, der Vater (1813 bis 1890), war lutherischer Theologe und Professor in Leipzig gewesen; er hatte ein Institut gegründet zur Erforschung des gegenwärtigen Judentums und hatte sich die Mission unter den Juden als Aufgabe gestellt. Sein Sohn Friedrich (1850 - 1922) aber, 1877 Professor in Leipzig, 1899 bis 1920 in Berlin und sehr vom letzten Kaiser gefördert, hatte die beiden Bücher geschrieben, um die jahrelang ein Streit entbrannte. Er war Assyriologe und betrieb und förderte die vorderasiatische Forschung. Mit den Vorträgen über „Babel und Bibel" erregte er überall Aufsehen. Er hatte erstmalig im Januar 1901 in der Singakademie Berlin vor der deutschen Orient-Gesellschaft im Beisein des Kaisers darüber gesprochen und mußte diesen Vortrag auf „Allerhöchsten Wunsch" schon am 1. Februar im Königlichen Schloß zu Berlin wiederholen! Eine unerhörte Angelegenheit damals, die alle frei-

geistigen Menschen, auch den Vater, sehr erfreute! Wenn der Kaiser aufgeschlossen war für diese Dinge, dann „war Morgenrot in Sicht!"

Delitzsch hatte gewagt, in seinen Büchern die babylonische Religion und Moral über die jüdische zu stellen, und hatte damit den erbitterten Streit heraufbeschworen. Nach seinem Tode 1920 waren seine Bücher kaum mehr aufzutreiben, sie war froh, sie zu besitzen. -

Wie war der große Lessing (1729 - 1781) gehetzt worden, der die Streitgespräche mit dem Hauptpastor Goeze in Hamburg führte, von denen sie nur kurz in der Prima gehört hatte! Schon eine Literaturkunde von 1925 enthielt kein Wort mehr von diesem großartigen, scharf geschliffenen „Anti-Goeze"!

Auf dem Scheiterhaufen wurde eben nicht mehr verbrannt, Humanität war der Ruf des zwanzigsten Jahrhunderts, man tötete durch Rufmord oder Verschweigen...

Es war diesen mutigen Männern Lebensaufgabe gewesen, aufzuzeigen, wie Tatsachen vielfach vertuscht oder entstellt wurden, wie die Wahrheit nur als etwas Relatives angesehen wurde, die man verändern könnte. Auch Lessing hatte den Mut zur unverückbaren Wahrheit gehabt; er hatte sich dadurch viele Feinde erworben, die ihm das Leben zur Qual gemacht hatten. Die böswilligsten Verleumdungen - deren Urheber aufzuspüren, er vergeblich seine ganze Kraft einsetzen mußte - vergifteten sein Leben. Er starb in Armut. -

Sie mußte an das Gespräch im Pfarrhaus am See denken; auch Lessing war einer von den Prinzen gewesen, die in der Dornenhecke steckengeblieben waren, und die die schlafende Königstochter nicht hatten erlösen können.

Fräulein Gabeler glaubte nicht, was sie ihr von ihren Entdeckungen in den Büchern der Bibliothek erzählte, sie war etwa 15 Jahre älter als die junge Kollegin und wußte

nichts von dem „Babel-Bibel-Streit", der die Öffentlichkeit doch gerade während ihrer Studienjahre lange erregt hatte. Sie hielt fest an der „Verbalinspiration" und warf der Jungen vor, daß sie „das alles" nicht beurteilen könnte, da sie ja nicht wie sie selbst Theologie studiert hätte.

„Aber die Forschungen und Erkenntnisse gehen doch weiter, und die Theologen haben die Pflicht, sich darum zu kümmern!" sagte die Junge ungeduldig.

„Die Heilstatsachen sind unverrückbar, es wäre Gotteslästerung, wenn wir Gläubigen daran etwas ändern wollten", erwiderte Fräulein Gabeler und hob beschwörend die Hand.

Ilse sah sie staunend an wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Wie oft hatte sie das in den letzten Jahren erlebt; da wollten fremde Menschen sie dauernd in Gespräche ziehen, wollten mit ihr „diskutieren", waren durchaus wißbegierig oder auch nur neugierig - sie konnte das bei ihrer Jugend oft nur schlecht beurteilen -, wollten etwas wissen von diesen doch wichtigen Dingen - auch Fräulein Gabeler war geradezu begierig gewesen - sie öffneten sich den ihnen neuen Gedankengängen - - und plötzlich verschlossen sie sich, schoben einen Riegel vor und waren wieder in ihrer engen Welt, die ihnen angedrillt war durch Eltern, Kirche oder Partei.

So hatte sich Herr Walter hinter seinem Radio mit den vielen Stöpseln verschanzt, und Fräulein Gabelers Riegel war die „Verbalinspiration". Es mußte bei solchen Menschen im Gehirn eine Schranke geben, die sofort blockierte, wenn an sie herangetragene Wahrheiten in Widerspruch traten zu ihren anerzogenen oder erworbenen Ansichten. Sie dachte an die „Rolläden", die seit ihrer Kindheit ihre Gegner im gefährlichen Gespräch plötzlich niedergelassen und dadurch diese Gespräche blockiert hatten:

„Setz dich, Ilse, setz dich - das verstehst du jetzt noch

nicht - du mußt es abwarten können - das stimmt nicht, davon habe ich nie gehört – das ist wissenschaftlich noch nicht erwiesen - Sie haben nicht studiert - das glaube ich Ihnen nicht!"

Es war schade, daß die Psychologie noch eine so junge Wissenschaft war, wenn auch die angehende Lehrerin alles in der Ausbildung mitbekommen hatte, was an Erkenntnissen schon vorhanden war.

Wie, wenn diese automatische Blockierung beim Menschen aufhören könnte? Sie mußte durch Drill schon in der Kindheit erreicht worden sein! Und Mangel an Mut hatte die Fähigkeit zur Erkenntnis weiter verringert! Ja, das mußte die Ursache solcher Blockierungen sein: Drill schon in der Kindheit und Mangel an Mut! Furcht vor Erkenntnissen, die aus Ruhe oder Trott aufstören konnten!

Oder war die Abwehr unbewußt und kam sie aus dumpfer Ahnung, daß die Kraft zu neuer Erkenntnis nicht ausreichte? Sie wußte es nicht, aber sie sah im Geist wieder die Schafherde blökend über die Heide trotten, umhetzt von den kläffenden Hunden, ohne Sicht nach vorn ...

Sie hatte das Gefühl, als ob in einer neuen Erziehung der Jugend dies das Wichtigste sein müßte: Ablehnung jeglichen Drills - und Stählung des Mutes zu Wahrheit! Voll Dank dachte sie an den Vater, der seine Töchter schon in dieser Weise erzogen hatte. Und eine so erzogene Jugend mußte dann helfen können, Barrieren abzubauen, und würde ihre Augen nicht verschließen vor dem blendenen Licht neuer Erkenntnisse.

Darauf galt es zu hoffen, berechtigt; denn in der Jugend, die ihr anvertraut war, sah sie beglückt die Ansätze dazu. Diese jungen Menschen hatten noch den sonst von vielen Intellektuellen so geschmähten Instinkt, die Kompaßnadel in sich, die ihnen die Richtung anzeigen würde, solange sie nicht verbogen wurde!

Ihr fiel die „verlobte" Schwalbe unter dem Strohdach in Urgroßvaters Heimat ein, zehn Gramm wog wohl solch ein Vogel nur, sein Hirn vielleicht nur ein Gramm! Aber diese Schwalbe, der ihre Liebe seit Kindertagen galt, hatte von Afrika her immer in das siebente Nest zurückgefunden. In ihrem Gehirn schien nichts blockiert zu sein!

Da fuhr die junge Lehrerin aus ihren Gedanken hoch - sie saß ja noch immer Fräulein Gabeler gegenüber - nur für Sekunden wohl war sie sinnend abgeschweift; denn die Theologin hob zum zweitenmal beschwörend die Hand und wiederholte: „Wenn Sie es doch endlich glauben wollten: die Heilstatsachen sind unverrückbar! Sie bringen sich um Ihre ewige Seeligkeit!"

„Ich will nicht seelig werden", sagte die Junge hart. „Ich will nicht, daß um meinetwillen ein Heiland sich opfern muß, damit der Zorn seines Vaters verraucht! Religionen kommen und gehen, werden geboren und sterben wie alles auf dieser Erde, sie sind Menschenwerk. Nur die Gesetze der Natur, die im All wirken, sind ewig und können durch Menschen nicht verändert werden. Nur in ihnen können wir Gott ahnen, nur aus ihnen spricht er zu uns, aus keinem Buch, von Menschen gemacht. Das Wort steht nicht im Mittelpunkt des Seins, sondern das Leben und seine Gesetze."

Die Theologin war entsetzt: „Aus Ihnen spricht der Antichrist! Furchtbar ist das! Und wenn der Antichrist kommt, wird die Welt zugrunde gehen nach der Schrift!"

„Das kenne ich", sagte das Mädchen, „mit dieser Warnung gehen auch die ahnungslosen Ernsten Bibelforscher von Tür zu Tür, sie sind Werkzeuge und wissen es nicht! Sie bereiten die Herzen vor, stimmen sie ein auf diesen ‚gottgewollten' Untergang!

Da haben wir ihn wieder, den ‚gottgewollten' Krieg! Der Weltuntergang kann auch geplant werden von irdi-

schen Machtblöcken, man drückt auf einen Knopf und schon passiert das Strafgericht! Man kann es sogar prophezeien, weissagen, und nachher triumphieren, daß das göttliche Strafgericht eingetroffen ist! Mit der Drohung auf dieses Strafgericht wird die Menschheit seit Jahrhunderten in Schach gehalten! Wehe euch, wenn der Antichrist aufsteht! Das heißt: wehe euch, wenn ihr den Schwindel erkennt!

Hier schließt sich der Kreis, der vor Jahrtausenden seine Ringbildung begann: ‚Aber von dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen; denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben' (Mose 2 17.)."

„Aber Sie sehen doch das Strafgericht an Nietzsche! Als er sein Werk, der ‚Antichrist' vollendet hatte, wurde er wahnsinnig!"

„Und Sie glauben, dies ist ein persönliches Eingreifen Gottes?" fragte die Junge.

„Aber natürlich", erwiderte die Theologin, „lesen Sie doch nach in dem ersten und zweiten Johannisbrief, wo immerfort die Rede davon ist, daß das Ende naht, wenn der Widerchrist oder der Antichrist erscheint!"

„O, ich weiß", sagte die Junge ungerührt, „1. Johannis 2, Vers 18, - habe ich auswendig lernen müssen: ‚Kinder, es ist die letzte Stunde, und wie ihr gehört habt, daß der Widerchrist kommt, so sind nun viele Widerchristen geworden, daher erkennen wir, daß die letzte Stunde ist.' Und die andern Stellen: 1 Joh. 2, 22 - 4, 3 - und 2. Joh. 7 könnte ich Ihnen auch zitieren.

Und nun zu dem Strafgericht Jehovas an Nietzsche! Seine Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche lebt noch; wenn ich recht unterrichtet bin, in Weimar. Wollen Sie ihr nicht einmal schreiben? Wissen Sie nicht, daß Nietzsche nach einem Sturz vom Pferd an furchtbaren Kopfschmerzen litt? Gegen

die keine Mittel halfen? Ein unbekannter, später nie wieder aufgetauchter ‚Holländer' empfahl und verkaufte ihm ein angeblich javanisches ‚Beruhigungsmittel', ein starkes Gift, daß schon durch wenige Tropfen wirkte. Nietzsche aber war äußerst kurzsichtig, nur einige Tropfen zuviel, ein schwerer Anfall folgte, er wurde in die Anstalt gebracht – das javanische Mittel aber war aus der Wohnung verschwunden, zugleich wertvolle Manuskripte.

So wurde der ‚Antichrist' erst nach dem Tode Nietzsches veröffentlicht. Und das Werk wird abgewertet von Gläubigen, weil es ja von einem ‚Unzurechnungsfähigen' geschrieben wurde.

Er hatte den ‚Antichrist' 1888 in Turin verfaßt, im Januar 1889 bereits kam sein Zusammenbruch nach der Einnahme des javanischen Mittels und seine Einweisung in die Anstalt, und erst nach seinem Tode im August 1900 wurde das Werk herausgegeben. Seine Krankheit wurde als Paralyse angegeben, dabei bezeugen Menschen seiner nächsten Umgebung, die im Herbst 1888, als das Werk entstand, mit ihm zusammenkamen in der gleichen Schweizer Pension, daß ‚er weder schwächlich noch kränklich war und von einem merkwürdigen Gleichmaß der Stimmung. Er wäre immer brillanter Laune gewesen, und es sei in der Pension oft um die Tischecke gestritten worden, wo sein Platz gewesen wäre, da es dort immer so herrlich heitere Gespräche gegeben habe'. Sogar ein Theologieprofessor Kaftan, der in derselben Zeit mit Nietzsche zusammen war, hat erklärt: ‚Ich habe während der ganzen Zeit niemals irgendwelche Spur einer beginnenden geistigen Erkrankung bei ihm wahrgenommen.'

Nach zehn Jahren Krankheit sah ihn ein Professor Ziehen aus Jena wieder ‚an einem ungünstigen Tage, abends nach sieben Uhr, zur Zeit der Abendmüdigkeit und war geradezu frappiert, weil das Krankheitsbild ein so vollständig

anderes war als sonst mit Paralyse bezeichnet wird'.

Wenn Sie das interessieren sollte, Fräulein Gabeler, so kann ich Ihnen das Buch von Elisabeth Förster-Nietzsche leihen, es heißt ‚Der einsame Nietzsche', ich glaube, es ist 1914 herausgekommen."

„Ja, bitte, leihen Sie mir das Buch", sagte die Theologin.

„Sie kämpft für eine Ehrenrettung ihres Bruders, es wird nichts nützen, die Herde glaubt, was ihr eingebläut wird, und die Gefahr ist gebannt!"

„So schlecht können doch Menschen nicht sein!" meinte die Ältere, deren anständige Gesinnung die Junge immer geschätzt hatte.

„Aber wie können Sie bei dieser religiösen Auffassung meine alte Mutter so gern haben, sie ist doch eine tiefgläubige Christin", sagte die Ältere wie ratlos.

Die Junge erwiderte ernst: „Ich liebe Ihre alte Mutter, das ist wahr, und ich habe große Hochachtung vor ihrem Glauben. Ihr tiefes Gemüt hat aus der Wüstenreligion einen blühenden Garten in ihrem Herzen gemacht; nicht das Christentum hat s i e geprägt, sondern sie hat ihr Christentum geformt nach ihrem ererbten Wesen! Und dieses abendländische Wesen hat auch die große christliche Kunst des Mittelalters geschaffen, die Mütter und Seherinnen in den Domen, die Heilande am Kreuz, die großen Gemälde! Diese Kunst ist nicht das Verdienst des Christentums. Sie wurde erst wahrhaft frei durch die Renaissance. Wer hätte vor Dürer wagen dürfen, nur ein Rasenstück zu malen? Nur Gesicht und Hände waren erlaubt darzustellen, der Körper war ja sündig und mußte durch faltige Gewänder verhüllt werden! Sie selbst haben mich auf unserer Harzwanderung durch alle Kirchen geführt und haben mir von Ihrem reichen Wissen über kirchliche Kunst abgegeben - aber die Reaktion in mir war anders, als Sie wohl gehofft haben."

„Das ist schade, ich hatte erwartet, dies Erleben der christlichen Kunst würde Sie bekehren!"

Die Junge sah sie ernst an: „Sie haben es gut gemeint, aber Sie haben Ihre Kräfte ohne Ergebnis an mich verschwendet; dabei ist das Leben zu kurz und zu kostbar, und Mauern sind nicht dazu da, um sich wund an ihnen zu stoßen.

Da ich jetzt bald fortziehe aus dieser Gegend, ergibt es sich von selbst, daß wir uns wohl nur noch in der Schule sehen werden, das wird für uns beide gut sein! Aber ich werde die Stunden in Ihrem Heim nicht vergessen! Und ich danke Ihnen dafür!"

Sie stand auf, und auch die Theologin erhob sich.

Die Junge verabschiedete sich herzlich von der nichtsahnenden alten Mutter; an der Flurtür gab sie der Kollegin die Hand: „Ich wünsche Ihnen von Herzen: bleiben Sie glücklich in Ihrem Glauben, ich werde es in dem meinen sein!"

Sie ging die Treppe hinunter; ein Windstoß fuhr durchs Haus, als sie unten die große Tür öffnete. Mit lautem Knall fiel sie hinter ihr ins Schloß. Ilse war, als klappte ein riesiges Gesetzbuch mit Donnerschlag endgültig für sie zu.–

Ende und neuer Anfang

Die großen Gesetze der Schöpfung - Von der Ungleichheit aller Lebewesen - In Deutschland geht es abwärts - Die Leichenfledderer - Die Brüder Barmat, Sklarz, Kutisker, Slarek - Die „andere" Offenbarung

Nach dieser Unterredung, die auch Endgültiges hatte, wurde ihr klar, was sie seit Jahren durch Beobachtung und durch gedankliche Überlegungen in sich wachsen gefühlt, und was sich auf den großen Tagungen des Eugenikbundes vertieft hatte: es gab nur ein Gesetz, das alle Völker einigen konnte und einigen mußte, wollten sie nicht alle langsam zugrunde gehen. Das war das ewige Gesetz der Natur, das aus vielen Einzelgesetzen bestand, unter denen Pflanzen und Tiere und unverbildete Naturvölker lebten, und die der verstädterte und zum Teil wurzellos gewordene Mensch überheblich für sich selbst nicht als verpflichtend empfand.

Da war das große Gesetz von der Fruchtbarkeit: überall, wo die Natur nicht gestört wurde oder sie selbst Lebewesen nicht zum Aussterben verurteilte, - war sie verschwenderisch in der Hervorbringung von Samen- und Eizellen - wie oft stand Ilse mit ihren Schülerinnen in der Biologiestunde unter blüten- und fruchttragenden Linden, Kastanien oder Obstbäumen, sie sahen hinein in die Kronen und erlebten das Gesetz in aller Lebendigkeit!

Sie erlebten das Gesetz von der Mannigfaltigkeit oder der Ungleichheit aller Lebewesen: nicht einmal drei an-

scheinend gleich große Blätter derselben Pflanze waren gleich in der Gestalt ihres Umrisses, in den zarten Spitzen und Buchtungen. Ihre Schülerinnen und sie selbst stellten das immer erneut fest; z. B. brachte jede von ihnen 3 Blätter mit, jede von einer anderen kleinen Pflanze oder von einem großen Baum, sie zeichneten die Umrisse, indem sie die Blätter nacheinander auf dieselbe Stelle ihres Zeichenblattes legten; sie arbeiteten sorgfältig und mit spannungsgeladener Freude und immer wieder fanden sie das Gesetz von der Ungleichheit aller Lebewesen bestätigt - nur im kleinen Rahmen ihrer Möglichkeiten, aber die Lehrerin erzählte ihnen in verständlicher Form auch von den großen Ergebnissen der Forschertätigkeit. Und zu gleicher Zeit wurde in die Welt hineingebrüllt die Lehre von der Gleichheit aller Menschen, von der Gleichheit aller Anlagen bei der Geburt - sie war wohl entstanden und mißverstanden aus dem christlichen Gedanken der Gleichheit aller Menschen vor Gott!

Auf dieser Ungleichheit aber gründete sich das Gesetz vom Kampf ums Dasein, der in der Natur grausam und doch barmherzig eine Auslese schafft und nur das Härteste, das Widerstandsfähige, das Gesunde, auch das Kluge oder Listige überleben läßt. Überall, wo die Natur ihr wildes Leben in Freiheit führen kann, steht sie unter diesem Gesetz und schafft in Pflanzen und Tieren und nichtzivilisierten Völkern - bei Indianern, Negern und Eskimos etwa - eine Schönheit und Vollkommenheit, ein großes Maß der Anpassungsfähigkeit in Formen und Farben an Erde, Wasser und Himmel.

Aus dieser Natur spricht Gott in seiner Vollkommenheit, aus dem „Heilen", nicht aus dem „Heiligen!"

Und da ist das Gesetz von der Vererbung, das der Augustiner-Mönch Mendel, der auch Lehrer für Naturwissenschaften an der Oberrealschule in Brünn war, im Jahre 1865

entdeckt hat; immer neue Erkenntnisse darin brachten die Arbeiten der Eugenik-Forscher in Amerika seit der Jahrhundertwende, schon gab es drüben diesbezügliche Gesetze in einer Reihe von Staaten der USA; aber Deutschland hinkte wieder einmal hinterher.

Nie war seit dem Ende des Krieges 1918 der Ruf größer und von Propaganda untermauert: „Setzt den Menschen in eine andere Umwelt und er wird ein anderer!" predigten die sozialistischen und kommunistischen Führer mehr denn je in diesen zwanziger Jahren. Ihre Forderungen hatten durchaus Berechtigung auf Grund der Beobachtungen des großen sozialen Elends nach dem Krieg und auch noch nach der Einführung der Rentenmark 1923, aber die junge Lehrerin hatte bislang keinen dieser sicher sehr klugen Führer auf den großen Tagungen des Eugenikbundes gesehen. So schienen sie nichts zu wissen von der „Variationsbreite", der Spanne einer Möglichkeit der Abweichung unter Lebewesen der gleichen Art, zwischen zwei unverrückbaren Grenzen. Die durch gute Umwelt zu fördernden Anlagen des Erbguts, wie sie es auf ihren Streifzügen durch das Hafenviertel schon vor Jahren erkannt hatte, konnten daher nur innerhalb dieser unverrückbaren Spanne der Abweichung nach unten verkümmert oder nach oben entwickelt werden, wie es schon das alte Sprichwort lehrte, von den Bäumen, die nicht in den Himmel wachsen können.

Sie bejahte diese fast wilde, verzweifelte Forderung der Linken nach Entwicklung, nach Förderung der körperlich und geistig-seelisch brach liegenden Kräfte der Ärmsten und Armen, war ja auf diesem Gebiet jahrhundertelang auf der ganzen Erde viel Unrecht geschehen im eigenen Land und in fremden Ländern, besonders aber durch die „Herrenvölker" in den Kolonien.

Ihr fiel in diesem Zusammenhang ein Erlaß der Schulbehörden ein aus der Zeit des Kaiserreiches nach 1870; die

jungen Pädagogik-Studentinnen hatten diesen Erlaß ohne Kommentar des lehrenden Professors zur Kenntnis nehmen müssen. Die Anweisungen darin waren für Volksschulen bestimmt; es sollte vor allem „Wert gelegt werden auf Erlangung einer gewissen Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen", im übrigen wurde noch „ein festes und ausführliches Bibel- und Katechismus-Pensum" gefordert, es war sogar klar ausgedrückt, „daß mehr Wissen nicht ratsam sei für die unteren Schichten"! Sie hatte sich damals empört und sich ihre Gedanken darüber gemacht.

Immer noch gingen „Thron und Altar" wie seit den Zeiten der oft so grausamen Christianisierung in schöner Eintracht „Hand in Hand". - „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat", so tönte es noch immer von den Kanzeln. Sie dachte an das Jordanwasser, mit dem die sieben Kinder des letzten Kaisers nach alter Tradition getauft worden waren, und an die täglichen Religionsstunden in ihrer Kindheit und Jugendzeit. Die Bibel war Trumpf gewesen in der Kaiserzeit, sie sollte den Menschen das Heil bringen; jetzt war die Bibel des Marx, das „Kapital", Trumpf bei einem großen Teil des Volkes, und auch sie sollte den Menschen das Heil bringen! Wieder war es ein Glaube, der an die Stelle eines anderen Glaubens getreten war, aber dieselbe Wurzel hatte. Auch dieser zweite Glaube stand gegen alle Erkenntnis von den Gesetzen der Natur.

„Setzt den Menschen in eine andere Umwelt, und er wird ein anderer!"

Und die Parole wurde auf Grund einer Ideologie ohne Berücksichtigung dieser vorhandenen Erkenntnisse von der Vererbung in die Tat umgesetzt: Für Zuchthäuser, in denen Schwerverbrecher ihre oft sehr milden Strafen verbüßten, wurden teure Gemälde von Künstlern gekauft, beste Orchester mit erklassigen Dirigenten gaben Konzerte für die Gefangenen, die Zellen wurden wohnlich gestaltet, und das

Essen hätte sich manch ein Armer in der Freiheit gewünscht. Im Norden der Hauptstadt wurden schöne Häuser mit Badezimmer gebaut für „Asoziale", wie der Ausdruck fremdsprachig gebraucht wurde - sollte es in der guten alten Mutersprache kein Wort dafür geben, weil der Begriff ursprünglich fremd war in dieser Sprache? - und zur Enttäuschung der Volksbeglücker, die es wirklich gut gemeint hatten, stellten sie bei einer Inspektion nach einem halben Jahr fest, daß vielfach in den Badewannen Kartoffeln oder Kohlen aufbewahrt wurden, weil man für den täglichen Weg in den Keller zu faul war. Viel wurde in der Stadt gelacht, als dies bekannt wurde. Was war da falsch?

Es war ihrer Ansicht nach das christliche Mitleid, das in ein Faß ohne Boden geschöpft wurde, während für die Strebsamen aller Schichten nie Geld genug da war. Schon war Ilses Schule zu klein geworden, Geld zum Anbau war nicht vorhanden, und sie wie auch einige andere Lehrer mußten „wandern" mit ihren Klassen, immer in freie Räume, deren Inhaber gerade im Turn- oder Zeichensaal beschäftigt waren. Die Schülerinnen waren unglücklich, die Lehrer ebenso, es war ein schreckliches Gefühl der Heimatlosigkeit, des Nomadendaseins, das sie alle befiel. Ein Jahr lang mußte sie sogar in ein uraltes Gebäude, das zehn Minuten entfernt lag, mit ihren über 40 Mädchen wandern, eigentlich hetzen; denn nur die wissenschaftlichen Stunden wurden dort erteilt, dann mußten sie wieder zurück, und dabei zweimal über stark belebte Straßen.

Langsam aber stetig ging es bergab im Land. Zur Mathematikstunde organisierte man rechtzeitig Zirkel, Transporteur und Winkelmaß; denn sie waren nur noch zweimal vorhanden in der großen Schule, die immerhin aus einem Realgymnasium und einer Oberrealschule bestand neben anderen Schulgattungen. Kreide und Tafeltücher wurden schon lange von den Schülerinnen der Klasse gestiftet.

Von der Stadtverwaltung kam ein Erlaß heraus für die „Scheuerfrauen" in den Schulen, wie sie in diesen Jahren noch hießen, es war kein Geld mehr da für Wischtücher, die Räume sollten nur noch „besenrein" gemacht werden. Je nach Veranlagung gab es Gelächter oder Wut im Kollegium. Die bis zum November 23 so herbeigesehnten festen Preise kamen in diesen Jahren schon wieder ins Gleiten, vieles wurde teurer, das Gehalt aber stieg nicht entsprechend mit.

Vor den Arbeitsämtern wurden die Schlangen der Wartenden immer länger, ihre Gesichter grauer und trostloser. Für die armen Gestrauchelten in den Gefängnissen aber wurde weiterhin viel getan. Bücher, die in die Welt hinausposaunten: „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig!" wurden durch gezielte Reklame zu „Knüllern" oder „Schlagern" auf dem Büchermarkt. So fanden auch Schwerverbrecher milde Richter. Magnus Hirschfeld, der Sexualforscher, und Siegmund Freud, der Psychoanalytiker, wurden große Mode, und auf Gesellschaften wurden die krankhaften Sexualtriebe von Mördern bedauernd entschuldigt. Was hatten die Armen nur für eine schlechte Umwelt gehabt!

So geschah es häufig, daß manch verzweifelter, anständiger Arbeitslose gegen den Herbst hin, besonders auch in dem furchtbaren Winter 1929, eine Straftat beging, um es über den Winter in den Gefängnissen warm und gemütlicher zu haben als draußen in der grauen Freiheit der „goldenen zwanziger Jahre". Ein geflügeltes Wort in jenen Tagen war, schmunzelnd oft angewendet: „Im Frühjahr, da bewähr ick mir wieder!"

Schiebungen, Betrugsskandale, Beamtenbestechungen bis in die höchsten Stellen, nicht nur in Deutschland, Manipulationen der großen Banken häuften sich. Es wurden Riesenvermögen von Einzelnen verdient, die Stadtväter großer Städte übers Ohr gehauen oder durch Geschenke be-

stochen. Der Stavisky-Skandal erschütterte Frankreich in seinen Grundfesten, der „schöne Jascha" hatte mit allem geschoben, was nur möglich war, auch mit Kokain, das groß in Mode war. Sein Vater war aus Kiew geflohen und hatte sich in Paris niedergelassen, wo er bald französischer Bürger wurde, sein Sohn plünderte Frankreich aus auf die gerissenste Weise, aber Gerichtsärzte bescheinigten ihm, daß er geistig unzurechnungsfähig sei. Im Dezember 1927 wird er gegen Kaution aus der Untersuchungshaft freigelassen. In den folgenden Jahren wird er neunzehn Mal gebeten, vor Gericht zu erscheinen, aber neunzehn Mal wird auch diese Aufforderung zurückgezogen. Inzwischen bleibt er unbehelligt weiter der Millionenschwindler. Allgemein hieß es im Volk zu diesem Fall: „Die Kleinen hängt man, die Großen läßt man laufen!"

Auch Deutschland hatte nun seinen seit Jahren von den Vernünftigen und Klarsehenden prophezeiten Skandal um die Brüder Barmat. Als die junge Lehrerin in den Osterferien 1928 zu Hause war, begann gerade der Prozeß gegen drei der Brüder, deren jüngster, Isaak, nach Holland geflohen war, von wo sie nach dem Kriegsende als holländische Bürger nach Deutschland gekommen waren. Judko, der älteste, der kluge „Julius", wie er sich später nannte, war mit dreizehn Jahren aus der Nähe von Kiew ausgewandert, hatte mit fünfzehn einen Altkleiderladen in Amsterdam betrieben, besaß mit 22 Jahren schon ein großes Export- und Importgeschäft, belieferte im Kriege als „Neutraler" Freund und Feind gleichermaßen durch einen Konzern „Amexima", dem Eisenbahnen, Schiffe und Lastwagen gehörten. Er handelte mit Waffen, Lebensmitteln und Rohstoffen.

1918 war er mit 32 Jahren Multimillionär und machte sich auf in das nach der Revolution total verwirrte und verarmte Deutschland. Er befreundete sich in Berlin mit dem Po-

lizeipräsidenten Richter, der nicht „vom Fach" war, sondern ein durch Jahre getreuer linker Politiker, „ein gutmütiger Riese". Durch ihn gewann Judko seine Freunde unter den Großen der Republik. Er brachte seine „Amexima" nach Deutschland; in einem palastähnlichen Gebäude in der Straße „Unter der Linden" wickelte er seine undurchsichtigen Riesengeschäfte ab; in seiner schloßartigen Villa auf Schwanenwerder feierte er mit „Bonzen", wie es hieß, rauschende Feste.

Ihr fiel wieder ein, was sie mit Änne besprochen hatte, nachdem beide den kommunistischen Umzug mitgemacht hatten und auf dem Wachstuchsofa „diskutierten". Sie hatte ja selbst in den Weihnachtsferien 1923 in Berlin die Industrieunternehmer gesehen, die persönlich in Schlangen vor dem „Barmat-Palast" anstanden. Sie hatte damals ihre Verwunderung Änne gegenüber geäußert, daß die linken Parteien immer nur das Privatkapital angriffen, aber niemals das der Börsen und Banken, das so undurchschaubar war.

Bis zum Frühjahr 1924 hatte Barmat von der Preussischen Staatsbank schon 8 Millionen erhalten, während deutschen Firmen der Kredit verweigert wurde und sie Konkurs machten oder glücklich waren, wenn Barmat ihre Firmen mit dem von ihm bei der Bank geliehenen Geld für einen Spottpreis aufkaufte. Bald danach waren es schon 14 1/2 Millionen, die die Bank ihm bereitwillig zahlte. „Setzt den Menschen in eine andere Umwelt" ...

Nun, Judko hatte die für ihn einzig wahre Umwelt beim lieben, ahnungslosen, vertrauensseligen deutschen Michel gefunden! Ja, sie hatten alle nach 1920 die richtige Umwelt in Deutschland gefunden, die fünf Brüder Barmat, die fünf Brüder Sklarz, die drei Brüder Leo, Max und Willy Sklarek, die noch jetzt, 1928 und 1929, gesellschaftlich tonangebend waren in Berlin und auf dem Presseball die Stadtväter be-

wirteten. Als der Bürgermeister Böss „über die Klinge springen" mußte, sang man nicht nur in Berlin, sondern im ganzen Land hohnlachend das Lied vom „Bürgermeister Böss, der nicht so nervös sein sollte", weil er einen Nerz für seine Frau angenommen hatte: „Stellung ist passé, Sklarek sagt ade, und der Nerz, der geht in Fransen, und man zahlt dir noch zum Hohn eine klotzige Pension."

Ja, die Leichenfledderer in Deutschland und Aaron-Alexander Stavinsky in Frankreich hatten die Umwelt ihres Lebens gefunden!

Und während in der Hauptstadt der Reiches bei wenigen der Sekt in Strömen floß und der echte Kaviar aus Töpfen gelöffelt wurde, liefen Junglehrer, die weniger als einhundert Mark im Monat verdienten, in einer Stellung fern vom Elternhaus und der Fürsorge der Mutter, mit ausgefransten Hosen und durchgescheuerten Ärmeln herum und wagten sich kaum in eine größere, allgemeine Lehrerversammlung, so schämten sie sich.

Aber es dauerte noch drei Jahre nach dem Zusammenbruch der Barmat-Unternehmen, bis im März 1928 der Prozeß gegen die Brüder begann. Die Juristen waren „von rührender Geduld und Sorgfalt", der Angeklagte verteidigte sich wortgewandt mit allen Schikanen und Tricks. Er könne für die unzulängliche Organisation einer Staatsbank nicht verantwortlich gemacht werden. Kein Engel ist so rein wie der Hausherr von Schwanenwerder. Der entkommene jüngste Bruder Isaak droht den deutschen Richtern aus Holland mit sensationellen Enthüllungen.

Das Urteil war milde: elf Monate Gefängnis für Julius, Judko, für die beiden Brüder noch weniger. Nach 5 Monaten wurden sie alle drei vorzeitig entlassen wegen guter Führung: „Mit Bewährungsfrist vorzeitig entlassen." Und vom Gefängnis in Plötzensee fuhren sie im Auto - wer hatte damals schon eins - zum Bahnhof und von da Erster Klasse

nach Brüssel, in einer Zeit, wo es noch vier Klassen in den Zügen gab und Ilses Familie z. B. mühsam wieder zur Benutzung der Dritten Klasse „aufgestiegen" war, während Schwester Lotte aus Sparsamkeitsgründen weiterhin „Vierter Brustbild" fuhr, wie sie das nannte, weil die Abteilfenster nur zu Hälfte herunterzulassen waren und man vom Abreisenden dadurch nur ein „Brustbild" sehen konnte.

In Belgien, Holland und Frankreich gingen dann die Schwindelgründungen der Brüder Barmat weiter, ganz ähnlich wie vorher in Deutschland. Gesellschaften, Geschäfte und Privatleute gingen durch sie zugrunde, viele verzweifelte Menschen verübten Selbstmord. Die Brüder rührte das nicht. Sie gründeten eine Bergbaugesellschaft, Bau-, Handels- und Siedlungsgesellschaften. Aber sie waren klug genug, nicht mehr unter ihrem Namen aufzutreten, sondern hatten für Verhandlungen ihre „Strohmänner". Ganz schnell hatte Judko Barmat wieder eine Million Gulden Vermögen.

War es ihm zu verdenken, wenn der auf seine Weise Geniale mit Dummköpfen, Ahnungslosen, Gutgläubigen oder ehrgeizigen und eitlen Politikern sein Spiel trieb? War es nicht selbstverständlich, wenn der Gerissene diese gutgläubige Masse als Schafherde ansah? So ähnlich äußerte man sich auch in den fünfzig Ausschußsitzungen des Preussischen Landtages, in denen der Skandal untersucht wurde.

Alles sei nur erklärlich, weil die schwere Zeit der Wirtschaftsumstellung zwischen den letzten Atemzügen der Inflation und den ersten Monaten der Stabilisierung die Preussische Staatsbank vor bisher unbekannte Probleme gestellte habe. Das Personal sei seiner Aufgabe weder durch Vorbildung noch durch Erfahrung gewachsen gewesen. Es habe aus Mangel an Gefühl für gemeinsame Verantwortung bürokratisch und naiv gehandelt."

Sie ahnte die Ursache und sprach auch in den Ferien

mit dem Vater darüber. Der Grund mußte sein: das Volk hatte noch keine Abwehrkräfte entwickelt gegen solche ihm völlig neuen Geschäftsmethoden, es hatte erst mühsam mit Geld umgehen gelernt nach der Zeit des Tauschhandels

Wegen der „unsterblichen Seele" war es im Mittelalter der Christenheit von der Kirche verboten gewesen, Banken zu gründen und Zins zu nehmen. Das war nur dem auserwählten Volk erlaubt, das schon viele Hunderte von Jahren länger im Geldverleihen ein Meister geworden war. „Da das Volk der Erzväter erst in den letzten Tagen der Welt bekehrt werden sollte", brauchte sich die Kirche im Mittelalter um dessen Seelenheil nicht zu kümmern, so hatten die jüdischen Gemeinden überall das Zinsmonopol. Alle anderen Bevölkerungsschichten hatten Zinsverbot.

Die Bewohner der südfranzösischen Stadt Cahors aber kümmerten sich nicht um ihr Seelenheil und begannen auch Geschäfte mit dem Geldverleihen. Die jüdischen Gemeinden der Gegend protestierten bei den Bischöfen voll ernsthafter Besorgnis, daß sich diese Christen um ihr ewiges Seelenheil bringen würden, sie selbst wären ja sowieso verdammt. Daraufhin verbot die Kirche streng das so hoffnungsvoll begonnene christliche Unternehmen, und der jüdische Zinshandel war wieder ohne Konkurrenz.

Sie sprach auch mit Lenas Vater darüber, als sie seine Familie wieder einmal besuchte. Er war zutiefst empört über den Fall, sprach von „Ostjuden" und „Talmudjuden" und fühlte sich tief verletzt durch solche „Kreaturen" seines Volkes. Ihr wurde staunend bewußt, daß die jüdische Einheit, die sie so bewundert hatte und für ihr Volk auch ersehnte, anscheinend nicht vorhanden war, zumindest nicht in dem Maße, wie sie angenommen hatte. Er sprach auch von „Israeliten" und „Hebräern". Er hatte ja schon immer als gelernter Handwerker das mühelose Geldverdienen gehaßt; gerade deshalb hatte sie auch so große Hochachtung

vor seiner Haltung. Sie lenkte ihn dann ab auf erfreuliche Themen; er begrüßte es sehr, daß sie nun bald ganz in Lenas Nähe wohnen würde. - -

Bald danach war das Haus der Freundin fertig geworden unter großen Opfern der langjährig Verlobten, die Ilse immer nur in Lodenmantel und Wanderschuhen erlebt hatte; es folgte die Hochzeit, und Ilse nahm Abschied von Freundin Hertha und zog in den schönen Vorort zu dem jungen Paar. Sie war glücklich, nun am Rande der Großstadt zwischen Äckern und Wiesen leben zu können und das Rauschen der großen Eichen zu hören, die das Grundstück umsäumten. Hier konnte sie endlich die Vögel beobachten, sah hinter dem Zaun die Enten auf ihrem „Patt" zum Tümpel watscheln und die Wildkaninchen über den Rasen hoppeln. Sie hörte das Gurren der Ringeltauben und das Keckern der klugen Elstern, und sie war einfach glücklich.

Ellis Mann züchtete „Stallhasen", der Nachbar hielt Brieftauben, und am Ende der Straße erlebten edle Zucht-Bernhardiner Familienglück durch ihre tapsigen Kleinkinder. Die junge Lehrerin wurde bald mit den wenigen Anwohnern der Straße bekannt oder befreundet und konnte hier bestätigt finden, was sie auf den jährlichen Tagungen des Eugenik-Bundes durch Vorträge und Versuchsergebnisse gelernt hatte.

Von der Allee zweigte ein Feldweg ab, an ihm lag inmitten weiter Blumenfelder und Baumschulen eine bekannte Gärtnerei; die Töchter des Besitzers waren Schülerinnen, in deren Klasse sie Biologie und Sport erteilte. Es war ein fröhliches Geben und Nehmen, die Mädchen lernten bei ihr, und sie wiederum lernte gern, was deren Vater aus seinem reichen Wissen ihr bot. So erlebte sie an Pflanzen und Tieren das große Gesetz des Lebens in seiner Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit, in seiner Auslese und Vererbung, aber es wurde ihr auch klar das Gesetz von der Einordnung ins or-

ganische Ganze und das Gesetz vom ewigen Wandel im Stirb und Werde. Dies war in der Tat eine Offenbarung, anders, als sie das Buch der Bücher vermitteln konnte!

Bald konnte sie diese Gesetze auch am Menschen erleben - und zwar in der so besonders ins Auge fallenden „Ausnahme von der Regel". Es waren zwei Schülerinnen in ihrer Klasse, eineiige Zwillinge, sie glichen sich wirklich wie ein Ei dem anderen. Zur Freude alle Mädchen wurden nun in der Biologiestunde viele kleine Versuche angestellt, es wurden Tests gemacht in Bezug auf körperliche und geistig-seelische Eigenschaften der Zwillinge und der anderen Schülerinnen, um dann bei der Zwillingsforschung des Eugenikbundes mit ausgewertet zu werden, auch wenn es nur Laienarbeiten junger Menschen waren.

Die Professoren in diesem Forschungsbund waren völlig anders geartet als die Theologen und Philologen, die sie sonst näher kannte. Sie waren froh über jeden Interessierten, der zu ihnen kam, und sie fragten nicht danach, ob er studiert oder nicht studiert hatte, wenn er sich seinen Gaben entsprechend einordnete in das Ganze. Sie waren weltoffen, wach für alles Kommende, von geradezu heiligem Forscherdrang erfüllt. Hieß das Wort „heil-ig" wohl, ein heiles Ich zu haben? Dann hatte die Kirche selbst den Sinn dieses Wortes ins Gegenteil verkehrt, indem sie die Gebrochenen, die Demütigen, die dem „Wort" Verhafteten, als „heilig" bezeichnete!

Für diese Professoren, die sie jedes Jahr im Herbst für etwa acht Tage traf und viele näher kennenlernte, stand auch das L e b e n im Mittelpunkt! Ihre Vorträge waren großartig, lebensvoll, nicht blutleere Spitzfindigkeiten des Wortes! Hier ging es auch nicht um Hoch- und Langschädel eines „arischen" Christus, hier ging es um praktische Arbeit in der Gegenwart, Arbeit, die lebens-not-wendig war! Sie fand das Wort wunderbar in seinem tiefen Sinn. Es sollte

die Lebensnot eines niedergehenden Volkes wenden, vorerst aber nur dringend einhalten, aufhalten, in dieser Zeit der maßlos verschwendeten und knapp gewordenen Staatsgelder. So opferten auch Freundin Hertha und sie weiterhin für Mitgliedsbeiträge, für die monatliche Zeitschrift, für erbetene Spenden und die jährliche große Tagung, von der sie jedesmal hochgestimmt zurückkehrten, vom Kollegium wie arme Irre belächelt.

In dieser Zeit fand sich plötzlich das große Glück für sie, einen der berühmtesten Eugenik-Forscher oft stundenlang sprechen zu können. Ihre Schwester Gertrud war durch einen merkwürdigen Zufall die Erzieherin seiner drei Kinder geworden und die Wirtschaftsleiterin seines großen Haushaltes. Die schöne ländliche Villa lag nur eine knappe Stunde Bahnfahrt von Ilses neuer Wohnung entfernt. So war sie oft fürs Wochenende dort eingeladen. Der Professor, ein wahrer Wikingertyp, war in ganz jungen Jahren vor dem Krieg als Forscher in der Südsee gewesen, er hatte Völkerkunde und Vererbungslehre studiert, nun leitete er große Museen und arbeitete in der Erbforschung. Das Mädchen war glücklich und dankbar, wenn er sich stundenlang mit den Schwestern unterhielt, er freute sich über Schwester Trudes witzige und fröhliche Schlagfertigkeit und über Ilses bohrende Fragen.

Mehr und mehr wuchs sie hinein in diese Welt des Lebens und nicht des Wortes. So konnte sie alles, was sie in diesen reichen Stunden aufnahm, beglückt und dankbar weitergeben an ihre Schülerinnen. Und die Mädchen, die allmählich ins Entwicklungsalter kamen, begriffen, was für eine Schatztruhe sie in sich bewahrten in Gestalt ihres gesunden Erbgutes.

Über diesen Stunden, die oft erfüllt von Ehrfurcht waren, stand ein neues Gesetz, kein mosaisches, sondern das ewige Gesetz der Natur, in dem das Leben und nicht das Wort

im Mittelpunkt des Seins stand. Die Lehrerin fühlte beglückt, wie die jungen Menschen vor ihr sich voll entfalteten und an innerer Kraft gewannen.

Diese ihre Schülerinnen würden sicherlich mutig werden, aber nicht de-mütig. Ihre Gesinnung würde dann die beste Gewähr bieten, mündige Staatsbürger zu werden, wie sie die junge Republik so dringend brauchte, sie würden nicht mehr vor „Thron und Altar" den Rücken krummachen und sich vorschreiben lassen, was sie lernen und glauben sollten und was nicht. Aber sie würden auch keine verhetzten Revoltemacher werden, die kritiklos jedem Schreier nachlaufen und sich von „Brot und Spielen" den Kopf verdrehen lassen. Sie würden Gräben zuschütten und Achtung haben vor fremden Rassen und Religionen und doch in ihrer eigenen Art bleiben, dem Gottesgesetz der Natur treu, nach dem sie wie alle Lebewesen auf dieser Erde in Rassen und Völker angetreten sind, auf daß das Leben vielfarbig und vielschichtig bleibe. Darauf hoffte sie, daran glaubte sie.

Kämpfer für Leben und Gesundheit

Zwillingsforschung und Eugenik - Vererbung und Umwelt - Der Zeit voraus - Kleine Pflaster auf tiefe Wunden - Sozialökonomische Bestrebungen - Vom Sozialen zum Antisozialen - Verbrecherische Gleichgültigkeit - Das Kellerlokal

In dieser Zeit gab sie ihren Unterricht mit noch mehr Hingabe als vorher, nachdem sie mit Hilfe großer und uneigennütziger Menschen immer neue Erkenntnisse erwarb und auch anwenden konnte. Ihr fiel auf, daß alle diese klugen Menschen, die sich um das „Leben" mühten, eines gemeinsam hatten: sie waren nicht gebunden an eine Partei und dadurch nicht eingeengt auf einen größeren oder kleineren Teil ihres Volkes, sie dienten mit ihrer Forschung dem Ganzen und damit letzten Endes der Menschheit, von der jetzt so gern in hochtrabenden Worten geredet wurde. Es war angeblich nicht nur das „Jahrhundert des Kindes" angebrochen, sondern auch das „Jahrhundert der Menschheit". - Nie hörte sie bei ihnen eine Auseinandersetzung um religiöse oder kirchliche Fragen, wenn auch die katholische Kirche einen Jesuitenpater als Mitglied in den Bund für Eugenik sandte. Aber diesem stattlichen und eleganten Weltmann schien es in seinen Vorträgen auch nur um die Forschung zu gehen, wie einst auch dem großen Mönch Gregor Mendel, der die Erbgesetze gefunden hatte.

Immer noch beschäftigte sie sehr das Thema: Vererbung und Umwelt. Sie wußte nun, daß nach den neuesten For-

schungen rund 80 % der Gesamtanlage des Menschen von der Vererbung bestimmt waren und nur 20 % von der Umwelt. Nur in Tausenden von Jahren war eine Anpassung des Erbgutes an eine schicksalhaft veränderte Umwelt möglich, durch sprunghafte Erbänderung (Mutationen) und durch eine Auslese im Kampf ums Dasein, im Kampf ums Überleben. - -

Der Professor sprach gern von einem seiner Forschungsgebiete, der Augenfarbe. Danach konnte die Iris eines blau erscheinenden Auges nur noch zu einem Drittel Pigment (Farbstoff) bilden, die braun erscheinenden Augen hatten diese Fähigkeit noch zu zwei Dritteln, die schwarz erscheinenden zu drei Dritteln. Diese „blauen" Augen hatten sich in der eine Million Jahre währenden Eiszeit entwickelt bei der Rasse des Nordens durch Mangel an Sonnenbestrahlung. Das war eine Anpassung der Natur an die veränderte Umwelt. Sie schuf einen für den Norden klimagehärteten und damit umweltangepaßten Menschen. Auch die blonden Haare waren auf Mangel an Pigment zurückzuführen. Zum Vergleich sprach der Professor von den Albinos bei Mensch und Tier, die diesen Farbstoff überhaupt nicht mehr bilden konnten. Voll Interesse schaute sie nun durchs Gitter die Stallhasen hinter dem Haus an, deren blutgeäderte Netzhaut aus ihren scheinbar roten Augen leuchtete.

Wie wunderbar war die Welt der Natur! Was war dagegen das Wunder des Theaterdonnerers am Sinai oder das reichliche Fischessen bei der Speisung der Fünftausend!

Erneut erkannte sie, daß in der Natur nicht nur der Raum, sondern auch die Zeit nach Sternenweiten gemessen wurde. Und da wollten Menschen, sozusagen von heut auf morgen, durch eine andere Umwelt Asoziale und Verbrecher ändern! Das schien ihr auf derselben Ebene zu liegen wie die plötzlichen Bekehrungen, die die Ehemaligen auf dem Treffen der Internatsschule geschildert hatten, oder

die Ausgießung des Heiligen Geistes über Auserwählte, wie sie das in Trautes Kirche erlebt hatte!

Sie sah nun die Forderungen der Linken nach einer besseren Umwelt aus einem anderen Gesichtswinkel! Mit teuren Bildern, Orchestermusik berühmter Dirigenten, mit Badewannen und Mietskasernen war es also nicht getan! Das waren kleine Pflaster, wohl der Allgemeinheit sichtbar und daher hochgelobt durch die Presse, aber es waren zu kleine Pflaster auf zu tiefe Wunden!

Und während die Eugeniker auf den großen Tagungen des Jahres warnend ihre Stimme erhoben und die tiefen Wunden am Volkskörper aufzeigten, aber auch die Möglichkeit der Heilung, vertieften Presse und Funk die Gräben zwischen den Parteien, jagten sich Krawalle, Putsche und Streiks, zogen die Preise weiter an und wurden die Schlangen vor den Arbeitsämtern immer länger und grauer. Sie fühlte die Ohnmacht ihres kleinen Menschentums, nichts ändern zu können, sie mühte sich nur, nach dem alten Spruch des Angelus Silesius zu handeln: „Mensch, werde wesentlich, denn wenn die Welt vergeht, so fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht!" - -

Die Stunden im Haus des Professors machten sie reich und glücklich, und sie war traurig, als er einen Ruf an eine ferne Universität erhielt und auch ihre Schwester Gertrud Abschied nahm, weil sie der Familie in den neuen Wirkungskreis folgte. - -

Sie hatte nun wieder mehr Zeit für Lena und ihre Familie, die sich inzwischen vergrößert hatte. Die Freundin hatte volles Verständnis dafür, daß sie ihre wenige Freizeit bei der Schwester verbracht hatte, hing sie doch selbst sehr an ihren vielen Geschwistern.

Als ihre Kinder einmal krank waren, lernte Ilse auch den Hausarzt der Familie kennen; sie stellte zu ihrer Überraschung fest, daß er derselbe war, von dem sie schon viele

geradezu flammende Vorträge in überfüllten Sälen gehört und viele seiner Bücher und Schriften gelesen hatte. Er war seit dreißig Jahren ein Kämpfer für das gute, natürliche Leben, er kämpfte mit zündendem Wort und mit der Tat gegen Dummheit, Borniertheit und Verantwortungslosigkeit des Einzelnen und der Regierung. Er war ein genialer Mann von ungeheurem Mut, ohne fanatisch zu sein, er war Generaloberarzt a. D., hatte den ganzen Krieg mitgemacht und seine Truppe geordnet in die Heimat zurückgeführt, er war Mitglied der Leopoldina Karolina, der Akademie der Naturwissenschaften in Halle, und aus Idealismus Strafanstaltsarzt.

Sein Buch: „Im Kampf um die Ideale", 1910 veröffentlicht, hatte großes Aufsehen erregt, es war 1926 in 32. Auflage erschienen, sie hatte es schon früher gelesen; es hatte ein starkes Echo bei allen Parteien gefunden, ja, Arbeiterzeitungen hatten sich besonders lobend dazu geäußert. Endlich ein Buch, das ein in Parteien zerstrittenes Volk in positivem Sinn in seiner Meinung einte!

Sie hatte auch sein Buch „Unsere Volksentartung und ihre Verhütung" gelesen, in dem er mit außerordenlich starkem Temperament und scharfer Kritik sich gegen körperliche Entartung durch sittliche Entgleisung und durch Genußgifte wandte, aber auch gegen die geistige und künstlerische abartige Produktion der Zeit. Schonungslos rechnete er ab mit Verantwortlichen und Regierenden.

Die Arbeitskraft dieses Idealisten mußte ungeheuer sein, so zahlreich folgten seine vielseitigen Werke aufeinander. Seit 1901 hatte er viele Schriften verfaßt über „die Notwendigkeit der Reinhaltung der deutschen Gewässer", er kämpfte für die Fischer, die sich vertrauend an ihn wandten, als sie in Not gerieten, weil Aale, Lachse und Butt in den durch ungereinigtes Sielwasser überdüngten Flüssen starben, er schrieb über „die Sicherstellung von Deutsch-

lands Ernährung", über „die Bedeutung der Geschlechtskrankheiten", über „die Folgen der Trinksitten". Er machte Eingaben, sprach in Versammlungen, hatte viel Ärger mit den langsamen, bürokratischen Behörden und dem rosaroten Optimismus der Männer „vom Fach", aber nie ermüdete er im Kampf.

Nun las sie sein Buch: „Das Verbrechen als Krankheit", das 1927 herauskam. Danach wagten es führende Mitglieder gleich welcher Partei nicht, (oder wollten sie es nicht?) gegen den immer stärker werdenen Verbrauch von Genußmitteln im Volk anzugehen und gegen die Werbung dafür, gegen die Anhäufung des Gewinns daraus in Händen gewissenloser Kapitalisten Sturm zu laufen. Keiner auch griff den Staat als solchen an, der die Werbung zuließ, um immer größer werdende Summen an Steuern daraus einzustecken!

Sie dachte an die blasse Frau vor der Kellerkneipe im Hafenviertel, die ihr angstvolles Kind die Treppe hinuntergeschickt hatte, um den betrunkenen Vater heraufzuholen, sie dachte an die Irrenanstalt, die sie in der Zeit der Ausbildung mit dem Pädagogiklehrer mehrmals besucht hatten. Immer wieder hatte sie von den Ärzten als Ursache der Krankheit oder Mißbildung gehört: Trunksucht des Vaters, Syphilis, Nikotinmißbrauch, Dirnenleben der Mutter. Und da hockten diese armen Wesen oder lagen, nicht größer als Kleinkinder, seit über zwanzig oder dreißig Jahren in ihren Betten, konnten weder stehen noch laufen, weder allein essen noch trinken.

„Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn!" Sie hatte ihren Schülerinnen in der Religionsstunde diese Bibelstelle auf ihre Weise erklärt, wenn sie Vertrauensschülerinnen vor der Klasse wählen ließ und diese Wahl durch Handschlag bestätigen mußte: „Zur Vertrauensschülerin gemacht werden, heißt noch nicht, es zu s e i n; es ist ein Ziel, das angestrebt wird, so, wie

das ‚Zum Bilde Gottes schuf er ihn' - eine Aufgabe ist für den Menschen, einstmals zu einem Gottesbild zu werden!" -

Und da lagen sie, diese „Gottesbilder", sie klagten nur durch ihr Dasein die Menschen an, die sie in die Welt gesetzt hatten und ihnen durch ein wüstes Leben einen zerstörten Körper mitgegeben hatten, sie würden nie die Freude an einer Leistung, nie einen Weg „hinauf" erleben können.

Tief erschüttert war sie damals von der Anstalt fortgegangen und hatte viele gute Vorsätze gefaßt für ihren späteren Beruf als Erzieherin. Sie hatte sich danach noch einmal all die schon erschienenen Bücher und Aufsätze des großen Idealisten und Arztes vorgenommen und keinen seiner Vorträge versäumt - nun hatte sie ihn persönlich kennengelernt und sich besonders gefreut, daß er äußerlich und im Wesen mit ihrem eigenen Vater Ähnlichkeit hatte. Auch er war keiner Partei verschworen, sondern dem ganzen Volke, wie dieser; beide kämpften sie, traten aufrecht für die Wahrheit ein und hatten sich vor „Thron und Altar" genau so wenig gefürchtet wie jetzt vor den Machthabern der jungen Republik. Der Doktor war kein Sozialist, aber er dachte und handelte immer sozial, wie ihr Vater es auch immer tat, und er sah wie dieser weit in die Zukunft. - -

Sein schon dreißig Jahre währender Kampf ging weiter, die Kraft dieses Idealisten war ungebrochen, weil er aus inneren Quellen lebte. Er kämpfte gegen die Mietskasernen als Ursache vieler Übel, er gründete selber Siedlungen mitten im reichsten Viertel der Stadt und am Rand einer kleineren Stadt.

„Erst jetzt kommen allmählich einige Stadtverwaltungen zu der Erkenntnis, daß es wichtiger ist, die zusammengedrängte, aus der Zeit der Festungen überlieferte Art des Wohnungsbaus in Etagenhäusern, die nur dazu dienen, die

städtischen Grundbesitzer zu bereichern und den städtischen Architekten hohen Verdienst zu verschaffen, aufzugeben, und statt dessen ihre Bürger sozialökonomisch, d. h. menschenwirtschaftlich richtig unterzubringen. Ganz allmählich erst breitet sich die Erkenntnis von der einfachen statistisch nachweisbaren Tatsache aus, daß je mehr Menschen auf einem Quadratmeter zusammengepfercht werden, desto mehr Krankheiten aller Art, ansteckende und Geisteskrankheiten und Verbrechen unter diesen zusammengepökelten Menschenmassen vorkommen.

Ich habe in meinen sozialökonomischen Veröffentlichungen bereits vor dreißig Jahren genau nachgewiesen, daß der Arbeiter in diesen städtischen Steinwüsten trotz aller Lohnzulagen gar nicht zufrieden sein kann, weil jede Lohnsteigerung sofort von den automatisch mit dem Lohn ansteigenden Preisen sämtlicher Lebensmittel und Wohnungsmieten wieder aufgezehrt wird, daß die ganze Lohnfrage viel mehr eine Wohnfrage als eine Geldfrage ist, daß der Arbeiter erst zufrieden sein kann und zufrieden ist, wenn er nicht nur sein Häuschen hat, sondern beim Haus einen Garten von mindestens 300 bis 500 qm, in dem er mit den ihm in der Stadt durch die städtische Verwaltung für erhebliche Steuern abgeholten Abfallstoffe: Fäkalien, Asche und Abwässer in seiner freien Zeit soviel Nahrungsmittel an Gemüse und Obst erzeugen kann, daß er zu einem Teil wenigstens unabhängig vom Lebensmittelmarkt wird und durch diese Erträge seines Gartens einen erheblichen Teil seiner Miete decken kann.

Diese berechtigte Unzufriedenheit besonders des städtischen, aber auch des ländlichen Arbeiters auf vielen Dörfern ist nicht nur die Ursache sehr vieler sogenannt. ‚politischer Verbrechen', kommunistischer Umtriebe, von Landesverrat und Verrat militärischer Geheimnisse, von Terrorakten, Brandstiftungen und anderen Gewaltakten, sondern

auch von sehr vielen Fällen von Trunksucht unter der arbeitenden Bevölkerung." -

Dann wies er eindringlich nach, wie der Mensch durch Genußgifte, Alkohol, Nikotin und Rauschgift eine Lähmung und später Zerstörung seiner feinsten und daher empfindlichsten Gehirnzellen hervorruft, dadurch Kritik und Vernunft getrübt oder gelähmt werden und er die bestehende Harmonie in sich und in den Menschen seiner engsten Umwelt, seiner Familie, zerstört. Klar wies er nach, daß ein derartig geschädigter Mensch nur noch an sich zuerst denkt.

„Je egozentricher nun ein solcher Mensch wird, desto mehr sterben naturgemäß diese feinen Verbindungsfäden ab, die ihn mit den übrigen Menschen seiner nächsten Umgebung, seiner Familie, seiner Volksgemeinschaft, des Staates, verbinden, so daß schließlich aus dem egozentrischen Menschen der asoziale wird, der Verbrecher.

Schließlich wird mit der Zunahme der Gehirnlähmung aus dem Asozialen der ‚Antisoziale', der Gewohnheitsverbrecher. Jenseits des Asozialen gibt es nur noch eine weitere Stufe der Entartung des menschlichen Gehirns, die Verblödung, die wir schließlich in unserern Irrenanstalten wiederfinden, die aber, ehe sie Aufnahme in die Irrenanstalten oder Krankenhäuser findet, oft genug noch zu den verhängnisvollsten Verbrechen führen kann."

„Es ist nun ganz klar, je mehr Egozentrische, je mehr asoziale Menschen wir im Staate besitzen, desto mehr besteht für diesen Staat die Gefahr der Auflösung, des Zerfalls, des Eintritts des Chaos, des Bolschewismus.

Es ist klar, daß ein Gift, welches gleichzeitig in solcher Weise reizend z. B. auf unsere Geschlechtsdrüsen einwirkt und gleichzeitig lähmend auf unsere feinsten Seelenorgane, auf unser Gewissen, auf unsere Hemmungen, daß dieses Gift im höchsten Maße auch verschlechternd auf unseren Charakter einwirken muß."

Immer wieder rief der Arzt in seinem Buch die Verantwortlichen auf, Abhilfe zu schaffen, er scheute sich nicht, auch Gerichtsärzte und Juristen anzugreifen:

„Von der durch den Tabak künstlich gesteigerten Egozentrizität, die sich in geringem Maße immer in einer für den anderen Teil unerträglichen Reizbarkeit, Launenhaftigkeit und Rechthaberei äußert, bis zu einer durch die narkotische Giftwirkung des Tabaks erzeugten Asozialität, bis zum Gatten-, Kinder-, und Elternmord, ist, wie mich die Tatsachen lehrten, nur ein Schritt- wiederum genau wie beim Alkoholiker, Morphinisten und Kokainisten, nur daß unsere Gerichtsärzte und Juristen an diese Ursache bislang nicht gedacht haben - weil die meisten von ihnen selbst Nikotinisten sind. Da nun aber bekanntlich kein Alkoholist, kein Morphinist und kein Kokainist aus naheliegenden Gründen auch nur ein Wort gegen das Gift sagt, das gerade ihn in seinem Bann hat, so ist es naturgemäß auch nicht verwunderlich, daß der nikotinsüchtige Arzt oder Jurist kein Wort gegen das von ihm geliebte Gift sagt" - -

Er griff die Gesetzgeber an, die „gestatteten" daß derartig verhängnisvoll wirkende Gifte öfftenlich als sogenannte ‚Genußmittel' verkauft werden dürfen. - Auf diese Art und Weise wird - infolge unserer geradezu blödsinnigen Trink- und Rauchunsitten - durch die wahllose Freigabe unserer allgemein weit verbreiteten Gehirngifte an unsere Mitmenschen, insbesondere an unsere Jugend, ein immer größerer Teil derselben zu Dieben, Betrügern, Räubern und Mördern. Eine furchtbare Saat für die Zukunft unserer Nation!"

„Denn nur durch eine geradezu weitverbreitete ‚Asozialtität der Gesellschaft' - jede Asozialität ist krankhaft! - läßt sich die allgemein hochgradige Egozentrizität und verbrecherische Gleichgültigkeit erklären, mit der z. B. von den

Stadtverwaltungen immer neue Mietskasernen erbaut werden, obwohl allgemein seit Jahrzehnten statistisch genau feststeht, daß, je dichter man die Menschen auf einen Quadratmeter zusammenpfercht, um so mehr sowohl die Zahl der Krankheiten als auch die Zahl der Verbrechen steigt! Desgleichen ist nur so diese asoziale, geradezu verbrecherische Gleichgültigkeit der führenden Kreise der Vergiftung unseres Volkes mit Alkohol und Tabak gegenüber zu erklären, obwohl allen diesen Männern allmählich doch die Größe all dieses Elends ganz genau bekannt sein dürfte."

Ganz besonders galt seine Beobachtung und seine Sorge der Jugend, der Zukunft des Volkes.

„Ich habe in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Fällen von jungen Leuten erlebt, die infolge außerordentlicher Begabung als Maler oder Musiker ganz Bedeutendes zu leisten versprachen. Nach zwei oder drei Jahren schien diese Begabung plötzlich vollständig zu versagen. Diese jungen Künstler machten im Gegensatz zu früher einun impertinenten, anmaßenden, geradezu überheblichen oder auch reizbaren, manchmal zu Stumpfheit neigenden, deprimierten Eindruck, behaupteten, alles, was sie früher geleistet hätten, sei ‚Kitsch' - jetzt erst hätten sie den wahren Gipfel der Kunst erklommen. Während sie aber früher Porträts und Landschaften mit einem selten feinen Farbsinn gemalt oder Federzeichnungen von einer Feinheit geliefert hatten, die geradezu bewunderungswürdig waren und an unsere größten Meister erinnerten, war das, was sie jetzt zusammengepinselt hatten, übelste futuristische Sudelei, die man sich denken kann.

Und wie es den Malern erging, so ging es den Musikern in ihrem Fach. Ging ich diesen Fällen auf den Grund, so ergab sich ohne Ausnahme, daß diese jungen vielversprechenden Talente in leichtsinnige Gesellschaft geraten, an

das Trinken, vor allem aber an das Zigarettenrauchen, an den Umgang mit Dirnen und an Schlimmeres gekommen waren. Dies hatte ihre Sinne derartig verdreht, ihr Triebleben gereizt, das Denkorgan aber gelähmt, so daß aus den vielversprechenden Talenten krankhaft selbstbewußte, aber elende Stümper geworden waren, die oft direkt das Bild des Schizophrenen, oft das der Dementia praecox boten. Nachdem ich sie von ihrem Alkohol und Tabak wieder befreit hatte, gingen mehrere von meinen jungen Malkünstlern in das ehrliche Malerhandwerk über, der eine oder andere errang sich allmählich doch noch einen leidlichen Platz als Künstler, die Musiker schlugen sich recht und schlecht durch als Klavierstimmer, Musiklehrer oder Orchesterspieler; das Genie aber war zerstört; ihre Kameraden, die an ihrem Lotterleben ihr Gehirn weiter vergifteten, gingen frühzeitig elend zugrunde."

In diesem Zusammenhang warnte er „vor der Rückbildung breiter Schichten vom sozialen zum egozentrischen zum asozialen und antisozialen Menschen bis hin zum ‚verblödeten' Idioten".

Sie konnte dies alles aus eigener Anschauung unterschreiben, doch dachte sie an diese Erlebnisse nicht gern zurück. Eine junge Kollegin, Referendarin für Kunsterziehung im neuerdings der Schule angegliederten Studienseminar, auf der Kunsthochschule für die „Moderne" begeistert, bat sie, mitzukommen, weil sie ihr einige junge Maler mit großer Zukunft vorstellen wollte. Man traf sich in einem Kellerlokal, das in dieser Zeit viel besucht wurde. Es bestand aus mehreren kleinen Räumen, denen man ihren früheren Gebrauch noch ansah: die Wände und der Steinfußboden waren schwarz, man saß auf schwarzen, leeren Bierfässern, die noch kühlen Alkoholdunst ausströmten, um rohgezimmerte Tische herum bei trüben Stall-

laternen, die die Bierlachen auf den Tischen und dem Steinboden matt erhellten.

Das laute, überhebliche und eitle Gebaren der jungen Männer machte sie nachdenklich, sie hatte das Gefühl, daß sie in diesem Kreis angehender Künstler nicht so eingestuft wurde, wie sie es bisher gewohnt war. Irgendwie hatte die Situation etwas Unwirkliches, Irrsinniges, fand sie; zwischendurch aber waren die jungen Leute auch witzig, geistreich oder fröhlich und benahmen sich dann wie andere normale Menschen, so daß sie auch Spaß an der Unterhaltung hatte. Aber die Gemälde, die sie an den feuchten Wänden aufgehängt hatten zum Verkauf, erinnerten das Mädchen an die Zeichnungen der armen Kinder in der Anstalt, die sie vor Jahren besucht hatte. Konnte ein junger Mensch auf Asphalt und in den Amüsierkellern der Städte bei intellektuellen Diskussionen zum großen Künstler reifen?

Sie konnte im blauen wölkenden Zigarettenrauch kaum die Gesichter erkennen, um in ihnen zu lesen. In geistreiche Gespräche hinein wurde wild gegröhlt, in vorgerückter Stunde wurden Witze erzählt, über die brüllend gelachte wurde und die sie oft nicht verstand. Dann lächelte sie nur etwas, und einige von den jungen Künstlern sagten: „Aha, sie hat ihn mal wieder nicht begriffen!" Und dann schienen sie sich zu freuen, daß es „so etwas" noch gab. Das Mädchen ihrerseits spürte eine leise Freude darüber, daß die jungen Männer die Fähigkeit, dies "so etwas" zu erkennen, noch nicht verloren hatten. Aber der dritte Besuch des Lokals, den sie auf Bitten der Referendarin mitmachte, war dann auch ihr letzter.

Sie hatte nicht geahnt, daß im selben Haus in der ersten Etage ein eleganter Club seine regelmäßigen Zusammenkünfte abhielt; Homosexuelle und Lesbierinnen trafen sich dort. An diesem Abend ihres dritten Besuches wurde im Keller plötzlich die Tür aufgerissen, und in die engen

Räume hinein stürzten etwa sechzig Männlein und Weiblein in Aufregung und Angst, es wurde in Sekundenschnelle so eng, daß man sich nicht vor- oder zurückbewegen konnte. Die Tür wurde schnell abgeschlossen, alles verhielt sich totenstill. Das Licht wurde gelöscht bis auf eine kleine Laterne in einem der Seitenräume. Es war, als ob das Lokal heute Ruhetag hatte. Sie ahnte und erfuhr dann auch, daß oben die Polizei eine Razzia durchführte.

Nun war sie also im wahrsten Sinne des Wortes auf Tuchfühlung mit diesen „biologischen Blindgängern des Volkes", wie manch Eugeniker sie auf den großen Tagungen nannte. Aber sie hatte das unklare Gefühl, als ob diese im Grunde fehlgesteuerten Kranken unter einem harten Gesetz standen, ohne daß es ihnen bewußt wurde: Auslese der Natur, vorzeitiges Abwerfen einer Frucht, die nicht für die Zukunft taugt.Doch sie wußte auch, daß unter dieser Art von Menschen viele Hochbegabte waren, in der Jugend verführt, aus Langeweile, Neugierde oder Übersättigung infiziert durch ein Gift, von dem sie nicht mehr lassen konnten. Ihre Talente würden nicht mehr weitergegeben werden an die Zukunft.

Wohl zehn Minuten oder mehr herrschte tiefe lähmende Stille in den Kellerräumen. Dann ging das Licht wieder an. Sie sah voll Erstaunen, daß all diese Menschen hochelegant gekleidet waren, die Frauen mit Schmuck behängt, mit gepflegten Händen, die wohl nie körperliche Arbeit geleistet hatten. Und mit erleichtertem Lachen, einige schwankend vom genossenen Alkohol, verließen alle das Lokal und stolperten die Treppe wieder hinauf. Wie ein Spuk war das ganze gewesen. Eine Welt war für eine kurze Zeit in die ihre eingebrochen, eine Welt, die sie nie bisher gekannt hatte und die sie nie wieder erleben wollte.

Der Doktor hatte recht, die Krankheiten schienen zuzunehmen! Wie, wenn auch die Verantwortlichen weiter in

diesen Sog gerieten? Dann würden, wie jetzt schon in leisen Anfängen, diese kranken Künstler hochgespielt werden zu Genies, Stadtverwaltungen würden weiterhin ihre Werke ankaufen für teures Geld, wie sie es teilweise schon jetzt taten trotz der erregten Proteste der Steuerzahler. Dann würden auch die Homosexuellen und die Lesbierinnen hochgelobt werden und sich ohne Scheu unter der Jugend ihre Opfer suchen dürfen. War dies die Zukunft? Warum kämpfte der Doktor noch weiter? Um „dennoch den Apfelbaum einen Tag vorm Untergang noch zu pflanzen"?

Sie betrat das Lokal niemals wieder. Aber sie beschäftigte sich weiterhin mit den Büchern des Arztes. Seine Vorschläge für die Behandlung der kranken Verbrecher, ihre Heilung und die Verhütung weiterer Verbrechen waren genial und doch nur vom gesunden Menschenverstand und einem großen Herz diktiert. Planmäßig verhalf er den Kranken „durch Erziehung zur Ordnung und Selbstzucht zur Befreiung von ihren Genußgiften".

Er erzog sie „zur Sauberhaltung des Körpers und der eigenen Kleidung, zur Ordnung und zur Achtung vor den Dingen ihrer Umwelt, zur Reinhaltung ihrer Zelle und zur Schonung der ihnen anvertrauten Gerätschaften." - „Denn wie können wir von ihnen nach ihrer Freilassung verlangen, daß sie Achtung vor dem Leben anderer haben, wenn wir es ihnen nicht während ihres Aufenthaltes in der Anstalt dadurch beibringen, daß wir ihnen beweisen, daß wir Achtung vor ihrem Körper und vor ihrer Persönlichkeit haben."

Immer wieder rief er die Menschen auf, „in dem Asozialen den Kranken zu sehen, der wieder zu einem sozial empfindenden und sozial denkenden Menschen gemacht werden und damit der menschlichen Gemeinschaft zurückgegeben werden müßte". Die oberflächlichen und beque-

men, „modernen" Einrichtungen, wie Konzerte vor den Gefangenen lehnte er ab, aber er betonte die Bedeutung der Musik als seelisches Heilmittel durch Selbsttätigkeit; so förderte er die Gesangsstunden in den Strafanstalten, wie er auch die sportliche Ertüchtigung förderte, die sinnvolle Handarbeit, die richtige vollwertige Ernährung, die als Rohkost oder wenig gekocht den Heilungsprozeß beschleunigen sollte.

Aber bei all seinen Überlegungen, der praktischen Anwendung in den Strafanstalten, bei den Broschüren und Büchern, die er zu diesem Thema schrieb, dachte er immer an das Große, das Ganze, an das Volk, an die Menschheit.

Sie bewunderte in allen Büchern des großen Idealisten seine Fähigkeit, jedes Übel an der Wurzel zu packen, nicht nur Pflaster bereit zu halten zum schnellen Zudecken. Er hatte das große Gesetz von der Vererbung bis ins tiefste erfaßt, auch die Gefahr der Schädigung der Keimzellen durch Genußgifte, das folgenschwere Absinken der Kultur durch geschädigte Kulturträger in geschädigter Umwelt. Und er stand auch mit seiner ganzen Persönlichkeit unter dem großen Gesetz der Natur von der „Einordnung in das Ganze", ohne die ein Volk langsam oder schneller den Weg ins Chaos geht und damit in die Vernichtung! –

„Ich bin Anarchistin", hatten die Zimmergenossin Elfriede und die Klassenkameradin Änne gesagt; sie erinnerte sich, daß sie Änne beschworen hatte, sich nicht auf die Seite der zerstörerischen Kräfte im Volk zu stellen; es hatte nichts genützt. Wie würde es diesem großartigen Mann gehen? Würde sein Kampf endlich Unterstützung finden bei den Verantwortlichen? Sie konnte nicht daran glauben, saßen doch in den Regierungen der deutschen Länder vielfach Männer, denen er mit Recht manches vorgeworfen hatte.

Sie dachte an den Pfarrer am See und seinen gläubigen

Idealismus in seinem Kampf um den „arischen Christus". Er hatte sie erinnert an die Prinzen im Dornröschen-Märchen, die in der Dornenhecke steckengeblieben waren, „weil die Zeit noch nicht erfüllt war." - Würde auch der Doktor zu diesen Prinzen gehören? Würde sie nach dreißig Jahren, nach einer Generation, wenn er dem Naturgesetz vom ewigen Wandel vielleicht längst hatte gehorchen müssen, seine Bücher noch in Buchhandlungen sehen? Würde sie dann seinen Namen in den Katalogen und Nachschlagewerken noch finden? Oder würde sie nur noch in Universitätsbibliotheken nach seinem Werk fragen können?

Sie sah vorausahnend die Bibliothekarin in ihren Kartotheken kopfschüttelnd blättern und dann auf Leitern steigen und von den „hohen Regalen" die Bücher des Arztes herunterholen, verstaubt und mit Stockflecken bedeckt. So hatte sie es ja schon erlebt vor einigen Jahren, als sie nach „Godsbook", den „Kirchlichen Fälschungen" von Prof. Thudichum und nach Delitzschs Büchern gefragt hatte.

Oft, wenn sie den Arzt schnellen, elastischen Schrittes in das Haus eines Patienten gehen sah oder sie selbst, zu Besuch bei Lena, ihm die Tür öffnete, weil er zu einem kranken Kind der Freundin gerufen worden war, hatte sie diese Vision von den verstaubten Regalen, wenn sie in sein helles, leuchtendes Gesicht mit den gütigen Augen sah.

Sie hätte nie gewagt, ihn bei seinen Besuchen in ein längeres Gespräch zu verwickeln, nicht aus Feigheit, sondern weil sie wußte, daß dieses überragenden Mannes Zeit und Kraft kostbar waren. Er hatte eine große Familie, die freudig nach seinen Grundsätzen lebte, er hatte seine fünfhundert Gefangenen, die ihn wie einen Vater verehrten und deren Dankesbriefe nach ihrer „Genesungszeit", wie der Arzt bewußt ihre Haftzeit nannte, ihm wieder und wieder bestätigten, daß er auf dem richtigen Wege war. Und

in seinen Büchern sprach er die Suchenden an und die Sehenden, die unglücklich waren in diesen „goldenen zwanziger Jahren", die noch litten um Volk und Vaterland, weil sie „rückständig" waren.

Zu diesen Suchenden gehörte auch die junge Lehrerin; sie wußte sich damit zu bescheiden, daß auch ihr die Gedanken in seinen Büchern, seine aus der Praxis erwachsenden Änderungsvorschläge zugänglich waren. Sie war glücklich darüber, daß auch dieser geniale und so überaus fleißige Arzt und Forscher ihr die eignen Gedanken bestätigte, die sie einst in ihren heftigen Gesprächen mit Herrn Walter entwickelt hatte: der Intellektualismus führt letzten Endes zu Ideologien, zum „Wort", - die Intelligenz aber zum Idealismus, zum lebendigen Vorbild, zum Leben an sich. Ihren Beobachtungen und Erfahrungen nach ging der Weg der fort-schrittlichen Intellektuellen in die immer weiter fort-schreitende, wachsende Wüste der grauen Steinquadern in den großen Städten, - der Weg der Idealisten aber führte zur klaren Quelle, zum „Born des Lebens", wie es in den Märchen hieß, damit aber schritten sie selbst zur Natur und deren Gesetzen zurück. - - -

Immer, wenn sie in späteren Tagen den Arzt bei Krankenbesuchen sah, wenn er an Lena und sie freundliche Worte richtete, wurde ihr bewußt, daß sein Dasein ein Geschenk des Lebens an die Menschen seines Wirkungskreises war, und sie wünschte im stillen, daß er noch lange leben und wirken könne, wenn er auch jetzt schon im Zenith seines Lebens stand.

Sie hatte es ihm zu danken, daß sie das Gesetz von der Vererbung so tief begriffen hatte, wie das bei ihrer Jugend nur irgend möglich war - auch das Naturgesetz von der Einordnung in das Ganze hatte sie durch seine Tätigkeit und durch seine Werke klar erkannt. Harmonie kann nur sein, wo Gesundheit ist, und Gesundheit nur da, wo Ord-

nung ist, Einordnung. Die Menschen aber hatten, bis auf wenige Naturvölker, diese Einordnung nicht innegehalten, sie wucherten zu Milliarden wie Krebszellen am Körper des Lebens, sie hatten die Welt aus dem Gleichgewicht gebracht durch eine Umkehrung der Naturgesetze, durch wahllose Vermehrung und Vermischung und zugleich durch Zerstörung der eigenen Art; dies war einmalig in der Geschichte des Lebens.

Sie waren maßlos geworden in ihrem Glauben, daß sie als Krone der Schöpfung ausersehen waren, „zu herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Getier, das auf Erden kriecht". Und dabei hatten sie ganze Pflanzen- und Tierarten völlig ausgerottet, die auch Gedanken Gottes waren; Pflanzen und Tiere hatten sie in nützliche und schädliche eingeteilt und danach ihr Todesurteil über sie gesprochen, und sie hatten die Schöpfung bis an den Rand der Vernichtung geführt. Dies bedeutet das Ende! Zwischen Kosmos und Chaos, zwischen Ordnung und Zerstörung würde die Menschheit den Weg des Untergangs wählen in Dummheit und Massenpsychosen und immer wieder ihre mahnenden Rufer ächten!

Der Doktor aber und alle Idealisten, die ihre Tage ausfüllten mit dem Bahnbrechen für eine neue Welt, sie würden, wie Luther, „heute noch einen Apfelbaum pflanzen, wenn sie wüßten, daß morgen die Welt unterginge!"

Die Entscheidung

Fackelträger und Herde - Mißachtung der Einordnung - Der Vater - Zurück zur Natur - Erlebte Naturgesetze - Weite Welt im engen Raum - Wenn der Mensch in die Natur eingreift - Die Voraussagen treffen ein - Die Archäologen - Im Gedenken der Toten - Verworfen und gefunden - Am Kreuzweg - Der Austritt

Das laute Tönen großer Machthaber vergeht eines Tages im leisen Windhauch oder im donnernden Gewittersturm; alle Lüge der Welt kommt einst ans Licht des Tages, alle starren Fesseln wandeln sich in samtene Bänder, alle Dornen in Rosen. Aber nur, wenn wachsame Fackelträger bereit stehen, die der Menschenherde den dunkeln Weg voran leuchten, auch wenn sie immer wieder verlacht oder gesteinigt werden.

In der eigenen Familie hatte sie dies erlebt von frühester Kindheit an. Der Großvater und der Vater waren auch ihren Weg geschritten mit einer kleinen Fackel: ein naturgemäßes Leben erstrebten sie für sich und ihre Familie. Schon der Großvater war einer der wenigen Anhänger des Pfarres Kneipp, ihr eigner Vater ebenso; er praktizierte dessen Wasserheilkunst an seiner Familie, auch wenn er belächelt, verlacht oder hinter dem Rücken beredet wurde.

Sie entsann sich noch genau, wie sie oft als kleines Mädchen mit hohem Fieber auf das Bett getragen wurde, wo schon die kalten, nassen Tücher bereitlagen und sich klatschend um ihren heißen Körper schlugen, daß ihr der Atem verging; aber wie schnell wurde sie danach gesund!

Aus Westfalen ließ der Vater jeden Monat das schwärzeste Brot schicken, das es überhaupt gab, den Pumpernikkel, und dies Brot und Obst dazu waren das Frühstück in der Schulbrotdose, das die Mitschülerinnen mitleidig belächelten, während sie selbst in dicke Weißbrotschnitten bissen, aus denen die Butter und die Wurst nur so hervorquollen.

An seinen freien Nachmittagen machte er weite Wanderungen mit den Töchtern und der treuen Mali, und sonntags und an Feiertagen zogen sie oft schon um 6 Uhr los in die weiten Wälder, erlebten menschenleere Stille und Morgenfrische, das Singen der Vögel und waren gern allein mit der Natur. Das festliche Frühstück unter den hohen Bäumen schmeckte ganz besonders gut. Aber danach mußten Papier und Eierschalen vergraben oder, wenn der wurzeldurchzogene Waldboden zu fest war, im Rucksack mit nach Hause genommen werden. Des Vaters „Feldherrnblick", den sie auch bald praktizieren lernte, übersah keine Unordnung. Kamen sie dann von langen Märschen gegen Mittag oder am frühen Nachmittag in die Stadt zurück, so strömten ihnen Massen von festlich geputzten Menschen entgegen, die nun erst auf dem Weg in den Wald waren und der Vater stellte stillvergnügt fest, daß seine Familie „das bessere Teil erwählt hatte".

Schon auf dem Dorf hatte er Wippe und Schaukel für seine kleinen Mädchen angeschafft, später in der Stadtwohnung hingen Ringe in der Türfüllung, damit auch im Winter geturnt werden konnte, und im Sommer wurden auf dem Rasen Croquet und Federball gespielt. Das hatten die Kinder mit den Weißbrotschnitten nicht aufzuweisen!

Auf den großen Seen im Osten machten sie Familienausflüge auf Schlittschuhen bis hin zu den Dörfern am Ende der Seen, wo ihnen der dünne Kaffe ganz besonders gut schmeckte, und in der beginnenden Dämmerung liefen sie

wieder zurück. Dies waren Eindrücke, die sie nie im Leben vergaßen.

So wurden sie abgehärtet gegen Wind und Wetter, standen mit der Natur auf Du und Du und wurden mit Hilfe des Vaters groß in einer sauberen Umwelt.

Die Härte der Natur aber lernten sie auch erfassen an vielen Beobachtungen, zu denen ihnen der Vater verhalf. Nie würde Ilse das kleine „Hinkelchen" vergessen, das ihr so ans Herz gewachsen war. Es war ein zartes Küken, das noch nicht voll ausgewachsen aus dem Ei gekommen war. Seine kleinen Beine standen quer, auf dem Kopf saß noch ein Stück Eierschale, es ließ sich nicht ablösen, als ob darunter etwas fehlte. Vom ersten Tag an hackten alle Hennen auf dem kleinen Tier herum, es verkroch sich in Winkeln des Hühnerstalles und fraß nur, wenn die andern abseits waren.

Drei Wochen quälte es sich, sie nahm es jeden Tag mehrmals heraus, und auf ihrem Schoß fraß es und fühlte sich geborgen. Aber es wurde schlimmer mit ihm, es taumelte und konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Da sagte ihr der Vater, daß er es töten müßte. Ein schneller Tod wäre für das Tier besser als ein jammervolles Leben, und die Hennen wären nicht böse, sondern handelten, ohne es zu wissen, nach einem harten Gesetz der Natur.

Nie vergaß sie, wie sie das kleine warme Wesen aus ihren schützenden Händen in die des Vater übergab, und ihre Augen strömten über vor Tränen. - Der Vater ging in den Stall mit ihm. Als er wieder herauskam, lag das tote Hinkelchen schon in einer kleinen Schachtel. „Es ist ganz schnell gestorben", sagte der Vater still. Sie begrub es im Blumengarten. Von diesem Tag an zog eine Ahnung in ihr Herz, daß die Barmherzigkeit in der Natur eine andere ist als die, von der sie in der Religionsstunde gehört hatte.

Sie besaßen kein Geld für größere Reisen, die auch noch

nicht üblich waren, aber der Vater holte seinen Töchtern die weite Welt ins Haus. Er hielt das teure „Universum", er opferte sein geliebtes Album mit seltenen, sehr kostbaren Marken und ertauschte dafür von einem kinderlosen Kollegen eine große und handgebaute, schwere „Laterna magica". Das gab es in der ganzen Stadt noch nicht, und die Freundinnen der Drei drängten sich an den Vorführungsnachmittagen in der Wohnstube zusammen.

Da sah man z. B. die Niagarafälle, über die ein riesiges Seil straff gespannt war, und darüber radelte der berühmte „Blondy", von dessen Tollkühnheit alle Welt sprach. Der Vater brauchte nur eine kleine Kurbel an der Seite des hölzernen Bildrahmens zu drehen, und Blondy fuhr immer wieder hoch über den Fluten dahin, nachdem er heimlich im Kopfstand an der unteren Seite des Bildrahmens zum Start zurückgekehrt war. Aber das fanden sie erst später heraus, und die Entdeckung war wie eine Entgötterung. -

So lernten sie fremde Länder schon in Farbe kennen, Urwälder mit seltenen Pflanzen, fremde Tiere und Menschenrassen, in einer Zeit, als das Kino noch in den Kinderschuhen steckte und noch nicht bis in die Kleinstädte vorgedrungen war.

Sonntags morgens stand der Vater oft auf der Leiter an der hohen Gartenmauer und beschnitt seine Weinreben, und die einladenden Glocken der Kirche klangen dabei über die Dächer. Da sagte er gelegentlich: „Ich glaube, es ist dem Herrgott lieber, wenn ich meinen Garten in Ordnung halte als fromme Lieder zu singen."

Als sie schon Lehrerin war - es war in den Ferien - kam er einmal spät abends sehr blaß vom Billardspiel nach Hause. Er hatte ein Gespräch gehabt mit dem Stadtbaurat, und das war in eine heftige Diskussion ausgeartet. Der Baurat hatte geschwärmt von all den neuen Plänen, die im Zusammenhang mit dem immer noch andauernden

Bau des Mittellandkanals, 1905 begonnen, schnellstens verwirklicht werden sollten. Viele Bäche und Flüsse sollten im ganzen Land begradigt werden. Er rühmte all die Vorteile, die diese kanalisierten Flüsse z. B. für die Schifffahrt haben würden und die Gewinne, die für den Staat dabei herauskämen. Der Vater hatte ruhig, später heftig widersprochen. Er hielt diese Begradigungen in so großem und unnötigem Umfange für einen ungeheuren Eingriff in die Ordnung der Natur. Mit gesundem Menschenverstand und scharfer Logik wies er auf die Folgen hin:

Zu schnelles Abfließen des Wassers aus Bächen und Flüssen, wenn keine Biegungen mehr vorhanden sein würden und kein Bestand von Erlen, Pappeln und Ufergebüsch durch seine Wurzeln die Böschungen festigen und das Wasser im Lauf hemmen würden. Verarmende Vogelwelt, wenn kein Auwald mehr vorhanden, dadurch Ausfall der Schädlingsvertilger.

Zerstörung der Ufer ohne den Wurzelschutz und durch das stärkere Fließen des Wassers, dadurch erhöhte Kosten durch erneute Befestigung auf künstliche Weise mit Hilfe von Pfählen. Durch schnelleres Strömen Vertiefung der Flußbettrinnen in ihrer Mitte, dadurch weiteres Absinken des Grundwasserspiegels und folgende Versteppung der vormals fruchtbaren Uferwiesen der Urstromtäler. Versiegen der Pumpen und Brunnen auf den Bauernhöfen, weil sie das Grundwasser nicht mehr erreichen, dadurch aufkommende Schwierigkeiten, weil der Beruf des Brunnenbauers schon lange ein Mangelberuf ist.

An den Unterläufen der Flüsse aber sturzartige Überschwemmungen von verheerenden Ausmaßen, besonders in den Zeiten der Schneeschmelze in den Bergen oder langanhaltender Regenfälle, weil das Wasser vom Oberlauf zu schnell bis zum Unterlauf fließt. Eine Lawine von Geldausgaben für den Staat, der als Zerstörer auftritt.

Der Baurat war tief empört über des Vaters Ausführungen, nannte ihn einen „Laien", der „dies alles" nicht erfassen könnte, er hätte das Fach schließlich nicht studiert und könnte sich daher kein Urteil erlauben. Sie trennten sich ohne Versöhnung.

Dem Vater ging dies Streitgespräch lange Jahre nach, auch noch, als er die traurige Genugtuung erlebte, daß all seine Voraussagen im Laufe der Zeit eintrafen. Eine nur hatten er und die anteilnehmende Familie noch nicht bestätigt gefunden, die von den Pumpen und Brunnen, die das Grundwasser nicht mehr erreichten. Nirgends fanden sie eine Notiz, sie suchten allerdings auch nicht danach. So war es ein großer Triumph für die jüngste Tochter, als sie dem Vater, von einer Reise kommend, von einem Gespräch zweier Bauern im Zug berichten konnte, die in der Nähe eines großen Kanals wohnten und klagten, daß sie ihre Brunnen vertiefen lassen müßten und Brunnenbauer nicht zu bekommen seien. Kurze Zeit danach kam in ihre Klasse die sehr liebe Tochter eines Brunnenbauers, der vom kleinen Handwerker schnell aufstieg zu einem reichen Mann und die Arbeit kaum schaffen konnte. Sie war manchmal zu Besuch bei diesen schlicht gebliebenen Menschen in ihrer prachtvollen schloßartigen Villa; sie hatten ihr Geld in „Grund und Boden" angelegt.

Der Vater empfand keine Genugtuung, daß auch seine letzte Voraussage eingetroffen war, er sah voll Sorge in die Zukunft und wußte, daß die Natur sich rächen würde, wenn der Mensch ihre Ordnung stört, statt sich dem Gesetz der Einordnung zu fügen.

Erst als sie älter wurde, erfaßte sie, wie sehr der Vater immer unter den Gesetzen der Natur gestanden hatte. Er lebte sie wohl unbewußt, weil sie noch lebendig in ihm waren aus Urzeiten her, er trug eine kleine Fackel voran, wie es der Großvater getan hatte, aus einem inneren

Ruf, gleichmütig, auch wenn er belächelt wurde, nicht um etwas Besonderes zu tun oder um aufzufallen. Er hatte das Gesetz der Einordnung innegehalten, auch beim Vorangehen . . .

Dies wurde ihr erneut klar, wenn sie in den Ferien in die Heimat fuhr und den Vater bei seiner neuen, selbstgestellten Aufgabe erlebte. Er hatte zehn Jahre zu früh auf den geliebten Beruf verzichten müssen, sie dachte nicht gern an die schlimmen Tage zuhause nach ihrem bestandenen Examen, als er so tief in seiner Ehre getroffen wurde. Es schien ihr, als wenn in ihm etwas gestorben war. Aber dann, wie nach heftiger und schwerer Krankheit, war er wie ein neugeborener Mensch voller Ideen und Tatendrang. Er übernahm den Bund für Heimatschutz, besorgte in mühevoller Kleinarbeit fünftausend Adressen von Menschen, die einst selbst oder schon ihre Vorfahren aus der kleinen Stadt in alle Welt ausgewandert waren, verfaßte einen launigen Vers über das Wahrzeichen der Stadt, eine große Torturm-Ruine aus der Raubritterzeit, zeichnete den Bau, wie er nach der Wiederherstellung aussehen würde, bat in humorvollen Versen um geldliche Hilfe dafür und sandte diese hübsche Bildkarte in alle Erdteile. Es kamen begeisterte Antwortschreiben und große Zuwendungen, und eines Tages stand der Turm in alter Schönheit und beherbergte in seinen Mauern ein beachtenswertes Museum, dessen Schätze der Vater von überall her zusammengetragen hatte. Bald wurde ihm der ganze Bezirk für Bodenpflege übertragen, und nun war er viel unterwegs, um Gräberfunde, Urnen und Schmuck zu bergen. Begeisterte Studenten der Archäologie halfen ihm dabei. Manchmal, im Winter, saß er einen ganzen Monat lang viele Stunden täglich an einer Urne, setzte sie wieder zusammen aus Hunderten von Scherben, baute ein hölzernes Gerüst dafür, bandagierte und klebte und war dann glücklich, wenn er sie in die

genaue Zeit der Entstehung einordnen konnte. Er nahm teil an den großen Tagungen der Archäologen in der Hauptstadt, Männer mit berühmten Namen besuchten ihn auf der Durchreise, sie achteten sein noch im Alter erworbenes großes Wissen und konnten sich immer auf seine Einordnung der Funde verlassen.

Er besuchte und hielt Vorträge, legte Kartotheken an über seine Funde, zeichnete und fotografierte diese und fügte den Blättern „Maßstab, Maßangabe, Beschreibung der Farbe, der Materials und des Fundortes bei." - „Wenn er aber einmal ein Skelett ausgraben konnte, oder wenn er einer unversehrt gefundenen Urne mit andächtiger Hand Leichenbrandreste, Bronzespangen, Golddrahtarmreifen u. a. entnehmen durfte, so waren dies Höhepunkte seines Forschens . . .Wer die wiedererstandenen Urnen betrachtete, ahnt etwas von der Liebe ihres Restaurators zu den Heiligtümern unserer Vorfahren. - Sein Erbe ist für die archäologische Wissenschaft und die Vorgeschichte unseres deutschen Volkes von Bedeutung, den höchsten Wert aber hat es für seine engere Heimat. Wir wollen das nicht vergessen, sondern behalten." (Aus einem Nachruf nach seinem Tode.) -

Der Turm und das Museum darin waren der Inhalt seines sich neigenden Lebens, aber auch deswegen mußte er noch kämpfen, wie er es so oft hatte tun müssen. Über dem Tor prangte das mittelalterliche Wappen der Stadt, der Vater hatte es farbig restaurieren lassen, das Gold und Rot leuchtete weithin. Nun verlangte der Nachkomme des uralten Geschlechts der Raubritter, daß auch das Wappen seiner Familie am Tor anzubringen sei, da der Turm ursprünglich in ihrem Besitz gewesen sei. Der Vater aber, der nie vor „Thron und Altar" hatte den Rücken krummmachen können, vermochte nach Monaten des Suchens nachzuweisen, daß der Turm laut Urkunde durch Kauf

in den alleinigen Besitz der Stadt übergegangen sei. Nach langem Rechtsstreit siegte der Vater, und viele freiheitlich gesonnene Bürger freuten sich mit ihm.

Er hatte sich nach schwerem Schlag wieder aufgerichtet zu neuem Anfang und war dadurch in einen Kreis von Wissenschaftlern gekommen, denen es wie ihm um das Große ging, die Bindung der Gegenwart an die Vergangenheit und die Zukunft.

In den Ferien lernte die jüngste Tochter auch einige von diesen Forschern kennen; wieder machte sie die Entdekkung, daß es diesen Männern immer um das Große ging; sie waren wie der Vater keine Parteimenschen, nie hörte sie Diskussionen über Politik und Religion, sie sahen im andern nur den Gleichgesinnten. Und alle entrissen der Erde das Vergangene und erweckten es neu. Immer mehr nahm so die Kenntnis zu über das Leben derer, die vor Jahrtausenden auf diesem Boden gelebt hatten.

Die Krönung seines Werkes war ein farbiger Flurnamenatlas, den der Vater in jahrelanger Arbeit zusammenstellte und der die Gemarkung der Stadt und ihrer umliegenden Dörfer umfaßte. Sorgfältig und maßstabgerecht zeichnete, numerierte und malte er die Flurbezeichnungen in feinster Schrift, zugleich aber gab er Erklärungen der Namen nach ihrer zeitlichen Entstehung, soweit dies möglich war. Sie sah ihn oft in der Linken das starke Vergrößerungsglas halten, darunter fuhr seine Hand mit Stift oder Pinsel langsam und sorgfältig über das Papier. So wollte er dafür sorgen, daß diese Flurbezeichnungen nicht in Vergessenheit gerieten, er wollte ihr Leben verlängern, ihren tiefen Sinn der Nachwelt erhalten.

Nun hatte sie auch das Gesetz des ewigen Wandels begriffen und erfaßte es am tiefsten, wenn sie, was sie gern tat, über den heimatlichen Friedhof ging. Da stand sie unter den hohen Linden an den grünen Efeugräbern von Bruno

und Rudolf und den vielen anderen, - auch die Großmutter lag seit der Mitte des Krieges dort unten; - sie ging zwischen den Reihen der Kindergräber hindurch, wo noch immer die weinenden Engel auf den Sockeln standen, hin zum Grab der Mutter, das in der Pracht seiner bunten Blumen leuchtete. Und unter den uralten rauschenden Bäumen wurde ihr klar: Sie hatte ein Gesetz, von Menschen gemacht, nach langem Forschen und schweren Kämpfen für sich verworfen, sie hatte danach die großen Gesetze der Schöpfung erkannt und in ihnen Gott gefunden, das Got, das Gute, wie schon die Vorfahren geglaubt hatten.

Den Gott, der am Kreuz hing wie viele Hunderte von Heilanden und Lichtsöhnen vor ihm und der um seiner Forderung der Nächstenliebe willen noch immer Trost und Hoffnung von Millionen Gequälter war - - sie würde ihn niemals schmähen, wußte sie doch um seine Herkunft; er war das erlösende Licht nach dunkelsten Tagen, das neue Feuer, in der längsten Nacht des Jahres gezündet, geboren aus dem Mutterschoße des ewigen achtspeichigen Rades der Zeit und der acht Richtungen im Raum: Agni, das aufwärtssteigende Leben, dessen Sinnbild schon auf den uralten Felszeichnungen der Mensch war mit den schräg aufwärts zum Himmel gerichteten Armen, und doch gekettet an Raum und Zeit, an Irrtum und Dunkel.

Aber sie spürte nun deutlich, daß sie jetzt an einem Scheideweg in ihrem Leben angekommen war, an dem Kreuz-weg im wahrsten Sinn, dem Weg, der sie weg vom Kreuz, wie es die Kirchen lehrten, führen würde auf einem Weg, den erst ein kleiner Teil der Menschen ging, den aber schon viele Große der Welt als einsame Rufer und Fackelträger gegangen waren.

Sie dachte an ihre Konfirmation, als das Lichtbündel durch die Kirchenfenster gefallen war, an ihren damaligen Entschluß, zu ihrem Teil mitzuhelfen, daß es heller würde

in der Welt, sie dachte aber auch voll Trauer daran, daß sie von nun ab keine Religionsstunden mehr geben durfte, die ihre Schülerinnen und auch sie selbst so geliebt hatten.

Als sie am nächsten Tag, ihrem Geburtstag, aus dem kalten Gerichtsgebäude trat, wo sie ihren Kirchenaustritt angemeldet hatte, wurde sie überwältigt von einem ungeheuren Gefühl wie damals, als sie am letzten Tag ihres Internatslebens auf der Brücke stand: „Odem und Freiheit", dachte sie, „Leben und Freiheit! Höchste Güter der Völker! Gib acht auf sie und hilf mit, daß sie nicht immer wieder zum Sterben aufs Rad geflochten werden!

Literaturverzeichnis

Das Alte und das Neue Testament.

Delitzsch, Friedrich, 1850–1922: „Babel und Bibel", Leipzig, J.C. Hinrichssche Buchhandlung 1902, derselbe: „Die grosse Täuschung", Stuttgart, Berlin, 1920.

Nietzsche, Friedrich, 1844–1900: Werke: 19 Bände 1895–1913; derselbe: „Also sprach Zarathustra", 1883–84, 1891; derselbe: „Der Antichrist", 1888.

Friedrich der Große, 1712–1786, Werke: Theologische Streitschriften.

Driesmans, Heinrich: „Der Mensch der Urzeit", Verlag, Strecker und Schröder, Stuttgart, 1. Auflage 1907, 1.-15. Tsd.

Rathenau, Walther, Reichsaußenminister, 1867–1922: „Kritik der dreifachen Revolution", derselbe:„Briefe, neue Folge", Karl Reissner Verlag Dresden, 1928.

Deussen, Paul, Prof. Dr., 1845–1919, Freund Nietzsches, Erforscher der indischen Philosophie; Aus dem Sanskrit übersetzt: „Sechzig Upanischads des Veda", Leipzig, F.A. Brockhaus, Dritte Auflage, 1921.

Haeckel, Ernst, Prof. der Zoologie, 1834–1919: „Welträtsel", 1899.

Darwin, Charles, engl. Naturforscher, 1809–1882: „Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl", 1859, dtsch. 1899.

Egon Jameson-Günther Schwill: „Skandale um Millionen", Vier Falken Verlag Berchtesgaden 1959, mit Genehmigung des C. Bertelsmann Verlages Gütersloh, 1958.

Wooley, C. Leonard, engl. Archäologe, geb. 1880: „The Sumerians", 1929. Deutsche Ausgabe: „Vor 5000 Jahren. Die Ausgrabungen von Ur und die Geschichte der Sumerer", Frankh'sche Verlagshandlung Stuttgart, Verl.Nr.1260, 1929?

Drews, Arthur, Prof. Philosoph, 1865–1935, seit 1898 Prof. in Karlsruhe: „Die Christusmythe", 1909–1911.

Chamberlain, H.St., Schriftsteller, 1855–1927, Schwiegersohn Richard Wagners:„Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts". Erschienen 1899, 14. Auflage 1922.

Coudenhove-Calergi, Richard Graf. Politiker, geb. 1894: „Paneuropa", 1923. Zeitschrift Paneuropa seit 1924.

Plato, griech. Philosoph, 427 bis 347: Politeia".

Leipoldt, Johannes, Dr.phil. Lic. theol.: „Geschichte des neutestamentlichen Kanons". Leipzig 1907.

Thudichum, Friedrich, Prof.: „Kirchliche Fälschungen", Teil I, Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) 1898–1900. II. Teil: Leipzig, Max Sängewald Verlag, 1906. III. Teil: Leipzig, Max Sängewald Verlag, 1911.

Lessing G.E., 1729–1781: „Werke". Anti-Goeze, 1778.

Förster-Nietzsche, Elisabeth: „Der einsame Nietzsche", Leipzig, 1914.

Ross, William Stewart (Pseudonym: Saladin), 1844–1906, geb. 20. März 1844 in Kirkbean, Galloway, gest. am 30. November 1906 in Brixton, schottischer

Gelehrter, Schriftsteller, Dichter und Verfasser von Erziehungswerken, kämpfte in der engl. Freidenkerbewegung für Gedanken- und Redefreiheit. Aus seinen Werken: „God and his book – Jehovas gesammelte Werke", von Saladin, 1887, neu herausgeg. 1906, deutsche Ausgabe von 1937, Verlag Kurt Schreckenbach, Leipzig.

Aus Urteilen über das Buch:
„Gott und sein Buch" von Saladin ist die fürchterlichste Breitseite, die ein geistiges Panzerschiff jemals gegen den jüdischen Gott und die Bibel von freidenkerischer Seite her abgefeuert hat.

(Truthseeker, New York.)

„Der einzige Mann von wahrhaftem Genie, den das moderne Freidenkertum jemals produziert hat, ist W. Stewart Ross (Saladin), ein echter Poet, ein Mann von freisinniger Empfindung, ein redegewaltiger, brillanter Schriftsteller."

(Reverend Z.B. Woffendale in „Light of the world")

„Das ist einmal ein Buch, das von Anfang bis zu Ende nicht eine einzige langweilige Seite enthält! Es enthält am Wege aufgelesene Perlen – die durch die Berührung mit Saladins literarischem Zauberstab in eine Schöpfung von überwältigender, wenn auch exzentrischer Leuchtkraft, von tränenvollem Pathos, herrlicher Poesie, hinreißender Beredsamkeit und sardonischem Gelächter verwandelt wurde."

(„A University of Man", 5. Febr. 1887)

„Saldin ist eine ganz außerordentliche Erscheinung auf dem theologischen Schlachtfeld."

(Oldham Chronicle)

Werke von Dr. Georg Bonne, 1860–1945:
1. „Die Notwendigkeit der Reinhaltung der deutschen Gewässer", Verlag von F. Leineweber, Leipzig, 1901.
2. „Der Untergang der deutschen Binnenfischerei durch die Flußverunreinigung", Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Fischerei, 12. Band, 1/2. Heft, Ausg. 10. April 1905.
3. „Deutsche Flüsse oder deutsche Kloaken?" Kommissionsverlag von Gebrüder Lüdeking, Hamburg, 1907.
4. „Im Kampf um die Ideale. Die Geschichte eines Suchenden", Verlag Ernst Reinhardt, München, 1910.
5. „Die Klagen unserer Binnenfischer über die zunehmende Verunreinigung der deutschen Gewässer", Kommissionsverlag von Gebrüder Lüdeking, Hamburg, 1912.
6. „Über die wirtschaftliche Bedeutung der Alkoholindustrie in der heutigen Zeit", Alfred Janssen, Vortrupp-Verlag, Hamburg, 1920.
7. „Unsere Volksentartung und ihre Verhütung", Friedrich und Co. Verlag, Bremen, 1921.
8. „Wie können wir gerechterweise die Löhne abbauen und Streiks verhüten?" Verlag von W.F. Vogel, Hamburg, 1923.
9. „Die Bodenbesitzreform, ein Weg zur Volksgesundung und Volkseinheit", Verlag E. Reinhardt, München, 1924.
10. „Das Verbrechen als Krankheit. Seine Entstehung, Heilung und Verhütung", Verlag Ernst Reinhardt, München, 1927.